245-197
Fd

L.G.
A9176d

Deutsche
Illustrirte Volksbücher

von

Berthold Auerbach.

—×—

Mit 400 Bildern nach Originalzeichnungen

von

M. Artaria, K. Hoff, E. Ille, W. v. Kaulbach, A. Menzel, P. Meyerheim, A. v. Ramberg, L. Richter, J. Scholz, E. Schurth, M. v. Schwind, P. Thumann u. A.

Erster Band.

Karlsruhe
A. Bielefeld's Hofbuchhandlung.

Nachdruck — auch einzelner Stücke aus diesem Werke — wird gerichtlich verfolgt.

4035
18/6/00
31.

Druck von Gebrüder Kröner in Stuttgart.

Inhalt des ersten Bandes.

(Die den einzelnen Stücken beigefügten Jahreszahlen bezeichnen die Zeit der Abfassung und mögen zu erneuter Kenntnißnahme der Zeitstimmung dienen.)

	Seite*
Gut daheim	V
Seht euch die Bilder an. Mit Bild von Ludwig Richter	1
Gellert's letzte Weihnachten. (1857.) Mit 10 Bildern von Ludwig Richter	3
Die Gesellschafterin, wie sie sein soll. (1880.) Mit 3 Bildern von Paul Thumann	37
Der erste Ehestreit. (1880)	43
Adam und Eva auf dem landwirthschaftlichen Fest. (1878.) Mit 6 Bildern von Paul Thumann	45
Gleiche Wärme für Alle. (1865)	58
Verrechnet. (1866.) Mit Bild von Paul Thumann	64
Böse Saatfrucht. Eine Geschichte von unterwegs. (1863.) Mit 6 Bildern von Paul Thumann und M. Artaria	65
Huzel und Pochel Ein Nachtstück. (1858.) Mit 2 Bildern von Paul Thumann	81
Vormundschaftlicher Rath. (1868.) Mit Bild von Paul Meyerheim	96
Der Straßen-Mathes. (1868.) Mit 6 Bildern von Paul Meyerheim	97
Der Erfolg entscheidet. (1880.) Mit Bild von Paul Thumann	124
Was ist Humanität? (1880)	127
Die Frau des Geschworenen. Eine Erzählung. (1861.) Mit 14 Bildern von Paul Thumann	129
Der erste Schulgang. Aus den Denkwürdigkeiten eines deutschen Familienvaters. (1863.) Mit Bild von Paul Thumann	169
Die Friedenseiche. Aus den Aufzeichnungen eines Reichstagsabgeordneten. (1880.) Mit Bild von Karl Hoff	177

* Die Seitenzahlen befinden sich unten!

Seite

Der englische Angler. (1880.) Mit 2 Bildern von M. Artaria 183
* Der Steinklopfer. (1846.) Mit 12 Bildern von Arthur v. Ramberg 193
Nur eins. (1846.) Mit Bild von Kögler 224
Der Blitzschlosser von Wittenberg. (1860.) Mit 12 Bildern von Adolf Menzel 225
Das Landhaus an der Bahn. (1880.) 254
Die Stiefmutter. Eine Erzählung. (1859.) Mit 29 Bildern von A. v. Ramberg 257
Ein Friedenssoldat. Nach Mittheilungen eines oberdeutschen Officiers an den Herausgeber. (1862.) Mit 5 Bildern von Paul Thumann 361
Eine Meßpredigt zur Leipziger Messe. (1863.) 379
Die Albums der Albernheit. (1880.) 384
Besinn dich! (1880.) 384
Joseph und Benjamin. Eine Erzählung. (1862.) Mit 11 Bildern von Paul Thumann 385
Neue Stücklein vom Gevattersmann. (1866.) Mit 8 Bildern von Paul Thumann.
Er macht ein Haus 430
Kartätschen in die Klaviere 431
Die Abholungsstunde. (Aus dem Briefe eines Ballvaters.) 435
Die neuen Steuern 437
Der Schoppen ist Wahrheit 437
Drei heilsame Kugeln 438
Der Besuch ohne Umstände 441
Ueberraschendes Glück 442
Ganze Arbeit 443
Neue Provinzen im Seelenleben 444
Die Wunderhaube 445
Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann. Eine Ueberlieferung. (1863.) Mit Bild von Moriz Oppenheim 446

* Aus dem „Schatzkästlein des Gevattersmanns“ mit Erlaubniß der Verlagshandlung abgedruckt.

Gut daheim

möchten diese Bücher mit dir sein, lieber Leser, und dich in der Welt gut daheim machen.

Wer einsam sitzt, aus Lärm und Gewühl des Tages heraus sich auf sich selbst besinnt und hinausdenkt, wie Zusammenhang und Schicksal der Menschen sich bildet; wer im Kreise der Seinen lebt, wie sie Natur und freie Wahl ihm beschieden, dem möchten diese Bücher sich zugesellen.

Der Tag mit seinen verschiedenartigen Arbeiten trennt die Menschen, Jeder lebt seinem Beruf. Der Abend eint die Familie, die Freunde, die Nachbarn; und es ist ein gutes Wort, das wir Deutsche haben, es heißt: Feierabend. Wir feiern nicht nur, indem wir von der Arbeit ledig sind; erst das ist die Feier des Lebens, wenn wir gemeinsam Herz und Geist erfrischen.

Und da erzählt wohl Einer, der Mancherlei erfahren hat und mit Eifer bedacht war, das Leben verstehen zu

lernen und Anderen klar zu machen. Sie können Alle zuhören, Mann und Frau, Kinder und Großeltern, Knecht und Magd; sie können sich auch die Bilder betrachten, die von braven Meistern dazu gezeichnet sind.

Mögen diese Bücher helfen, dich in dir selber und in der Welt gut daheim zu machen.

Seht Euch die Bilder an!

ruft der Hausvater

die Seinigen herbei, wenn er eine Geschichte vorgelesen hat. Es ist dann gar lustig, wenn ein Großes oder Kleines sagt: so hab' ich mir den Mann, die Frau gedacht; oder auch: nein, ich hab' mir sie ganz anders gedacht; so und so ...

Jedenfalls ist es gut, den Sinn der Kinder von früh auf an die Anschauung des Schönen zu gewöhnen. Das wirkt zu Gutem und Erhebendem für das ganze Leben.

Gesegnet sei das Haus und die Stunde, da es der ganzen Familie gegönnt ist, ehrlich Gemeintes und schön Gebildetes gemeinsam in die Seele zu nehmen!

Gellert's letzte Weihnachten.

Es war am 22. December des Jahres 1768; es hatte drei Uhr geschlagen, eben verhallte der letzte Ton der Glocke von der Nikolaikirche in Leipzig, da kam, in einen Pelz gehüllt, ein Mann äußerst milden Antlitzes aus dem Thore der Universität. Auf seinen Mienen lag sanfte Heiterkeit, denn er hatte in hundert heitere Gesichter gesehen; ihm nach drängte sich ein großer Trupp Studenten, aber sie hielten an und ließen den Mann vorangehen; die Begegnenden auf der Straße grüßten, und einige Studenten, die vordrängten und an ihm vorbei nach Hause eilten, grüßten ebenfalls ehrerbietig. Der Mann dankte fast überrascht, wie ablehnend; und doch wußte er's und konnte sich's nicht verhehlen, daß er einer der Geliebtesten nicht nur der guten Stadt Leipzig, sondern weit und breit in allen Landen war. Es war Christian Fürchtegott Gellert — der Dichter der Fabeln und Oden und Lieder — der eben aus seinem Colleg kam.

Wenn wir heute die Vorträge über Moral lesen, die erst nach dem Tode Gellert's im Druck erschienen sind, so gewinnen wir nur einen sehr unvollständigen Begriff von jener mächtigen Wirkung, die sie unmittelbar aus dem Munde Gellert's übten. Schon seine Stimme und der rührende Vortrag, mit dem er die Lehren gab, bewirkten einen tiefen Eindruck im Gemüthe der Zuhörer, und Rabener hatte Recht, wenn er dem Freunde einst schrieb, „daß die menschenfreundliche Stimme" Gellert's zu seinen Worten gehörte. Vor allem aber war es die liebenswürdige und reine Persönlichkeit Gellert's, die erweckend und erbaulich auf die jungen Gemüther wirkte. Gellert selber war das beste Beispiel reiner Sittenlehre, und das Beste, was der Lehrer seinen Schülern geben kann, ist der Glaube an die Siegesmacht und den Bestand der ewigen Sittengesetze. Seine Lehren wurden zum Leben, weil sein Leben selber eine Lehre war. Mancher Sieg über die Noth des Lebens, über Versuchungen aller Art, ja manche Erhebung zu Edelsinn und reinem Thun hatte in jenem Hörsaale zu den Füßen Gellert's Wurzel gefaßt.

Es war, als ob Gellert fühlte, daß er diese Vorlesungen zum Letztenmale halten werde, daß diese Worte, die er so oft und eindringlich gesprochen, nimmer wieder aus seinem Munde tönen würden; eine eigene Wehmuth, aber auch eine eigene Kraft war in seinen Darlegungen.

Er hatte heute so nachdrücklich Bescheidenheit und Demuth empfohlen, und es schien ihm fast zuwider, daß man ihn wegen dieser Tugenden jetzt auf Schritt und Tritt in Versuchung brachte; denn er hörte mehrmals: das ist Gellert!

Was ist Ruhm und Ehre? Ein Prunk-Kleid, kein wärmendes, deckendes; und jetzt buchstäblich fror dem Dahinwandelnden das Herz im Leibe, denn er bekannte vor sich, daß er noch nichts gethan, nichts was ihm das Gefühl wahrer Genugthuung geben könne. Die Menschen ehrten und liebten ihn, aber was half das Alles? Sein innerstes Herz konnte sich nicht daran sättigen, er verdiente vor sich den Lobpreis nicht; und wo, wo zeigt sich denn sichtbar die Wandlung der Gemüther, die er bewirken möchte? — Wieder wollte ihn der Geist trösten und ihm sagen: manches Samenkorn wird verweht, manches fällt auf Felsen und manches auf fruchtbaren Boden

und wird siebenfach vermehrt. Seine innerste Seele hörte den Trost nicht, denn sein Leib war krank und schwer belastet, von Jugend auf und in letzter Zeit noch mehr als je. Und es gibt Zustände unseres Leibes, wo die erhabensten Worte, die hellsten Freudenklänge nur dumpf, kalt und schwer in die Seele dringen. Es gehört zu den herbsten Erfahrungen des Lebens, wenn man erkennt, wie wenig eigentlich ein Mensch dem andern sein kann. Wie jubelvoll ist jener jugendliche Frohmuth, der da glaubt: durch einen Gedanken, hinübergeleitet in das Herz des Andern, diesen nun zu bestimmen, daß er anders werde, daß er dem nachlebe, was er als das Wahre erkennen muß, und abthue alle bisherige Täuschung und umkehre von aller Irrbahn. Da gehen die Jünglinge hin! Folgen ihnen deine Worte nach? Wo gehen sie hin? Was denken sie jetzt? Wie werden sie leben? Mein Herz drängt sich ihnen nach, aber es kann nicht mit ihnen sein. O wie glückselig waren jene Sendboten des Geistes, die einem Jünglinge, einem Manne das Wort des Geistes zuriefen, und er mußte seinen bisherigen Weg verlassen und ward von Stund' an ein Anderer. Verzeih, o Gott, daß ich es ihnen gleich thun möchte; ich bin zu schwach und niedrig, und doch, mir ist's, als müsse es Worte geben, ungehörte, ungekannte; wo sind sie, die die Seele unmittelbar fassen?...

In solcherlei schweren Gedanken ging Gellert dahin bis hinaus vor das Thor nach dem Rosenthale. Nur ein schmaler Fußsteig war gebahnt, die Begegnenden wichen gern aus und traten in den Schnee, um ihm den gebahnten Weg frei zu lassen; aber in sich war er traurig und es war ihm, „als ob jeder Baum ihm etwas vorzuwerfen hätte".

Wie alle Männer wahrhaft reinen und nur dem Guten dienenden Strebens, so war Gellert nicht nur weit entfernt, sich an bereits Vollbrachtem genügen zu lassen, ja, mitten im Drange zu wirken, vergaß er es fast, daß er je schon etwas gewirkt, und so war er im besten Sinne des Wortes bescheiden: er begann mit jedem neuen Tage neu sein Thun, als ob er jetzt zum Erstenmale etwas zu leisten hätte. Und doch hätte er glücklich sein dürfen im Gedanken: wie seine hellen Stunden fortleuchteten, während sein eigenes Leben oft verdüstert war. Denn wie die Sonne, die am Sommertage scheint,

als festgesogene Wärme im Weine lebt, und wer weiß an welchem Orte, in welcher Winternacht ein Menschenherz erwärmt, so auch der Sonnenblick im Leben eines Mannes, dem es zum Berufe geworden, das im Geiste Empfangene für Andere festzuhalten. Ja, es ist hier

noch weit mehr; denn der Labetrunk, der hier geboten wird, mindert sich nicht durch Tausende, die sich sein erfreuen.

Die Abenddämmerung war hereingebrochen, als Gellert wieder heimkehrte nach seiner Wohnung im „Schwarzen Brett". Der alte Diener, Sauer mit Namen, nahm ihm den Mantel ab, und Famulus Gödike fragte, ob der Herr Professor etwas wünsche; als dieß verneint wurde, zog sich Gödike zurück, und Sauer zündete die Lampe

auf dem Arbeitstische an. „Es sind auch Briefe angekommen," sagt er und zeigte auf mehrere, die auf dem Tische lagen.

Gellert nickte und auch Sauer entfernte sich. Draußen aber stand er noch eine Weile bei Gödike, und Beide sprachen bejammernd davon, daß der Herr Professor sein Leiden wieder schwer empfinden müsse. Gödike sagte: es gibt eine Schwermuth, und das ist die häufigste, in der die innere Verdrossenheit leicht zum Unmuth gegen Alles und Jegliches wird, und die Umgebung des Schwermüthigen leidet dadurch namenlos; denn gegen sie kehrt sich der Unwille, Niemand thut etwas recht, nichts ist an seinem Platze. Wie ganz anders die Schwermuth Gellert's! Kein Mensch leidet darunter, als er selbst, gegen sich allein kehren sich seine schwarzen Gedanken, und gegen jeden Menschen außer ihm ist er jederzeit freundlich, liebreich und dienstfertig; er beißt sich selber mit scharfen Zähnen in die Lippe, aber wenn er zu Jemand spricht, ist er lauter Güte, Schonung und Selbstvergessenheit.

Während die Beiden mit einander sprachen, saß Gellert drin in der Stube und hatte sich eine Pfeife angezündet, um seine Unruhe zu bannen, mit der er die Briefe rasch erbrechen wollte; rauchend konnte er sie auch um so behaglicher lesen. Er machte sich Vorwürfe, daß er rauche, das sollte seiner Gesundheit schädlich sein, aber er konnte von der „schrecklichen Gewohnheit", wie er es nannte, nicht ganz lassen. Er betrachtete zuerst Aufschrift und Siegel der angekommenen Briefe, öffnete sie dann ruhig und las. Ein flüchtiges Lächeln zog über seine Mienen; es waren Briefe von wohlbekannten Freunden, voll Liebe und Huldigung, aber auch von Fremden, die sich in allerlei Herzensnoth Raths bei ihm erholten. Er las die Briefe voll freundlichen Zurufs zuerst flüchtig, um ein Recht zu haben, sie noch einmal zu lesen, und nicht Alles auf einmal zu wissen; und als er den Brief eines Freundes nochmals gelesen, sprang er vom Stuhle auf und rief: „Gottlob, Gottlob! daß ich so glücklich bin, daß ich solche Freunde habe." Seinem innerlich zaghaften Wesen waren diese Handreichungen wahres Bedürfniß, sie richteten ihn auf, und nur die, die ihn nicht kannten, nannten seine Freude über empfangenes Lob: Eitelkeit; es war im Gegentheil die tiefste Bescheidenheit. Wie oft saß er da, und Alles was er gelehrt und ge-

schrieben, Alles was er je den Menschen in Wort und Wirklichkeit gewesen, war verdunkelt, verschwunden und ausgelöscht und er erschien sich als unnützer Knecht der Welt.

Er antwortete alsbald den Freunden; und wie es ihm immer erging, wenn er bei Menschen war und in ein lebendiges Antlitz

schaute, wie da seine innere Traurigkeit schwand und die Menschenfreundlichkeit, ja die Munterkeit seiner Seele hervorleuchtete, so geschah es auch in Briefen: wenn er sich zu den Menschen dachte, an die er schrieb, da gewann er nicht nur die Gelassenheit, diese Tugend, nach der er sein ganzes Leben strebte; auch sein liebreiches Wesen lebte auf, und nur in leisen Andeutungen bekannte er die Schwere und Verdrossenheit, die auf seiner Seele lastete. Er war im vollen Sinne des Wortes leutselig: im Angesichte guter Menschen und

im Gedenken an ihre Güte lag für ihn eine wahre Seligkeit, und freudige Belebung kam über ihn.

Als er aber zu Ende geschrieben hatte und wieder allein war, kamen die dunklen Geister wieder; er hatte sich gefaßt und sich zu einem heiligen Gesange aufschwingen wollen, aber er war unzufrieden mit sich, er vermochte nicht jene innerlich sichere und selbstfreudige Glaubensmacht auszuprägen, die in ihm lebte. Immer wieder standen die Spötter und Freigeister vor seinen Gedanken, er mußte ihre Einwürfe widerlegen, und erst über diese Einwürfe hinüber gelangte er zu sich selbst.

Es ist ein schwerer Zustand, wenn ein schaffender Geist die Widersacher nicht vergessen kann, die in der Welt umher ihm gegenüber stehen; sie kommen ungerufen in die Stube und lassen sich nicht bannen, sie schauen über die Achsel und zerren an der Hand, die die Worte niederschreiben will, verkehren die Gestalten und verdrehen die Gedanken, und da und dort, von der Decke, an den Wänden grinsen höhnische Fratzen und spotten und vernichten; was eben als Erhebung aus der Seele floß, wird in tollem Wirbel zum Aberwitz verkehrt.

Muthig und selbstgewiß faßt sich dann der Geist in sich und stellt sich fest einer Welt von Feinden entgegen. Eine kraftvolle Natur wirft mit kühnem Griffe dem Teufel das Tintenfaß an den Kopf, geht den Gegnern tapfer im gesprochenen und geschriebenen Wort zu Leibe und hält sich das eigene Sein frei von Verwirrung, mit der die Gegner alles Gethane verkehren und zu Allem, was noch zu geschehen hat, die Seele in sich unsicher und unmuthig machen.

Gellert war keine kämpfende trotzige Natur, die sich auf sich selber stellt; er warf die Gegner nicht nieder und schritt seines Weges; er wollte sie überführen, und so lebten sie stets für ihn fort. Und wie ihn der Zuruf der Freunde beseligte, so konnte ihn der Widerstreit der Gegner in tiefe Trauer versenken. Dazu kam, daß er allzeit kränklich war; er hatte, wie er selbst klagt, „neben oft wiederkehrendem Husten und Hüftschmerz beständig ein Nagen und Spannen in der Mitte der Stirne, das er früh mit aus dem Bette in den Tag und aus dem Tag mit in die Nacht brachte."

So saß er lange und tiefe Trauer lebte in ihm, und wie so oft

und immer wieder war sein einziger Wunsch, Gott möge ihm geben, daß er, wenn seine Stunde komme, fromm und gelassen sterbe.

Mitternacht war vorüber, als er sich zu Bett begab und das Licht löschte.

Und die Eimer am Brunnen gehen auf und nieder.

Um dieselbe Stunde erhob sich in der Dübener Haide der Bauer Christoph aus dem Bett. Als er mit Stahl und Stein Funken in die verbrannten Hadern hineinspritzte und jetzt sich ein Licht an-

zündete, fragte die Frau ebenfalls erwachend: „Warum seufzest du so schwer?"

„Ach, mir ist das Leben verleidet, ich bin der geplagteste Mensch auf der Welt. Der geringste Schreiber auf dem Amt kann jetzt noch ruhig liegen, braucht sich nicht den Schlaf zu brechen, und ich muß jetzt hinaus in Wind und Wetter."

„Sei zufrieden," erwiderte die Frau, „und mir hat geträumt, du bist doch noch Schulze geworden und hast etwas auf dem Kopfe gehabt wie eine Königskrone."

„Ach, ihr Weiber! Ihr habt nicht genug an dem, was ihr erlebt; ihr redet auch noch gern von dem, was euch träumt."

„Zünd' auch die Ampel noch an," erwiderte die Frau, „ich stehe auf und koche dir eine gute Suppe."

Der Bauer steckte ein Licht in die Laterne, ging hinab in den Stall, schüttete den Pferden Futter auf und setzte sich dann auf den Futtertrog; die Hände zwischen die Kniee geklemmt, gesenkten Kopfes, dachte er immer wieder darüber nach, welch ein elendes Leben er eigentlich habe. Warum haben's viele Menschen so gut, so ruhig, und du mußt dich plagen? Was geht's mich an, daß Neid eine Untugend ist? Und ich bin gar nicht neidisch, ich gönne ja Anderen, daß sie es gut haben; nur möchte ich's auch haben: ein ruhiges stilles Leben. Hab' ich's nicht schlimmer als ein Pferd? Das kriegt zur rechten Zeit sein Futter und hat nicht dafür zu sorgen. Warum hat mein Vater meinen Bruder Pfarrer werden lassen? Der hat seine ruhige Besoldung, sitzt in der warmen Stube, läßt Gott einen guten Mann sein, und ich muß mich schinden und plagen.

Seltsam! Von dem eigentlich nächsten Gedanken, daß er gern Ortsrichter geworden wäre, wollte er sich nichts gestehen.

Er saß lange still, dann ging er wiederum hinauf in die Stube an der Küche vorbei, wo das Feuer lustig brannte. Er setzte sich an den Tisch und wartete auf die Morgensuppe. Auf dem Tisch lag ein offenes Buch, die Kinder hatten noch am gestrigen Abend darin gelesen; unwillkürlich nahm er es vor und las darin. Plötzlich stand er auf, rieb sich die Augen und las nochmals. Wie kommt der Spruch gerade jetzt? — Er hielt die Hand auf das Buch und so leicht waren ihm die Worte eingegangen, daß er sie mit den Lippen

leise vor sich hin sprach und er nickte mehrmals, wie wenn er sagen wollte: wahr ist's! Laut sagte er: „Da ist Alles bei einander, kurz und klein." Noch starrte er drein, da brachte die Frau die

dampfende Suppe, er zog die Mütze ab, faltete die Hände und sprach laut:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast;
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

Die Frau sah den Mann verwundert an. Welch ein seltsamer Ausdruck lag in seinem Gesichte! Als er sich jetzt niedersetzte und aß, sagte sie: „Aber was ist denn das für ein Gebet? Was machst du? Wie kommst du dazu?"

„Das beste Gebet ist das, das beste, ein wahres Gotteswort. Ja, und so gut hast du dein Lebtag noch keine Suppe gemacht. Du mußt was Besonderes drein gethan haben."

„Ich verstehe dich nicht. Halt, da liegt das Buch, da steht's; das ist von dem Gellert in Leipzig."

„Was? Gellert in Leipzig? Menschen, die so was so fassen können, die gibt's nicht mehr, die hat's vor tausend Jahren gegeben in heiligen Ländern, bei uns nicht; das ist ein Wort von einem alten Heiligen."

„Und ich sage dir, es ist von dem Gellert, von dem dein Bruder erzählt hat; er ist ja sein Lehrer gewesen. Hast du nicht gehört, wie fromm und gut er ist?"

„Ich hätte nicht geglaubt, daß es noch solche Menschen gibt und so nahe bei uns, da in Leipzig."

„Ja, aber die vor tausend Jahren gelebt haben, waren doch auch einmal lebendige Menschen; über Leipzig ist derselbe Himmel und scheint dieselbe Sonne und regiert derselbe Gott wie über alle andern Städte."

„Ja, ja, an dir hat mein Bruder eine gelehrige Schülerin!"

„Warum nicht? Ich habe Alles behalten, was er von dem Professor Gellert erzählt hat."

„Professor?"

„Ja, Professor!"

„Ein Mann, der solch einen stolzen neumodischen Titel hat, der kann so was nicht machen."

„Er hat sich den Titel nicht selber gegeben, und er ist arm genug dabei, und wie hart ist's ihm gegangen! Er hat schon von Kindheit an die Armuth gekannt, sein Vater war ein armer Pastor mit dreizehn Kindern in Haynichen und Gellert hat als ganz kleiner Junge im Amte Abschreiber sein müssen; wer weiß, ob er sich nicht da seinen kranken Körper geholt hat. Und jetzt, da er ein alter Mann ist, will's ihm immer noch nicht besser gehen; er hat oft kein Holz

und muß frieren. Es geht ihm vielleicht auch wie jenem Studenten, von dem dein Bruder erzählt hat: der ist blutarm, und muß doch studiren, und da bleibt er im Winter weit in den Tag hinein mit hungrigem Magen im Bett liegen und hat sein Buch vor sich, und bald thut er die eine Hand herauf, um das Buch zu halten, und wenn die pelzig kalt ist, wieder die andere. Ach! es ist gar nicht zu sagen, wie armselig der Mann leben muß. Dein Bruder hat mir auch erzählt: wenn er nur ein paar Thaler hat, denkt er gar nicht an sich, er sucht immer einen, der noch ärmer ist als er, und da schenkt er Alles weg und hilft und sorgt. Ach Gott! Wer weiß, ob er in dieser Stunde nicht hungert und friert; und er soll auch noch dazu kränklich sein."

„Frau! dem Mann möcht' ich was Gutes thun — wenn ich nur was könnte. Wenn er Aecker hätte, ich wollte sie ihm acht Tage lang umackern und ansäen und schneiden und einthun und dreschen. Für den möcht' ich was Rechtes thun, so was, daß er's auch spürt, daß ihm Einer hilft. Aber er hat ein Geschäft, wo ich ihm nichts helfen kann."

„So such' ihn doch auf und red' einmal mit ihm, du fährst ja heute mit dem Holz nach Leipzig. Such' ihn auf und sag' ihm Dank; das thut so einem Mann schon wohl. Es kann Jeder zu ihm kommen."

„Ja, ja, ich möcht' ihn gern sehen und ihm die Hand geben, aber nicht die leere Hand. Wenn ich nur was hätte."

„Frag' deinen Bruder und laß dir ein Briefchen an ihn mitgeben."

„Nein, nein, sage meinem Bruder nichts; aber es könnte doch sein, daß ich ihm begegne. Gib mir meinen Sonntagsrock, er wird nicht vertragen unter dem Mantel."

Als die Frau den Rock brachte, sagte sie: „Wenn der Gellert nur eine Frau hätte, oder eine eigene Haushaltung, da könnte man ihm was schicken; aber dein Bruder sagt: er ist ledig und lebt mutterseelenallein."

So fröhlich hatte Christoph noch nie seine Pferde angeschirrt und an den mit Buchenholz beladenen Wagen gespannt, so freudig hatte er lange nicht seiner Frau die Hand zum Abschied gegeben,

als heute. Nun fuhr er mit dem schwerbeladenen Gefährte durch das Dorf, die Räder pfiffen und knisterten im Schnee. An dem Pfarrhause hielt er plötzlich an und schaute hinauf, dort, wo der Bruder jetzt schlief; er will ihn wecken und ihm sagen, was er thun will, aber rasch peitscht er auf die Pferde, und es geht weiter: er mag sich noch nicht binden, was er thun will, vielleicht war's nur ein flüchtiger Gedanke. Das gesteht er sich nicht, und er sagt sich nur, daß er den Bruder überraschen wolle, wenn er's thut. Er dachte sich hin zu dem frommen Manne, der jetzt dort in der Stadt schläft, und nach einer alten Sangweise sang er vor sich hin den Vers.

Wer weiß, wie wunderbar im Leben sich Wirkungen zeigen, denen wir nicht nachgehen können. Auch Gellert hörte im Traume ein Singen, er wußte nicht, was es war, aber es klang so tröstlich, so fröhlich . . .

Christoph fuhr dahin, und es war ihm, als ob ihm eine Binde von den Augen genommen wäre. Er dachte zurück, welch ein schönes Haus, welch eine brave Frau er habe und frische Kinder, und wie warm war der Mantel, den er übergeschlagen hatte, und wie wohlauf Mensch und Vieh; durch die stille Nacht fuhr er dahin, und neben ihm saß ein Geist — aber nicht ein Blendwerk der Einbildung, wie in alten Tagen die Menschen zu ihrem Schrecken sich ausdachten — ein guter Geist saß neben ihm, neben dem Holzbauer, der sein Leben lang nicht geglaubt hatte, daß etwas Anderes Macht über ihn gewänne, als was Hand und Fuß hat.

Es geht die Sage, daß in schweren Nächten böse Geister sich auf den Nacken der Menschen setzen, daß sie keuchend vor Angst schwitzen; das war heute ein ganz anderer, der neben dem Holzbauer saß, und sein Herz war warm und schlug rasch.

Es war in alten Zeiten, da führten Männer Holzfuhren durch die Nacht, um sie zu sammeln auf einen Scheiterhaufen, darauf man Andersgläubige verbrennt; jene Männer glaubten ein gutes Werk zu thun, sie halfen mit das Gericht vollziehen, und doch, wer weiß, wie angstvoll es ihnen zu Muthe war, wenn sie denken mußten: auf dem Holze, das du führst, jammert, röchelt und verhaucht morgen ein Mensch wie du. Wer weiß, welche schwarze Unholde sich jenen Männern auf den Nacken setzten, die das Holz zum Scheiterhaufen

führten. — Wie ganz anders war es unserm Bauer Christoph heute.

Weiter hinaus in alten Zeiten führten Männer Holz in den Tempel, darauf man Opfer verbrannte zu Ehren Gottes, und sie thaten Gutes in ihrem Sinne; denn wo dem Drange des Herzens kein Wort mehr ausreicht, bringt es gern Etwas dar, was ihm lieb, was ihm werth ist, als Zeichen seiner Hingebung, als Zeichen, daß es ihm ernst ist mit seinem Willen.

Wie ganz anders fuhr jetzt Christoph von der Dübener Haide den Weg entlang. Er wußte nicht, ob er ein reines Opfer zu bringen willens war im Vergleich mit anderen verschollenen Zeiten; aber sein Herz erwärmte sich.

Als es Tag geworden, war er vor dem Stadtthor von Leipzig angekommen. Da begegnete ihm ein Leichenzug, die Thomasschüler in langen schwarzen Mänteln sangen hinter der Leiche drein. Christoph hielt an und zog den Hut ab. Wen begräbt man da? Wenn es Gellert wäre! Ja, gewiß er ist's, und wie gern hättest du ihm noch was Gutes gethan, ja, du hättest ihm dein Holz geschenkt. Ja, das hättest du, sicher; jetzt ist er todt, und du kannst ihm nichts mehr thun!

Erst als der Leichenzug vorüber war, fragte Christoph, wer da begraben würde. Es war ein einfacher Bürger, es war nicht Gellert. In dem schweren Athem, der jetzt aus der Brust Christophs aufstieg, lag ein doppelter Ausdruck; einerseits war es Freude, daß Gellert nicht gestorben war, andrerseits ein leises verstohlenes Gefühl, daß er nun fest versprochen hatte, ihm das Holz zu schenken; aber wem hatte er es versprochen? Sich selber. Mit dem eigenen Gewissen läßt sich leicht rechten.

Der Aberglaube fabelt von Beschwörungsformeln, mit denen man, ohne Zuthun des Kranken, plötzlich den bösen Geist austreiben könne. Es wäre bequem, wenn man das hätte; aber in Wahrheit ist es nicht so, da dauert es lang, bis das böse Gelüste und die böse Gewohnheit aus der Seele heraus ist, in die sie sich eingenistet, und der Wille, der lange gebunden war, muß mitarbeiten, wenn ein erlösendes Machtwort von außen ihn befreien soll. Man kann nur den führen, der selber die Füße hebt.

Als sich jetzt Christoph umschaute, sah er, daß er bei einem Wirthshause angehalten hatte; er führte sein Fuhrwerk noch etwas

bei Seite, ging hinein in die Stube und trank eine Tasse Warmbier. Hier war bereits viel Leben, und an einem Tisch nicht weit vom Christoph saß ein Bauer mit seinem Sohne, der hier Student war,

und der Student erzählte, welch ein großes Halloh vor wenigen Tagen gewesen: der Professor Gellert sei kränklich, und Ausreiten auf einem wohlgeschulten Pferde sei seiner Gesundheit zuträglich; nun habe ihm Prinz Heinrich von Preußen, während des siebenjährigen Krieges, als er Leipzig besetzt gehalten, eine Schecke geschenkt, die sei vor Kurzem gestorben, und der Kurfürst, der dieß gehört, habe Gellert von Dresden aus ein frisches lichtbraunes Pferd geschickt, mit goldenem Zaum, blausammtnem Sattel und goldgestickter Schabracke. Die halbe Stadt sei zusammengelaufen, als der Stallknecht, ein Mann mit eisgrauen Haaren, das Pferd brachte, und mehrere Tage wurde es im Stalle öffentlich gezeigt; aber Gellert wage nicht, das Pferd zu besteigen, es sei ihm zu jung und zu muthig. Der Vater fragte nun den Studenten, ob denn ein Professor nicht so viel verdiene, daß er sich selber ein Pferd anschaffen könne; worauf der Sohn erwiderte: „Keineswegs. Gellert's Gehalt besteht in hundert Thalern und sein weiterer Verdienst ist auch gering. Die Vorlesungen über Sittenlehre, die ihm die meiste Mühe machen, hält er öffentlich, d. h. umsonst, und hat hunderte von Zuhörern. Dafür aber hat er in den anderen Stunden, die bezahlt werden müssen, deren um so weniger. Allerdings wird er oft da und dort her von hohen Gönnern beschenkt, aber so ist es, keiner beschenkt ihn dermaßen, daß er ein- für allemal frei und sorglos leben könnte, daß es mit einem einzigen Danke abgethan wäre."

Unser Christoph stutzte, als er dieß hörte; wohl hatte er sich's gelobt, Gellert das Holz zu bringen, aber die Ausführung war doch noch in seiner Hand.

Wie leicht wäre die Tugend, wenn Wille und That gleich Eins wären, wenn die Ausführung im Augenblicke der flammenden Begeisterung alsbald vor sich gehen könnte. Da muß man aber meist über Hindernisse hinweg, über solche, die sich äußerlich in den Weg legen, und über solche, die tief im Herzen sich bereiten; und die Lässigkeit hat tausendfältige gar kluge Fürsprecher.

Wie Manche gehen aus und ein reiner Wille bewegt sie, aber sie lassen sich durch kleine Hindernisse ablenken von ihrem Wege, ja oft von ihrem ganzen Lebenswege.

Vor dem Hause traf Christoph andere Holzbauern, die ihn

kannten, und: „Bist auch schon früh bei der Hand?" „Die Preise sind heut gut." „Es kommt heut wenig auf den Markt," hieß es von verschiedenen Seiten. Christoph wollte sagen, daß ihn dieß Alles nichts angehe, aber er scheute sich zu bekennen, was er vorhabe, und eine innere Stimme sagte ihm, daß er nicht lügen dürfe. Ohne zu antworten, schloß er sich den Anderen an und fuhr mit ihnen nach dem Markt; im Dahinfahren dachte er: da ist der Peter und der Gottfried und der Johannes, die haben siebenmal mehr Vermögen als du, von denen denkt gewiß Keiner, so etwas zu thun; warum willst du der gute Narr sein? Halt! Was geht denn dich an, was Andere thun oder lassen? Es muß Jeder selber seine Haut zu Markte tragen.

Ja, aber zu Markte fährst du, es ist gewiß besser so, ja gewiß, es ist besser: du verkaufst das Holz, wer weiß, ob er es gar brauchen kann, und du bringst ihm das Geld, das du daraus erlösest, wenigstens den Haupttheil davon. Aber ist denn das Holz noch dein? Du hast's doch eigentlich schon weggegeben, es ist dir nur noch nicht abgenommen worden . . .

Es gibt Menschen, die nicht geben können; sie lassen sich nur nehmen, von der Hand des Zufalls oder von Drängen und Bitten. Christoph hatte den Besitz so fest in der Hand, daß er ihn nur nach schwerem Ringen losließ, und doch war sein Herz gut, wenigstens heute so gestimmt; aber der Versucher sprach: so mildthätig wie du ist nicht leicht ein Mensch; wie gern hättest du gegeben, wenn's der Mann nöthig hätte; dein guter Wille muß für die That angerechnet werden... Dennoch war in ihm wieder Etwas, was sich dem widersetzte, ein Nachhall aus jenen Stunden, da er in stiller Nacht dahingefahren und es in ihm brannte wie ein heiliges Feuer und es sprach: „Du mußt nun auch vollführen, was du gewollt. Freilich weiß kein Mensch davon, du hast dich vor Niemand zu verantworten, aber du selbst weißt davon und Einer über dir, und wie willst du dich verantworten? Und er sagte sich innerlich: dabei bleibt's! Jetzt ist's gleich neun, wenn dich bis zehn Uhr Niemand fragt, was dein Holz kostet, bis Schlag zehn Uhr, das heißt bis es ausgeschlagen hat, wenn dich Niemand fragt, dann gehört das Holz dem Professor Gellert; kommt aber ein Käufer, dann ist's ein Zeichen, daß du's

nicht zu thun brauchst, nicht sollst. So ist's und bleibt's. Aber wie? Was ist denn das? Kannst du deine Gutthat davon abhängig machen? Nein, nein, das ist nichts. Doch, doch, es ist nur zum Spaß, ich will's probiren."

Wie im Kreise wirbelnd, drehte ihn die Versuchung, und doch stand er mit anscheinend ruhigem Gemüthe neben seinem Wagen auf dem Markte. Die Menschen, die ihn so in sich hineinmurmeln hörten, schauten ihn verwundert an und gingen auf die anderen Wagen zu, an ihm vorüber, als ob er nicht da wäre. Es schlug neun Uhr. — Noch eine ganze Stunde kannst du ruhig warten! Christoph stopfte sich eine Pfeife und sah ruhig zu, wie bald diese, bald jene Fuhre abgeführt wurde; es schlug ein Viertel, halb und drei Viertel, jetzt steckte Christoph seine Pfeife ein, die schon lange kalt geworden war, seine Hände selbst waren wie gefroren, alles Blut trat ihm nach dem Herzen. Jetzt schlug es voll aus, ein Schlag nach dem andern. Anfangs zählte er, dann aber redete er sich ein, einen Schlag versäumt und sich verzählt zu haben. Sei es willkürlich oder unwillkürlich — als es ausgeschlagen hatte, sagte er sich: du hast dich geirrt, es war neun Uhr, nicht zehn Uhr. Er wendete sich auf die andere Seite, um das Zifferblatt nicht zu sehen, und so stand er noch geraume Weile, beide Hände auf die Wagenleiter gelegt, nach dem Holze schauend. Er wußte nicht, wie lange er so gestanden, da klopfte ihm Jemand auf die Schulter und fragte: „Was soll das Klafter von dem Holz kosten?"

Christoph wendete sich um, es lag etwas seltsam Verwirrtes in seinem Blicke, und er sagte: „Was? was? Wie viel Uhr ist?"

„Halb elf."

„Da ist das Holz nicht mehr mein, nicht mehr zu verkaufen," und sich selber zusammennehmend, wurde es ihm plötzlich warm; mit fester Hand wendete er die Pferde und ließ sich von Holzhauern, die ihn begleiteten, den Weg nach dem Hause „Zum schwarzen Brett bei Doctor Junius" zeigen. Dort lud er ein gesetzmäßiges Klafter ab; bei jedem Scheit Holz, das er vom Wagen herunter gab, lächelte er gar seltsam. Die Holzmesser maßen das Holz genau, wendeten jedes Scheit und legten es an die passende Stelle, damit nirgends hohler Zwischenraum bleibe.

„Warum seid ihr denn heute so übergenau?" fragte Christoph, und erhielt die Antwort:

„Herr Professor Gellert soll sein ehrlich gemessenes Klafter haben; jedes Spänchen, das man dem entzieht, wäre eine Sünde."

Christoph lachte laut und die Holzmesser sahen ihn verwundert an, denn solche Genauigkeit führt sonst leicht zu Streit. Christoph hatte noch einige überzählige Scheite auf dem Wagen, diese behielt er auch richtig bei sich. Jetzt kam der Diener Sauer und fragte: wem das Holz gehöre.

„Dem Professor Gellert," antwortete Christoph.

„Er ist ein Narr! Es ist nicht wahr, der Herr Professor hat kein Holz gekauft; das zu besorgen ist meine Sache."

„Er hat's auch nicht gekauft, und es gehört ihm doch!" rief Christoph.

Sauer war eben daran, den verrückten Bauer tüchtig auszuzanken, er erhob seine Stimme um so lauter, da es eben von der Nikolaikirche elf Uhr schlug. Jetzt aber war er still, denn dort von der Universität her kam gelassenen Ganges ein Mann feinen Ansehens; bei jedem Schritte lüfteten sich hüben und drüben Hüte und Mützen der Vorübergehenden, und Sauer rief nur noch: „Da kommt der Herr Professor selber!"

Welch ein eigenthümlicher Glanz zog da über das Antlitz Christoph's; er sah nach dem Kommenden aus, und sein Blick mußte so durchdringend sein, daß Gellert, der immer gesenkten Kopfes ging, plötzlich aufschaute. Als er jetzt nahe war, sagte Christoph: „Herr Gellert, es freut mich, daß Sie noch leben."

„Ich danke Euch," erwiderte Gellert und wollte vorübergehen. Aber Christoph trat ihm näher, streckte ihm die Hand entgegen und sagte: „Ich hab' mir da erlaubt .... ich will .... geben Sie mir eine Hand, Herr Gellert." Gellert zog die feine länglich magere Hand aus dem Muff, und sie legte sich in die harte, wie mit Eichenrinde überzogene Hand des Bauern; in diesem Augenblicke, da sich die Hand des Gelehrten in die des Bauern legte, da die eine den Druck der andern fühlte, im lebendigen Erfassen, da geschah — den einzelnen sterblichen Menschen unbewußt — eine Erneuerung jenes gesunden Lebens, das erst ein Volk zur Einheit macht.

Wie lange hatte die gelehrte Welt, abgeschlossen in sich, geschieden von den Volksgenossen um sie her, lateinisch gedacht, fremdländisch empfunden, in vergangenen Welten geforscht. Von Gellert an beginnt die immer weitergehende Einigung der Volksgenossenschaft durch alle Schichten des Lebens, gebend und empfangend. Und wie der Gelehrte, der einsam Dichtende hinauszuwirken trachtet, erweckend und bestimmend, so empfängt er auch aus der Mitwelt, und das einsame Denken und Dichten wird zum gemeinsamen, dessen hohe Wirkungen noch nicht abzusehen sind; denn höher als der höchst begabte Geist eines einzelnen Menschen steht der Geist eines Volkes.

Mit dem Händedruck, den Gellert und der Bauer Christoph einander gaben, begann eine große Wechselwirkung alles Lebens, die nimmer ablassen kann.

„Erlaubt, daß ich mit Euch in Eure Stube gehe," sagte Christoph,

und Gellert nickte; er war so höflich, daß er dem Bauer winkte zuerst einzutreten, aber Sauer drängte sich gleich nach; er dachte, das müsse ein Verrückter sein, er mußte seinen Herrn beschützen, der Mann sehe ja aus wie betrunken. Gellert ging mit seinem Famulus Gödicke hinter den Beiden drein.

Gellert aber fühlte, daß der Mann von einem reinen Gedanken bewegt sein müsse, er ließ die beiden Anderen zurückbleiben, führte Christoph allein in seine Studirstube und fragte nun nochmals, indem er die linke Hand mit der rechten umschlang: „Was wünschet Ihr von mir, lieber Mann?"

„Ich? Nichts! Ich habe Ihnen nur da eine Klafter Buchenholz gebracht; eine richtige, volle; ich gebe aber auch noch die paar Scheite dazu, die ich auf dem Wagen habe."

„Mein lieber Mann, den Holzeinkauf besorgt mein Diener Sauer."

„Es ist ja nicht vom Kaufen die Rede. Nein, guter Herr, ich schenk's Ihnen."

„Mir? Warum gerade mir?"

„O Herr, Sie wissen gar nicht, was für Gutes Sie thun, was Sie an mir gethan haben; meine Frau hat Recht, warum sollen denn nicht auch in unsern Tagen echte fromme Menschen leben. Scheint ja die Sonne noch wie vor tausend und tausend Jahren, es ist Alles noch so, und lebt ja der alte Gott noch."

„Ja wohl, es freut mich, Euch so fromm zu sehen."

„Lieber Herr, ich bin nicht immer so fromm, aber wenn ich's jetzt ein wenig bin, sind Sie schuld; wir haben keine Beichte mehr, aber Ihnen kann ich beichten, und Sie haben mirs schwerer vom Herzen abgenommen als eine Klafter Holz vom Wagen. O Herr! Man sieht mir nichts mehr davon an. Ich bin in jungen Jahren ein übermüthiger lustiger Kamerad gewesen und draußen im Feld und drin in der Schenke und in den Spinnstuben hat Keiner mit mir um die Wette singen können; aber das ist lang vorbei. Was soll für einen Mann, dem die Todtenblümchen auf dem Kopfe wachsen — er deutete dabei auf seinen grauen Kopf — all das schnackische Zeug? Und dazu noch der siebenjährige Krieg, der hat uns das Singen vertrieben. Aber heute Nacht, mitten in der grimmen Kälte, hab' ich gesungen, das Lied ist für mich gesetzt, und alle alten Liedweisen

passen drauf und es ist mir gewesen, wie wenn ich einen Wegweiser sähe, der deutet, ich weiß nicht wohin, oder nein, ich weiß wohin."

Nun erzählte der Bauer, wie er so unzufrieden und unwirsch in seinem Gemüthe war, und wie ihn das Wort in dem Liede auf einmal erhoben und begleitet habe auf der Fahrt, wie ein guter Kamerad, der Einem herzlich zuspricht.

Gellert faltete bei diesen Worten des Bauern still die Hände und der Bauer schloß: „Wieviel hab' ich immer andere Menschen beneidet, ich versteh' jetzt gar nicht mehr warum; aber Sie beneide ich, ich möchte so sein wie Sie," — und Gellert erwiderte:

„Ich will Gott danken und mich freuen, daß meine Schriften Euch genützt haben. Denkt nicht so gut von mir. Wollte Gott, ich wäre ganz der gute Mann, der ich in Euren Augen bin. Ich bin weit noch nicht so, wie ich sein sollte, sein möchte; ich schreibe meine Bücher auch zu meiner eigenen Vervollkommnung, um Anderen und mir klar zu machen, was man sollte."

Lachend erwiderte der Bauer: „Es ist, wie meine Mutter selig vom alten Pfarrer erzählt hat; der steigt einmal auf die Kanzel und sagt: Ihr lieben Leute, ich predige nicht nur für Euch, ich predige auch für mich, ich hab's auch nöthig."

Christoph lachte übermäßig, als er das vorgebracht hatte, auch Gellert lächelte und sagte: „Ja wohl, wer im Finstern einem Andern mit einem Lichte leuchtet, der leuchtet auch sich selbst, und das Licht ist nicht aus uns, es ist uns in die Hand gegeben von dem, der den Sonnen ihre Bahnen gewiesen."

Der Bauer stand still und blickte zur Erde, es war etwas in ihm, das ihm den Muth versagte, die Augen aufzuschlagen; er war sich nur dessen bewußt, daß es sich nicht geschickt habe, wie er vorhin so laut lachte, als er von dem alten Pfarrer erzählte.

Eine längere Pause trat ein und Gellert schien nur noch dem Hinweis auf das Wirken eines Dorfpfarrers nachzudenken, denn er sagte halb für sich: „O wie war's mein tiefster Wunsch, Dorfpfarrer zu werden; da zu wandeln unter den Menschen und lebendig Eins sein mit ihnen, das ganze Lebenlang der Freund ihrer Seele, sie nie aus den Augen zu verlieren. Dort geht Einer, den ich den rechten Weg geführt, ein Anderer, mit dem ich noch ringe, den ich aber

gewiß errette, und in Allen lebt die Lehre, die Gott durch mich verkündet. Wenn ich nicht glaubte, daß ich wider meine Pflicht handelte, so würde ich das Landleben den Augenblick für meine übrigen Tage erwählen. Wenn ich auf dem Lande aus dem Fenster sehe, ist mir der weite Himmel, wovon wir in der Stadt nichts wissen, ein ganz neues Schauspiel; hier stehe ich dann und vergesse mich eine halbe Stunde im Sehen und Denken. Ja, guter Mann, beneidet Keinen aus dem gelehrten Stande. Seht mich, ich bin fast immer krank und was ist ein sieher Körper für eine Last. Wie kräftig seid Ihr. Ich bin nie froher, als wenn ich, ohne bemerkt zu werden, eine Tafel voll hungriger Mägde und Knechte speisen sehe. Wenn diese Leute auch sonst nicht so glücklich sind als ihre Herrschaft, so sind sie doch bei Tische gewiß glücklicher."

„Ja, guter Herr, Essen und Trinken schmeckt uns, und in den Tagen, wie ich das Holz da unten gefällt und hergerichtet habe, da war ich besonders aufgeweckt; es ist doch, als wenn ich's geahnt hätte, daß ich damit was Gutes thun soll."

„Und ich soll mich nun von Euch beschenken lassen?" fragte Gellert, indem er mit der linken Hand das Kinn erfaßte. Der Bauer erwiderte: „Da ist nicht viel zu reden."

„Nein, da wäre viel zu reden, aber ich nehme Euer Geschenk an. Es ist Hochmuth, sich nicht gern beschenken zu lassen. Ist nicht Alles, was wir haben, ein Geschenk Gottes? Und was ein Mensch dem andern gibt, das thut er, wie es ganz treffend heißt, um Gottes willen. Wäre ich Euer Pfarrer, ich ließe mich ja auch gern von Euch beschenken. Seht, lieber Mann, wir Menschen haben einander eigentlich nie Dank zu sagen. Ihr habt mir nichts gegeben, was Euer ist, und ich Euch nicht, was mein ist: daß die Bäume im Walde wachsen, das ist nicht Euer, das thut der Schöpfer und Erhalter der Welt, und der Boden ist nicht Euer und die Sonne nicht, und der Regen nicht, das sind Alles Werke seiner Hand, und daß vielleicht etwas Heilsames mir in der Seele aufgeht, das meinen Mitmenschen nützt, das ist nicht mein, das thut Er. Das Wort ist nicht mein und der Geist ist nicht mein, und ich bin nur ein Werkzeug in seiner Hand. Darum braucht nicht Einer dem Andern in Worten Dank zu sagen, wenn nur Jeglicher recht erkennt, wer da gibt."

Der Bauer sah staunend auf; Gellert merkte es und fuhr fort: „Versteht mich recht, ich danke Euch herzlich; Ihr habt Gutes gethan. Aber daß die Bäume gewachsen sind, ist nicht Euer, wie es nicht mein Werk, daß Gedanken in mir aufgegangen; ein Jeder bestellt seinen Acker und pflegt seinen Wald, und die redliche unabläßige Mühe, die er sich dabei gibt, ist seine Tugend. Daß Ihr die Bäume gefällt, geladen und gefahren und den Lohn nicht wollt für die Arbeit, nicht für Hingabe des Besitzes, das ist wohl des Dankes werth. Mein Holz war leichter gefällt, aber die stillen Nächte, die oft ich und Alle die meines Amtes, in schweren Gedanken verbringen, wer weiß, welche Mühen darin sind! Es ist eine Ausgleichung in der Welt, die Niemand sieht, die nur manchmal sich aufthut, und Eines ist im Andern und Eines wird zum Andern, und das ist das Höchste; da hört alles Mein und Dein auf, und im stillen Walde klingt Deine Axt für mich, und in lautloser Nacht denkt meine Seele und schreibt meine Feder für Dich."

Der Bauer fuhr sich mit beiden Händen an die Schläfe und sein Blick fragte: wo bist du? bist du noch in der Welt? Ist das ein Mensch, der zu dir spricht? Bist du in Leipzig, in der volkreichen Stadt, wo die Menschen an einander vorüberdrängen, um Vortheil und Leibesnahrung zu erhaschen?

Von unten hörte man das Schrillen der Säge, die jetzt das Holz durchschneidet, und jetzt wiehert das Handpferd — Christoph ist wieder auf der Welt. Es kann den Pferden schaden, wenn sie so lange in der Kälte stehen, und kein Geld für das Holz, dafür aber vielleicht ein krankes Pferd heimbringen, das wäre doch zu viel.

„Ja, ja, Herr Professor," sagte er — er hatte den Hut unterm Arm und rieb sich die harten Hände — „ja, ich bin froh, daß ich's so gemacht habe; die Stunde ist mir lieber als zehn Klafter Holz, das glaubet mir, und ich werde sie nicht vergessen bis an mein Ende. Wenn ich auch sehe, daß Sie nicht so arm sind, wie ich gemeint habe; es reut mich doch nicht, ganz gewiß nicht."

„So? habt Ihr mich denn für so arm gehalten?"

„Ja, für blutarm."

„Ich war immer arm, aber Gott hat mich auch nicht Einen

Tag des Nothwendigen entbehren lassen; ich habe viel Glück in der Welt, das ich nicht verdiene, und viel Unglück nicht, das ich vielleicht verdient habe. Ich habe viel Gunst gefunden bei Hoch und Nieder, wofür ich Gott nicht genug danken kann. Und nun sagt, kann ich Euch nicht etwas geben, etwas leisten? Ihr seid wohl der Schulze in Eurem Ort?"

„Warum?"

„Ihr seht danach aus, Ihr könntet es sein."

Christoph hatte seinen Hut in die Hand genommen und zerknillte ihn jetzt, er drückte die Augen halb zu und blickte schlau forschend auf Gellert. Plötzlich aber verwandelte sich der Ausdruck seines Gesichtes, alle Muskeln bebten und er sagte: „Herr! was sind Sie für ein Mann! Wie können Sie Einem in Herzensgrund hineinschauen; ich habe mich ja Tag und Nacht abgehärmt und war grimmig auf die Welt und auf Alles, daß ich nicht Schulze werden soll, und Sie, Sie haben ja geholfen, das in mir niederzukämpfen. O Herr! schon wie ich das in Ihrem Buche gelesen, habe ich's gespürt, aber jetzt sehe ich's noch mehr, Sie sind ein Mann Gottes, der Einem das Herz aus dem Leibe nehmen und um und um wenden kann. Ich habe gemeint, ich könnte keine Minute mehr glücklich sein, wenn mein Nachbar, der Hans Gottlieb, Schulze wird; mit dem Spruch von Ihnen, da ist mir's geworden, wie wenn man mit einem Zauberspruch Einem das Blut stillt."

„Ja, guter Mann, das freut mich; glaubt mir, es hat Jeder an sich allein eine ganze Gemeinde zu regieren. Was nur die Menschen immer treibt, alsbald über Andere regieren zu wollen! Was kann Euch daran liegen, Ortsrichter zu werden, wenn Ihr, um es zu werden, vielleicht Schlechtes thun müßt? Was wäre der Ruhm nicht nur eines Dorfes, der ganzen Welt, wenn Ihr vor Euch selber keine Achtung mehr haben könntet? Laßt's Euch genügen, Eure täglichen Pflichten mit Rechtschaffenheit abzutragen, freut Euch Eures Weibes und Eurer Kinder, und Ihr seid glücklich, was braucht Ihr mehr? Glaubt nicht, daß Ehre und Amt Euch glücklich machen würde. Freuet Euch, und abermals sage ich, freuet Euch, ein guter Muth ist ein tägliches Wohlleben, das sage ich mir oft vor, wenn ich dem Kummer nachgeben will; und wenn auch das Elend nicht unsre

Schuld wäre, so ist der Mangel an Gelassenheit und Geduld im Elende gewiß stets unsre Schuld."

„O wenn nur auch meine Frau da wäre, daß die das Alles auch hören könnte; ich gönne mir das gar nicht so allein, ich kann es nicht so behalten und möchte ihr doch Alles Wort für Wort wieder erzählen. Wer hätt's geglaubt, daß wenn man auf einer Klafter Holz steht, man in den Himmel hineinschauen kann?"

Gellert nickte still, dann sagte er: „Ja, freuet Euch Eures Thuns, wie ich mich Eurer Gabe freue. Euer Holz ist Opferholz. In alten Zeiten — und das hatte seinen guten Grund, weil die Menschen noch nicht im Geiste beten und danken konnten — war es Gewohnheit und Gesetz, etwas aus dem Besitze darzubringen als Zeichen seiner Hingebung, das waren die Opfer; je werthvoller es war, was man geben und leisten mußte, um so würdiger war das Opfer. Unser Gott will kein Opfer mehr in Tempeln, sondern was Ihr der Geringsten Einem thut, das thut Ihr Gott; das sind unsre Opfer. — Mein lieber Freund, ich danke Euch herzlich, Ihr habt mir Gutes gethan, daß Ihr mir ein Zeichen gegeben, ein sicheres, unleugbares, daß Ihr meine Worte ins Herz hinein gelesen und daß ich nicht umsonst dahin lebe; bewahrt in Eurer Seele Euch den Gedanken, daß Ihr einem Menschen, der so oft unüberwindlich traurig und niedergeschlagen ist, eine rechte Freude gemacht. Ihr habt mir nicht nur helle Lichter am Christbaum entzündet, der Baum selber brennt, leuchtet und erwärmt; der Busch brennt und verbrennt nicht, das ist ein Bild von der Erscheinung des heiligen Geistes, der Erinnerung an das Höchste in der Wüste des Lebens, in Trauer und Noth. O, lieber Mann, ich war dem Tode nahe. Was ist der Schritt in die Ewigkeit für ein feierlicher bebender Schritt! Welch ein Unterschied zwischen den Vorstellungen des Todes bei gesunden Tagen und am Rande des Grabes! Und wie soll ich dessen würdig werden, daß ich noch lebe? Dadurch, daß ich noch besser sterben lerne. Und seht, wenn ich hier nun einsam sitze, meinen Gedanken nachgehe und sie fasse und banne, da kann ich denken: in fernen Thalen, auf fernen Bergen leben Menschen, die meine Gedanken in sich tragen und für sie lebe ich und sie sind mir nah, bis wir uns einst wiederfinden, dort, wo es keine Trennung und keinen Unterschied mehr

gibt. Sei du Bauer und ich Gelehrter, gib mir deine Hand, leb' wohl!"

Nochmals faßten sich die weiche und die harte Hand, und Christoph zitterte fast, als Gellert die Linke auf seine Schulter legte.

Sie schüttelten sich die Hände, und es war, als ob damit etwas zu Herzen ginge, so eindringlich, so voll, wie dennoch kein Wort vermag.

Christoph wußte nicht, wie er die Treppe hinunter gekommen war; unten warf er noch die überzähligen Scheite Holz, die er zurückbehalten hatte, polternd vom Wagen, dann fuhr er rasch fort aus der Stadt. Erst in Lindenthal gönnte er sich und seinen Pferden Ruhe und Futter. Er fuhr leer dahin, er hatte nichts mehr auf dem Wagen und nichts im Beutel, und doch, wer weiß, welche Schätze er heimbrachte und wer weiß, welche unauslöschliche Flamme er zurückließ, dort bei jenem einsamen Gelehrten.

Gellert, der sonst bei seinem Bruder aß, ließ sich heute das Essen auf sein Zimmer bringen und blieb allein, auch ging er nicht mehr aus; er hatte Bewegung genug erlebt und hatte Gesellschaft an den Gedanken.

O, zu wissen, daß es freie, empfängliche Herzen gibt, das ist eine Seligkeit für den einsam Schaffenden und es ist ihm so wunderbar, als tauchte er seine Feder in Sonnenstrahlen und als schriebe er lauter Licht.

Der Regentropfen, der aus der Wolke rieselt, weiß nicht, auf welche Pflanze er fällt; in ihm ist Erquickung, aber für wen? Und ein Gedanke, der hinaustönt aus einem Menschenherzen, und ein Menschenthun, ja ein ganzes Menschenleben, gleicht dem Regentropfen der aus der Wolke fällt; die ganze Lebensdauer währt nicht länger als der Tropfen zum Fallen braucht. Und zu wissen, wo du fortlebst, und wie du wirkest — du kannst es nicht fassen . . .

In der Nacht, still war's ringsum, Nichts regte sich, die ganze Erde war eine einzige Ruhe, da saß Gellert in seiner Stube bei der einsamen Lampe, seine Hand lag auf einem offenen Buche und sein Blick starrte hinein in die leere Luft; plötzlich überkam ihn wieder jene unsägliche düstere Schwermuth, die überhaupt nach besonders aufgeregter Heiterkeit sich so leicht einstellt. Es ist als ob die Seele, plötzlich hinausgehoben über Alles, sich des Schweren, das

sie schon erfahren, erinnern müsse, wie sich das auch als Freudenthräne im Auge ausdrückt. Dieser Zug der Schwermuth war aber in Gellert noch ein besonderer: eine Aengstlichkeit hatte sich in ihm festgesetzt, die mit der kranken Brust und mit dem nagenden heimlichen Schmerz im Kopfe zusammenhing, eine Furchtsamkeit, welche seine Lebensgewohnheit noch erhöhte. Umgeben von lauter Liebe und Huldigung in der Welt, konnte er ein Bangen nicht los werden, daß plötzlich das Ungeheuerste und Entsetzlichste über ihn hereinbreche, und so starrte sein Blick hinein; er fuhr sich mit der Hand über das Gesicht und heftete gewaltsam Blick und Betrachtung auf die Gegenstände, und sprach fast laut vor sich hin: „Wie wohlthuend ist das Licht! Wäre nicht ein Licht von außen, das uns die Gegenstände erhellt, wir würden verkommen in Dunkelheit, in nächtlicher Verschattung. Das Licht ist ein sanfter, bei uns wachender Freund, der uns, wenn wir in Kummer versunken, zeigt, daß die Welt noch da ist, daß sie uns ruft und lockt und Pflicht und Freude erheischt: du darfst nicht in dir vergehen, siehe, die Welt ist noch da: und ein Freund in unsrer Nähe ist wie ein Licht, das uns die Gegenstände beleuchtet, wir können sie nicht vergessen, wir müssen sie sehen und uns an ihnen erholen. Wie schwer ist das Leben und wie wenig vollbringe ich! Ich möchte die ganze Welt zu Güte und Liebe erwecken, aber meine Stimme ist schwach, meine Kraft reicht nicht aus; wie nichtig ist, was ich thue."

Jetzt stand er auf, schritt durch das Zimmer, jetzt stand er am Ofen, in dem das Feuer brannte, von dem Holze, das ihm heute geschenkt worden, und sein Geist folgte dem Manne, der ihm das gethan. Warum hatte er ihn nicht gefragt, wie er heiße? woher er sei? Vielleicht hätte er ihm genau in Gedanken den Weg nachfolgen können, den er jetzt heimwärts fuhr, nun aber — doch es ist mehr, es ist besser; nicht ein Einzelner, nicht Der und Jener hat dir gedankt, sondern das ganze Volk in einem Einzelnen. Die erhaltenen Wohlthaten sind wohl Prüfungen für mich, aber auch wenn sie dieses sind, muß ich sie mit Dank annehmen. Ich will gegen Andere gutthätig zu sein suchen, wie es Andere gegen mich sind, ohne Geräusch und stets dankbar gegen Gott, unsern höchsten Wohlthäter, dieses will ich thun und nicht weiter forschen, woher und warum. — Wieder

sprach es in ihm, er erhob sich und streckte seine Arme empor: Wer weiß, ob ich nicht in dieser Stunde da und dort einem Menschen ein Bruder, ein Freund war, ein Tröster, ein Erretter; von Haus zu Haus wandelt mein Geist und weckt und erhellt und erquickt. Dort in der Dachkammer, wo ein einsames Licht blinkt, und fern in einem Dorfe sitzt eine Mutter bei dem Kinde und sie hört dem Kinde die Gedanken ab, die ich in Verse gefügt; ein vereinsamter Alter, der auf seinen Tod wartet, sitzt hinter dem Ofen und von seinen Lippen tönen meine Worte. Dort in der Kirche singt die Gemeinde ein Lied aus dir; hast du dieß Lied gemacht, und nicht dessen Kraft im Herzen? Du mußt sie haben. — Mit Zittern dachte er: nichts ist so klein,

das nicht unter der göttlichen Regierung steht; solltest du nicht glauben, daß er diese Begebenheit zu deiner Freude zugelassen hat? Zu deiner Freude? O, wer wärest du? wie glücklich! Ein Herz gebessert.... Er trat näher zum Fenster, sah zum Himmel und betete inbrünstig: Meine Seele ist bei meinen Brüdern und

Schwestern; nein, bei dir, mein Gott, und ich erkenne in Demuth, wie reich du mich gesegnet hast. Und wenn im Reiche der künftigen Welt mir eine Seele zujauchzt, du hast mich geleitet und mich ermuntert, unendlich glücklich zu sein; Heil sei dir, mein Freund, mein ewiger Wohlthäter und Ruhm vor Gott .... Laß mich sterben in diesem Gedanken, und vergieb mir meine Schwachheit und Sünde.

Und es war Abend und es ward Morgen.

Am frühen Morgen saß Gellert an seinem Tisch und las, seiner unabänderlichen Ordnung gemäß, zuerst in der Bibel. Es war sonst seine Gewohnheit nicht, die Bibel offen liegen zu lassen, er machte sie jederzeit mit einer ruhigen, andächtigen Bewegung wieder zu, nachdem er darin gelesen; es lag etwas Dankbares und zugleich etwas Behütendes in der Art, wie er das Buch zuschlug: die heiligen Worte sollten nicht entblößt daliegen.

Heute hatte die Bibel offen dagelegen, als er aufstand. Sein Blick fiel auf die Schöpfungsgeschichte, und bei den Worten: „Und es ward Abend und es ward Morgen," beugte er sich, den Kopf emporgerichtet, in seinem Lehnstuhl zurück, und hielt die Hand auf das Buch, als fasse er auch mit der Hand den erhabenen Gedanken: wie Nacht und Tag geschieden wurde. So saß er lange, wunderbar hell war's ihm im Gemüthe und eine leise Erinnerung dämmerte in ihm auf: an einen hellen Tag in der Kindheit, wo er so glücklich gewesen und in Haynichen, seinem Geburtsorte, mit dem Vater hinausgegangen war vor das Thor. Eine innere Wärme trieb das Herz zu raschen Schlägen, plötzlich schaute er sich um: er hatte leise vor sich hin gesungen.

Von der Straße herauf tönte der Lärm des Tages, wie unleidlich war das sonst, und wie fröhlich war es heute, daß die Menschen sich regten und bewegten zu allerlei Hantierungen. Man hörte das knisternde Pfeifen des Schnees; wie schön ist's, daß der Mensch ein Haus hat und drin die wärmende Glut.

Und es ward Abend und es ward Morgen! Und der Mensch schafft sich ein Licht in der Nacht, aber wie lange könntest du es aus-

halten? Was vermöchtest du mit deinem künstlichen Lichte, o Mensch, wenn nicht Gott seine Sonne scheinen ließe? Ohne sie wächst kein Gras und keine Frucht.

Auf die Hand, die auf dem Buche lag, fiel ein heller Sonnenstrahl. Wie hatte Gellert sonst alsbald den schützenden Vorhang herabgelassen! Jetzt schaut er den Stäubchen zu, die im Sonnenstrahle spielen.

Der Diener brachte den Kaffee und der Famulus Gödicke fragte, ob nichts zu besorgen sei. Sonst schaute Gellert kaum von seinen Büchern auf, dankte flüchtig dem Gruße und las ruhig weiter; heute nickte er Gödicke zu und sagte zu Sauer: „Bring Er noch eine Tasse, Herr Gödicke trinkt heute mit mir. Gott hat mir einen Freudentag geschenkt." Sauer brachte das Verlangte und Gellert sagte: „Ja wohl, einen Freudentag hat mir Gott gegeben, und das, wofür ich ihm am meisten danke, ist: daß er mir die Kraft verliehen, von ganzem Herzen zu danken; freilich, noch nicht so ganz, wie ich möchte."

„Gottlob, der Herr Professor sind wieder gesund und heiter, und erlauben mir der Herr Professor, ich war ja selbst erst kürzlich krank, und da habe ich Etwas erfahren, was ich nie vergessen werde. Wer ist der Dankbarste? Der Genesende! Er lernt Gott und seine schöne Welt neu lieben, ist für Alles dankbar und mit Allem glückselig. Wie schmeckt da der erste Kaffee, der erste Gang vor das Haus, vor das Thor. Die Häuser, die Bäume, Alles grüßt, Alles ist mit uns wieder gesund und fröhlich!" so sprach Gödicke, und Gellert erwiderte:

„Sie sind ein guter Mensch und haben da ein gutes Wort gesprochen. Ja wohl, der Genesende ist der Dankbarste. Wir sind aber die meiste Zeit krank im Geiste und haben nicht die Kraft, zu genesen, und eine sieche und niedergeschlagene Seele ist die schwerste Pein."

Lange saßen die Beiden still beisammen; es schlug acht Uhr, Gellert fuhr auf und rief ärgerlich: „Nun haben Sie mich's vergessen lassen, daß ich ins Colleg muß."

„Die Feiertagsferien haben ja bereits begonnen, der Herr Professor lesen heute nicht."

„Heute nicht? Ja, und ich glaube, ich hätte gerade heut meinen jungen Freunden Ersprießliches für ihr ganzes Leben sagen können."

Es regten sich viele Schritte vor dem Zimmer, die Thüre öffnete sich, mehrere Knaben vom Singechor der Thomasschule traten ein und sangen vor Gellert mehrere seiner Lieder, und als sie den Vers sangen:

„Da ruft, o möchte Gott es geben! —
Vielleicht auch mir ein Sel'ger zu:
„„Heil sei dir! denn du hast mein Leben,
Die Seele mir gerettet, du!""
O Gott, wie muß dieß Glück erfreu'n,
Der Retter einer Seele sein!"" —

da weinte Gellert laut, seine Hände falteten sich und er erhob die Augen gen Himmel. —

Fröhlichere Weihnachten hatte Gellert noch nicht erlebt, als die des Jahres 1768, und es waren seine letzten. Kaum ein Jahr

darauf, am 13. December 1769, starb Gellert eines frommen und gelassenen Todes, wie er ihn sich allzeit gewünscht.

Als der lange Zug, der seinem Sarge folgte, sich nach dem Johanneskirchhof in Leipzig bewegte, ging ein Bauer mit Frau und Kindern in Feiertagskleidern hinterdrein. Es war Christoph mit den Seinen. Auf dem ganzen Wege war er still, und während die Frau bei der ergreifenden Rede des Pfarrers Thalemann heftig weinte, sah man nur an seinen Mienen, wie tief bewegt er war. Auf dem Heimweg sagte er: „Mich freut's, daß ich ihm noch im Leben was Gutes gethan habe, jetzt wär's zu spät."

Als er den Sommer darauf ein neues Haus erbaute, ließ er als Inschrift darauf den Spruch setzen:

„Genieße, was dir Gott beschieden,
Entbehre gern, was du nicht hast,
Ein jeder Stand hat seinen Frieden,
Ein jeder Stand hat seine Last."

Die Gesellschafterin wie sie sein soll.

(1880.)

Schade drum, die Uniform kleidete ihn so gut, er sah so stramm und anmuthig zugleich aus, er war einer der schönsten Männer unserer Garnison; in der Bürgerkleidung ist er noch immer hübsch, aber so jugendlich unbeholfen, und sieht gar nicht mehr vornehm aus. Warum er nur seine Stellung als Regimentsarzt aufgegeben hat?

So sprachen Frauen und Mädchen der mittleren Residenzstadt über Doctor Mühlenbeck. Die Männer wußten indeß, daß er den Soldatendienst aufgegeben, weil ihm die Beschäftigung auf der Kriegskanzlei nicht zugesagt hatte und er vorzog, sich ganz seiner Praxis in der Bürgerschaft zu widmen. Dabei ging auch die Sage, daß er die eben so schöne als anspruchsvolle junge Wittwe des reichen Bierbrauers vor dem Königsthor heirathen werde.

Wenn er aber in der That diesen Gedanken gehegt hatte, so brachte ihn ein Ereigniß völlig davon ab.

Er saß eines Tages bei der jungen Wittwe — die sogar weitläufig mit ihm verwandt war — auf dem Sopha. Sie sah reizend aus und war doppelt zutraulich gegen ihn als Arzt, den sie zugleich nach Landesbrauch Vetter nennen durfte.

Er hatte eine lange Unterredung mit ihr gehabt, und sie schloß:

„Ja, lieber Herr Vetter und Doctor, ich werde Ihrer Verordnung gemäß reisen; Sie haben recht, hier komme ich nicht zur Ruhe. Aber allein reisen kann ich nicht. Ich bedarf einer Gesell-

schafterin. Ich habe Ihnen ausführlich erklärt, welcher Art eine solche sein muß, und Sie, bei Ihrer ausgebreiteten Bekanntschaft

und Ihrer scharfen Menschenkenntniß, werden mir gewiß die geeignete Persönlichkeit finden. Warum lachen Sie?"

„Ich? Erlauben Sie, daß ich nochmals zusammenfasse, was Sie wünschen: Ein Mädchen, nicht viel älter als Sie, von kraftvoller Gestalt, dabei aber zierlich, behend und flink, theilnahmvoll für alles Schöne und Große in Natur und Kunst, auf Alles eingehend, mittheilsam, ohne zu sehr selbstbewußt oder gar vordringlich zu sein; auf wohlgepflegte Erscheinung bedacht, ohne gefallsüchtig zu sein, von guter Bildung, um Ihnen mit Verständniß vorzulesen, dabei aber auch willig, sich im Haushalt und in persönlichen Dienstleistungen zu bethätigen, zutraulich und doch entsprechende Haltung bewahrend. Habe ich Ihre Wünsche richtig behalten?"

„Etwas scharf zugespitzt, aber im Ganzen doch zutreffend. Und nun?"

„Ja, wenn ich eine solche Persönlichkeit finde, dann —"

„Dann bringen Sie sie mir?"

„Nein, dann heirathe ich sie."

„Wie? Sie wollen heirathen? Ich glaubte, Sie seien fest entschlossen, Junggeselle zu bleiben?"

„Das bin ich noch, denn solch einen Ausbund von Tugenden der Jugend und des Alters, von Gaben der Natur und der Bildung finde ich nie."

Und er fand sie doch. Sie war freilich nicht ganz so, wie das Rezept gelautet hatte, aber sie besaß auch gute Eigenschaften, die sich nicht vorher ausdenken, viel weniger bestellen lassen.

Der Kunsttischler Körner, ein stiller, behäbiger Mann, hatte sich die Hand verletzt, und zwar so schlimm, daß eine Untauglichkeit für sein Handwerk zu befürchten war. Doctor Mühlenbeck wurde gerufen und konnte nach Anlegung des ersten Verbandes einige Beruhigung geben; er empfing dafür einen dankbaren Blick der einzigen Tochter des Tischlers, die ohne ein stürmisches Wort still sorglich den Arzt mit gespannter Aufmerksamkeit betrachtet hatte.

Der Arzt kam nun öfter. Er sah und hörte, daß Pauline — dies war der Name der Tischlerstochter — dem verwittweten Vater nicht nur das Haus in schönster Ordnung hielt, sondern ihm auch in seinem Handwerke beistand; denn sie zeichnete im Gewerbemuseum gute Muster alten Hausrathes nach, die der Vater mit

großer Geschicklichkeit nacharbeitete und unter Hülfe der Tochter zum Theil neu verschönte.

Als die Hand bereits vollkommen geheilt war, kam der Doctor doch noch oftmals, wenn auch nicht mehr täglich. Er hatte bald dieß, bald jenes zu bestellen, so daß der Tischlermeister

einmal sagte: „Sie richten sich ja ein, als ob Sie bald heirathen wollten."

Der Doctor lächelte.

Eines Tages zeigte der Tischlermeister dem Arzte die Zeichnungen seiner Tochter, als diese eben eintrat und hoch erröthete, da sie die Blätter umherliegen sah. Mühlenbeck konnte nicht umhin, die sauberen, festen Zeichnungen und den feinen Geschmack zu loben. Pauline lehnte durch kein Wort das ehrlich gemeinte Lob ab, sie sah nur verwundert drein, und ihre schönen Augen schienen größer zu werden.

„Hätten Sie nicht Lust," fragte der Arzt, „bei Ihrer offenbaren Begabung Künstlerin vom Fach zu werden?"

„Nein," erwiderte Pauline, ohne weiteren Zusatz. Sie schien aber zu fürchten, daß das einfache „Nein" zu herb erscheine, und fügte nach einer Weile hinzu:

„Was etwa von künstlerischer Befähigung in mir ist, soll unserm Handwerk zu gute kommen, und habe ich etwas Ueberschuß, so kann das unserm Handwerk nur gut sein."

Das kam Alles so einfach als wahr heraus, aber seltsamer Weise brach der Doctor das Gespräch ab und ging rasch davon.

Aber — die Geschichte ist kurz und einfach.

Wieder eines Abends in der Dämmerung war der Doctor da, der Tischler hatte noch in der Werkstatt Arbeit abzuliefern. Pauline wollte Licht machen, der Doctor aber bat, die Dämmerung nicht zu verscheuchen, es sei ihm so traulich und heimisch. Er erzählte Mancherlei aus seinem Leben und wie er sich als Waisenkind durchgearbeitet habe. Es war ein tiefer Herzton, mit dem Pauline sagte, sie hätte gewünscht, der Mutter des Doctors Freundin sein zu dürfen. Wie zufällig berichtete der Doctor, daß die Wittwe des Bierbrauers eine Verwandte seiner Mutter sei, und dabei wiederholte er jenes letzte Gespräch und welche Ansprüche die Wittwe an eine Gesellschafterin stellte.

„Und was antworteten Sie?" fragte Pauline.

„Wenn ich eine solche oder auch ähnliche Persönlichkeit finde, dann heirathe ich sie, das heißt wenn sie mich will. Ich möchte die Gefundene fragen, ja ich frage Sie, Pauline, wollen Sie mich?"

Als der Tischler mit Licht in die Stube kam, sah er, wie die Beiden sich umarmten, und er gab von ganzer Seele seinen Segen dazu.

Der erste Ehestreit.

(1880.)

„O wie schön ist die Welt!"

„Aber nur wenn man selbander. Und mich freut's, daß du diese Herrlichkeiten zum ersten Mal mit mir siehst."

„Und mich freut's, daß du dieß alles schon gesehen hast und mir so lieb zeigst."

So sprachen zwei Menschen mit einander, ein junger Mann und eine junge Frau, die auf einem Söller im Gasthause zum Schweizerhof in Luzern saßen und am hellen Sommermorgen hinausschauten über den See nach den Bergen. Sie waren beide wohlgebildet, jung und glückselig auf der Hochzeitsreise.

„Ich meine, wir gehen heute nicht vom Fleck," sagte der Mann.

„Ich wollte das auch sagen, ich wagte es aber nicht —"

„Sag nur immer, du Liebe, was du wünschest; du weißt ja —"

„Ja, ich weiß, du erfüllst mir gern jeden Wunsch, aber eben darum traue ich mir nicht."

„Traue dir nur."

„Zünde dir jetzt deine Cigarre an. Ach, da steigen die Melwigs aufs Dampfschiff. Sie grüßen noch. Adje! Adje! Ich bin eigentlich froh, daß sie abreisen. Die Leute sind kaum acht Tage länger als wir verheirathet, und mir scheint, sie haben schon Streit gehabt. Ach, das muß gräßlich sein!"

„Ja, lieber Schatz, ich bin begierig auf unsern ersten Ehestreit."

„Der wird nie kommen."

„Wer weiß."

„Dann gewiß nicht von mir."

„Also hältst du mich für streitfähiger?"

„Nein, du bist ja der beste von allen Männern, aber —"

„Aber —?"

„Ach laß'! Wozu soll das?"

„Du meinst also, wir Männer seien rechthaberischer, eigensinniger —?"

„Das ist doch gewiß keine Frage. Und ihr müßt so sein, ihr müßt im Leben eure Meinung durchkämpfen."

„Und du meinst, das thun die Frauen nicht?"

„Jedenfalls sind wir nachgiebiger und bestimmbarer."

„Das ist noch sehr zweifelhaft. Wir gehen nur über Manches als über Kleinigkeiten leichter hinweg."

„Und wir fügen uns von selbst, wir sind viel toleranter als die Männer. Warum lachst du?"

„Weil es mich freut, daß du dein sogenanntes schwaches Geschlecht so stark vertheidigst."

„Das nennst du stark? Was habe ich denn so Starkes gesagt?"

„Nichts; laß uns abbrechen, liebes Kind."

„Warum? War denn das kindisch, was ich gesagt habe?"

„Nein, sehr reif, hochweise."

„Spotte nicht. Wenn du spottest, gefällst du mir gar nicht. Zanke mich lieber."

„Ich dich zanken?"

„Es gibt verschiedene Formen des Zankes, und offener Zank ist besser als hochmüthiges Herabsehen."

„Gewonnen!" rief der Mann. „Gewonnen! Siehst du, nun hast du den ersten Ehestreit zuweg gebracht."

„Ich? Wer hat denn angefangen?"

„Ich, gewiß ich," beruhigte der Mann, „o was bin ich für ein Barbar, ein Ungeheuer, ein wilder Drache. Was verdiene ich?"

„Einen Kuß, lieber Schatz! Komm, und noch einen, hab' nur immer Geduld mit mir, ich war recht einfältig."

„Nein, du darfst mir meine Frau nicht schelten. Es ist gewiß und wahr, ich habe angefangen."

„Nein, ich."

„Du? Ich? Ach was! Es gibt kein du und kein ich mehr, wir sind beide nur noch eins."

„Aber jetzt wollen wir doch fort, und auch über den See. Ich mag das Haus nicht mehr, wo ich so einfältig war."

„Nicht du, sondern wir. Ihr Berge, ihr seid Zeugen von unserem ersten Ehestreit und es soll auch der letzte sein."

Adam und Eva

auf dem

landwirthschaftlichen Fest.

(1878.)

Gerade schön war er nicht. Wer wird aber auch von einem Manne in seinen Jahren Schönheit verlangen? Es paßt sich gut, daß mit dem grauen Müllerrock der graue Bart zusammenstimmt, der das Gesicht einrahmt; man könnte fast glauben, im Barte säße nur Mehlstaub; denn die Backen waren so roth und die Augen so glänzend, vielleicht auch nur heute. Es ist nicht daneben gerathen, wenn man ihm sein halb Jahrhundert zutraut; es läßt sich leicht ausrechnen: nach sechs Jahren Soldatendienst neunzehn Jahre drei Monate als Müllerknecht; es stimmt ziemlich. So er.

Und sie? Sie war auch nicht schön, aber hochgewachsen und werkhaft; sie sah nicht gutmüthig aus, eher hart, aber sie sah nicht viel um nach ihren Nebenmenschen; sie verlangte auch nicht, daß man sich nach ihr umsehe. Sie trug die Haube nach der Tracht des Thales da drüben; denn der Amtsbezirk umschließt mehrere Thäler, und — —

Ja, es wird doch nöthig sein, daß gesagt wird, wie die Beiden dahergekommen, und dazu noch mitten in der Woche im Sonntagsstaat.

Vom Stadtkirchthurm flattern Fahnen; auch aus den Häusern hängen Fahnen, jetzt eben knallen Böller vom Berge hinter der Stadt, man hört eine Fanfare von Trompeten, gemischt mit Klarinettentrillern, und dann mächtiges Hochrufen. In der Amtsstadt wurde das landwirthschaftliche Fest gefeiert. Der dafür bestimmte Herbsttag war hell und klar, die ausgestellten Feldfrüchte in schöner Wohlordnung boten einen erfreulichen Anblick, die Pferde, Ochsen, Kühe und Rinder waren sauber und hielten den prüfenden Blicken der Preisrichter ruhig Stand; nur wenn ihnen das Maul aufgerissen wurde, um nach dem Alter zu schauen, wehrten sie sich. Im Hofe des Rathhauses wurden die neuen und verbesserten Ackerwerkzeuge gemustert, die heute zur Verloosung und damit zu allgemeiner Verbreitung kommen. Auch die Dienstboten waren da, die heute für lange treue Dienste Preise erhalten sollten.

Trotz alledem hatte das Fest noch etwas Ungewohntes, Eingesetztes, denn daneben ging der Werkeltag fort. Wer weiß, wie lange Zeit ein Fest bedarf, um eine höhere Weihe zu erhalten, und nun gar ein Fest, das die Weihe der Arbeit zum Ziele hat.

Der Kreisamtmann ist glücklich. Er hat seine Rede auf den Landesvater und die Landesmutter ganz ohne Stottern herausgebracht, und es muß wahr sein, was er mehrmals wiederholte, er hat aus den Herzen aller Anwesenden gesprochen; denn der dreimalige Hochruf war überaus mächtig.

Vor dem Festmahle der Herren — und zu den Herren gehörten auch die Bauern, die Mitglieder des landwirthschaftlichen Vereins — war noch ein anderes Fest gewesen. Die auserlesenen Dienstboten aus dem Bezirk hatten ihre Preise bekommen. Nachdem die Namen

der Preisgekrönten aufgerufen, Ehrenbriefe und Gaben vertheilt waren, wurde für die Dienstboten ein besonderes Mahl hergerichtet. Es ging aber nicht besonders lustig dabei her, denn die Preisgekrönten waren nicht nur einander fremd, sondern neidisch. Es war nur gut, daß sie alle ein Stichblatt hatten. Der Knecht des Hammermüllers vom diesseitigen Thale, Adam Mäule mit Namen, und die Magd des Eichhofbauern vom Thale drüben, Eva Schlenkin benannt, dienten beide neunzehn Jahre bei ihren Meistern, Adam hatte noch drei Monate drüber. Nur als die Namen verlesen wurden dort im Rathhaussaal vom Kreisamtmann mit dem großen Orden, lachte der Kreisamtmann über den seltsamen Zufall, daß diese beiden just Adam und Eva hießen, und die ganze Versammlung lachte.

Die beiden Preisgekrönten lachten aber nicht; sie sahen sehr unwillig vor sich nieder und dann fast grimmig auf einander; denn Jedes dachte bei sich: Du, du hättest auch wohl anders heißen können.

Der Kreisamtmann hielt eine lange Rede über die Verschlechterung der Dienstboten, über den Mangel an Anhänglichkeit, über die gesteigerten Ansprüche und die Sucht, in der Stadt zu dienen, und besonders über den Andrang nach den Fabriken. Er machte es fast wie die Pfarrer, die den versammelten Kirchgängern Strafreden über die Unkirchlichen halten, die die Kirche nicht besuchen und also nicht da sind, um die Strafpredigt zu hören.

Das Beste an der besten Rede ist, daß sie ein Ende hat, und so war's auch mit dieser, die indeß der anwesende Ministerialbevollmächtigte sehr lobte.

Adam und Eva saßen als die Aeltesten bei Tisch obenan auf dem Ehrenplatz neben einander. Adam rückte sich auf seinem Stuhle nochmals behaglich zurecht, wischte sich mit seiner breiten harten Hand über den Mund, das sollte wohl heißen: es kann losgehen, ich bin bereit. Er nahm vom Aufgetragenen sofort Erkleckliches heraus, er wollte seiner Nachbarin Muth machen. Diese aber dachte: just der Manierlichste ist der nicht. Um ihm Lebensart zu lehren, schöpfte Eva zuerst ihrem Nachbar auf der andern Seite heraus, dann erst nahm sie sich selber ihr Theil. Adam und Eva brachten bei Tisch kein Wort über die Lippen, aber desto mehr Speise und Trank. Ein

jedes begann zuerst im Zorn zu essen; aber im Verlauf der Mahlzeit schmeckte es ganz gut: ich werde nicht so dumm sein, mir nicht herauszunehmen, so viel ich mag — bekundeten die tief einstechenden Gabeln.

Der Kameralverwalter, der sich zum Dienstbotenmahl eingefunden hatte, brachte ein Hoch auf den Landesvater aus, und die Männer und die Frauen waren glücklich, einmal recht laut schreien zu können. Aus Allen heraus hörte man aber, daß Adam nicht „hoch!"

schrie, sondern „hurrah!“ und als Alles wieder still war, hörte man ihn zu seinem Nachbar sagen: ich habe sechs Jahre treu gedient, ich habe meinen ehrenvollen Abschied. — Er wollte offenbar damit erklären, ein Soldat schreit nicht „hoch“, sondern „hurrah!“

Auch die Musik hatte aufgespielt beim Festmahl der Dienstboten. Und als diese aufstanden, meinten sie nicht anders, als jetzt gehe der Tanz los, ein Jedes putzte und streichelte an sich herum und hielt sich gefaßt. Aber die Festordnung hatte bestimmt, daß nunmehr die Musik beim Vereinsmahl aufspiele. So zerstreuten sich denn die Preisgekrönten. Die meisten gingen nach dem Bahnhof.

Denn die so abseits da draußen wohnen, können sich nicht satt sehen am Getriebe auf den Bahnhöfen, und daneben trifft man da auch Leute und kann sich gratuliren lassen zum Ehrenpreis.

Adam sah, wie Eva in einen Kaufladen ging. Die Thürklingel schellte fort und fort und so eindringlich, wie wenn sie ihn rufe. Er ging auch hinein. Man kann ja auch Cigarren im Laden haben. Er kaufte sich Cigarren, Eva ein roth- und gelbgestreiftes seidenes Tüchelchen mit Fransen daran. Als sie handelseins geworden — denn sie that's nicht anders, dreißig Pfennig weniger als gefordert, mußte man nehmen, so sehr auch die Frau des Kaufmanns behauptete, daß sie feste Preise hätten — da that Adam ein Großes, er ging auf die andere Seite des Ladentisches und sagte:

„Das Tüchlein bezahle ich."

Eva sah ihn groß an und sagte:

„Ich wüßte nicht, warum. Was ich haben will, kann ich selber bezahlen."

„Soll ich's einwickeln?" fragte die Kaufmannsfrau.

„Nein, ich zieh's gleich an."

„Drin in der Stube," sagte die Frau lächelnd, „ist ein Spiegel."

Eva ging hinein, und Adam verließ den Kaufladen, ohne sich eine Cigarre anzustecken, obgleich ihm Feuer angeboten wurde. Denn es muß gesagt werden, er konnte gar nicht rauchen. Er wartete eine Weile auf der Straße, und da traf er einen Bekannten, der es treu mit ihm meinte. Er grüßte laut, er sprang an Adam empor, konnte ihn aber nicht umarmen. Adam sagte abwehrend:

„Schon gut, schon gut, Melac. Bist also nicht beim Meister geblieben? Oder haben sie dich fortgejagt? Geschieht dir recht. Wärst du bei mir blieben, ich hätte dir Essen genug geben können."

Der Hund leckte mit der Zunge die Lefzen und schüttelte voll Reue den Kopf, wie wenn er die Rede von den entgangenen Leckerbissen Wort für Wort verstanden hätte.

Jetzt klingelte die Schelle wieder, die Ladenthür öffnete sich, Eva kam heraus. Das Tüchlein stand ihr ganz gut. Sie schaute rechts und links und als sie Adam stadtwärts gekehrt sah, ging sie just zur Stadt hinaus. Sie spürte es aber doch gewiß, daß er ihr

nachschaute. Der große, grau und schwarz gestriemte Melac schien den Blick seines Herrn zu verstehen, er lief Eva nach und bellte;

offenbar sagte er: o dumm, dumm! was bist du so bös? unser Knecht ist die beste Seele von der Welt, du bist gar nicht werth, daß er nach dir umschaut, du, du, dumm, dumm!

Sie schien aber weder den Hund noch seinen Herrn werth zu halten, nach ihnen umzuschauen. Adam dachte: das muß ein festes, bestandenes Frauenzimmer sein, das sich nicht umwendet und sich nichts drum kümmert, wenn es der Hund anbellt, und so wie wenn gar nichts wäre, ruhig seines Weges weitergeht.

Er nahm sich indeß vor, es ihr gleich zu thun. Was geht ihn die alte hochbeinige Müllersmagd von drüben an, die nicht einmal ich danke sagt, wenn man ihr was schenken will?

Er pfiff seinem Hunde und rief: „Melac, zurück!"

Er hatte eine mächtige Stimme, die einem Befehlshaber wohl angestanden hätte; er wandte sich und ging nach der Stadt. Plötzlich aber, wie angerufen, machte er Kehrt und ging auch hinaus nach der Landstraße. Er sah von ferne das rothe und gelbe Halstuch. Sie hatte es abgethan, sie trug es in der Hand, und es flatterte, wie wenn es winken wollte. Aber jetzt war Magd und Halstuch plötzlich vom Wege verschwunden. Er ging weiter. Da saß sie am Wegrain unter einem Apfelbaum, der reiche, rothwangige Früchte trug. Adam ging vorüber. Aber kaum war er drei Schritte an ihr vorbei, da hörte er einen Apfel vom Baume fallen. Er drehte sich um, er sah den Apfel durch das Gras nach dem Rain hinunter kollern, und er sagte:

„Soll ich dir den Apfel bringen?"

„Laß ihn nur liegen; was selber abfällt, ist wurmäsig."

„Meinst vielleicht, ich sei auch wurmäsig?"

„Das hab' ich nicht gesagt. Der Mensch ist kein Apfel."

„Ist's erlaubt, daß ich mich zu dir setze?"

„Der Platz ist frei und breit."

Er setzte sich zu ihr und Melac legte sich vor ihnen beiden nieder und schaute verwundert auf seinen Herrn. So hatte er ihn wohl noch nie gesehen. Aber er schien sich nicht lange Gedanken zu machen, denn nach einem kurzen bedeutsamen Blick legte er den Kopf zwischen beide Vorderpfoten und schloß die Augen. Er ist gar nicht neugierig, was die Beiden mit einander vorhaben.

„Hast du was in der Lotterie gewonnen?" fragte Adam.

„Nein. Und du?"

„Auch nicht."

„Hast du ein Loos gehabt?"
„Nein."
„Ich auch nicht."

Die Beiden lachten, und Lachen ist immer gut, auch unter alten Dienstboten.

„Ist dir's recht, wenn ich ein wenig dableibe?" begann Adam wieder.

„Es ist mir eins. Wir sind hier beide fremd, und ich habe mich überhaupt vor Niemand zu verantworten, als vor mir."

„Hast du noch Eltern?"

„Nein."

„Ich hab' mir siebenhundert Gulden erspart."

„Ist ein schönes Geld," erwiderte sie.

„Hast du Kletten an dir?" fragte er.

„Was meinst du?"

„Hast du Blutsauger?"

„Du fragst närrisch."

„Ich mein', hast du Anverwandte, Leute, die dir deinen Verdienst abluxen?"

„Nein."

„So hast du's auch auf der Sparkasse?"

„Du kannst viel fragen!"

„Was du mir nicht sagen willst, dazu kann dich Niemand zwingen."

Sie lachte laut, es war kein gutmüthiges Lachen, im Gegentheil, aber aus dem Lachen heraus sagte sie:

„Es ist fast zum verwundern, du hast siebenhundert Gulden, und ich habe auch siebenhundert Gulden; ich heiße Eva und du heißt Adam."

Der Hund erwachte, da der Name Adam genannt wurde, und bellte laut. Das war zu rechter Zeit gebellt; denn Adam hätte nicht gewußt, was er weiter sagen sollte; oder auch vielleicht fürchtete er sich vor dem, was er sagen wollte. Während er den Hund beruhigte, gewann er auch selber wieder Ruhe und er begann:

„Die Leute sagen, ich sei keiner von den Gescheitesten; es muß wahr sein. Mein Meister und Alle, die ich kenne — und ich komme jede Woche auf den Kornmarkt — alle sind gescheiter und pfiffiger, aber deßwegen bin ich doch kein Dummkopf, kein Tralle —"

Er hielt inne, sie sollte das bestätigen und sie that's auch, denn sie sagte:

„Wer dich für einen Tralle kauft, der ist betrogen."

Er lachte laut und Melac stimmte ihm bei; er konnte sein Lachen aber wieder nur als Bellen hergeben.

Einen Grashalm ausraufend und ihn zwischen die Zähne nehmend, fuhr Adam fort:

„Ich möcht' was sagen . . . Nimmst mir's nicht übel?"

„Das kann ich nicht vorher sagen, ich weiß ja nicht, was."

„Schau, ich mein', mit so einem Geld zusammen, da könnte man schon was anfangen, wenn man vier Schaffhände darauf legt; da könnte man drüben ein klein Bauernanwesen kaufen. Und Abschied zu nehmen hätten wir von Niemand. Ich wär' schon lang auch gern nach Amerika, aber so allein ist mir's zu allein . . . ich . . . ich . . . jetzt besinn' dich."

„Ich bin schon besonnen. Mit mir ist's nichts."

„Warum? Hast du schon was?"

„Nein!"

„Hast du nie was gehabt?"

„Ich sag's frei heraus, es ist ein Glück, daß der Bub gestorben ist, von so einem schlechten Kerl soll kein Kind auf der Welt sein."

„Wer ist denn der Vater gewesen?"

„Ein Müllerknecht. Er ist schon lang verheirathet."

Adam setzte den Hut ab und setzte ihn wieder auf, in seinem Gesichte zuckte es seltsam hin und her, seine Augenbrauen sträubten sich, er bewegte die Lippen, wie wenn er an Etwas sauge, dann schaute er in den Baum hinauf, als ob da droben Jemand säße, der ihm Etwas zu verkünden hätte; endlich sagte er:

„Ja, so ist's. Und ich sag's," brachte Adam hervor, „du könntest ja auch eine Wittfrau sein."

Das Antlitz Eva's wurde fast schön, indem sie erröthend sagte:

„Ich danke dir."

„Ich wüßte nicht, für was."

„Das ist ein gutes Wort gewesen, das werde ich dir nicht vergessen; ist mir lieber als wenn du mir das Halstuch geschenkt hättest."

Es trat eine längere Pause ein.

„Bist du immer gern im Dienst?" fragte Adam endlich.

„Ja. Und du auch?"

„Ja freilich, aber ich meine" —

„Was meinst du? Red' nur, ich hör' dir jetzt gern zu."

„Ich mein', wir sollten wieder einmal zusammenkommen können."
„Das kann schon sein. Aber wie ich gehört hab', wohnen wir weit auseinander."

„Könnten wir nicht 'nah bei einander wohnen, so wie jetzt?"
„Versteh' ich dich recht?"
„Ja, du verstehst mich recht, und was sagst du dazu?"

„Ich — ich sag' dir tausend Dank. Ich hab' damals geschworen, ich will mein Lebtag von keinem Mann mehr etwas wissen."

„Das kann man nicht verschwören."

„Doch, doch."

„Warum stehst du auf? Hab' ich dir was zu leid gethan?"

„Gar nichts, gar nichts, du hast's gut gemeint . . . Behüt' dich Gott."

Sie ging raschen Schrittes davon.

„Wart' doch, ich muß dir doch noch eine Abschiedshand geben," rief Adam.

Sie wehrte rückwärts mit der Hand ab und rannte eiligen Schrittes davon.

Adam saß wie gebannt am Wegrain. Er sah der Enteilenden nach, bis ihm die Augen übergingen. Er sah Nichts davon, wie auch die Flüchtende helle Thränen vergoß. Sie erschrak, da sie gewahr wurde, daß sie die Thränen mit dem schönen seidenen Tüchlein abgewischt hatte . . .

Am Abend fuhr Adam mit seinem Meister thalab, bis zu dem Haltpunkt, wo die Müllerschimmel auf sie warteten. Eine Stunde vorher war Eva mit ihren Meistersleuten thalauf gefahren, bis zu dem Haltpunkt, wo zwei Rappen auf sie warteten.

Die abendlichen Herbstnebel wogten und wallten über dem Thal hüben und über dem Thal drüben; die Wasser rauschten hier und rauschten dort.

Die Rappen gingen ihren besonderen Weg und die Schimmel gingen ihren besonderen Weg.

Wenn wir uns vor zehn, fünfzehn Jahren gesehen hätten! das dachte Adam hier, und das dachte Eva dort.

Sie sahen einander nicht wieder.

Er hat Cigarren, die er nicht raucht; sie hat ein roth und gelb gestreiftes Halstuch, das sie nicht trägt.

Sie sahen einander nicht wieder.

Gleiche Wärme für Alle.

(1865.)

„Es ist ein beschwerliches Reisen im Winter. Man ist so unbehülflich eingemummt in die Röcke und Pelze!" So sagte mit derber, offenbar an's Befehlen gewöhnter Stimme ein wohlgenährter Reisender im Eisenbahnwagen zweiter Klasse und gab nicht undeutlich zu verstehen, daß er zu Hause gewohnt sei, sich von einem Bedienten helfen zu lassen. Wie zufällig schlug er seinen großen Pelz etwas zurück, und vielfarbige Ordensbänder wurden sichtbar; dann knüpfte er seinen Pelz fester um den Leib, zog den Fußsack über die Kniee herauf, setzte sich die Pelzmütze bequemer, drückte sich in die Ecke und streckte sich mit einem Ausruf des Behagens weit aus.

„Es ist doch behaglich, daß unsere Wagen geheizt sind!" erwiderte ein junger Mann, der in den alten gerechten deutschen Mantel mit Doppelkragen gehüllt war und festgeschnallte bis an die Hüften reichende hohe Pelzstiefel an den Füßen trug; er stülpte jetzt den kleinen Halskragen in die Höhe und das rothe Unterfutter zeigte eine militärische Bestimmung. Er schien ein junger Gutsbesitzer aus Preußen zu sein, der zugleich Landwehroffizier war. „Es ist doch nicht so schlimm," fuhr er fort, sich eine Cigarre anstecken, „wir sind doch wenigstens mit warmhaltender Kleidung versehen und haben dazu noch Geld in der Tasche, um uns auf den Stationen nach Belieben mit Speise und Trank zu versehen. Wie anders aber die Armen!"

„Ja," sagte ein kleines Männchen, das in der dritten Ecke ebenfalls wohlverwahrt, aber immer aufrecht saß, denn es trug einen

steifen Hut auf dem Kopfe und schien Nichts von den Reisebequemlichkeiten zu wissen. „Ja," sagte es, „und ich schäme mich immer in's Herz hinein, wenn ich sehe, wie wir's uns bequem machen, wie für uns vorgesorgt ist, weil der Zufall uns mit Glücksgütern bedacht hat, und unsere Mitmenschen, die minder begünstigt sind, müssen auf ihrer Lebensbahn wie auf demselben Bahnzug hungern und frieren. Wir, die wir gute Kleider, gute Nahrung haben, sitzen noch dazu in geheizten Wagen, während unsere Fahrgenossen in der dritten Klasse gering bekleidet, schlecht genährt in kalten Wagen sitzen."

„Wenn alle Wagenklassen gleiche Bequemlichkeit hätten," sagte der Wohlgenährte in herrischem Tone, „dann gäbe es nur noch eine einzige Wagenklasse. Wer würde dann noch für die bessere den höheren Fahrpreis bezahlen? Es muß einen Unterschied geben!"

Der Wohlgenährte hatte sich mit dieser Gegenrede nicht an den Kleinen gewendet, der schien ihm keiner Antwort würdig; er richtete seine Worte an den jungen Mann mit dem rothen Mantelkragen. Dieser nahm die Gegenrede auf und sagte: „In Luxus und Bequemlichkeit mögen sich die Wagenklassen unterscheiden, und damit man die Sicherheit habe, mit Menschen gleicher Bildungsstufe oder doch mit Leuten von gleichem Kaliber der Cigarren zusammen zu kommen, dazu sind die Unterschiede gut. Aber ich bin auch der Meinung, daß die Bahnverwaltungen für gleiche Wärme und gleich guten Verschluß der Wagen aller Klassen zu sorgen hätten. Gerade die minder Bemittelten bedürfen eines geheizten Wagens noch mehr als wir."

„Das bestreite ich," erwiderte der Wohlgenährte. „Die niederen Klassen müssen, schon um ihrer Arbeit willen, abgehärteter sein, und man thut nicht wohl, wenn man sie verweichlicht; sie können dann, was man so nennt, keinen Puff mehr vertragen. Ueberdieß fahren die Passagiere dritter Klasse in der Regel nur kurze Strecken mit."

„Es freut mich," sagte das kleine Männchen und wendete sich dabei ohne Empfindlichkeit an den Wohlgenährten, „es freut mich, daß Sie Ihre Ansicht wenigstens mit Vernunftgründen zu belegen suchen. Die dritte Wagenklasse und die Güterfracht sind aber die Haupteinnahmsquellen der Eisenbahnen und haben ein besonderes Recht auf die Sorgfalt der Direction."

Der Wohlgenährte richtete sich starr auf und sah den Kleinen

mit einem durchbohrenden Blicke an. Wie kommt ein Mensch auf der Welt dazu, ihn so gönnerisch zu loben und zu belehren? Er bedarf keines Lobes und keiner Belehrung! Er sah das Männchen lange starr wie mit einem vernichtenden Blick an. Das kleine Männchen schien aber keineswegs vernichtet, es lächelte, und in diesem Lächeln lag eine gewisse sichere Ueberlegenheit des Geistes. Der Wohlgenährte wendete den Blick, der nicht gezündet hatte, sah zum Fenster hinaus und ließ das Männchen weiter reden, das nun fortfuhr, ohne sich um den vernichtenden Blick oder die schließliche Wegwerfung zu bekümmern: „Ich sehe davon ab, daß es unsere Pflicht ist, unseren Nebenmenschen jede Stunde ihres Daseins so gut und behaglich zu machen, als es nur immer möglich ist. Man kann das Schwärmerei nennen: ich weiß das wohl. Aber ist die vielgepredigte Liebe nicht ein hohles Wort, dann muß man sie auf allen Wegen und Stegen bethätigen."

„Wie schön läuten die Kirchenglocken in den hellen Sonntagmorgen hinein vom Dorfe da drüben. Man hört die Glocke trotz des Wagengerassels, und die Menschen wandeln still und andächtig durch die Schneefelder. Wer weiß, ob ihnen dort jetzt so viel wahre Liebe gepredigt wird, wie uns hier!" So rief der junge Mann in lebhafter Begeisterung aus, er schlug den Mantelkragen nieder, sein freies Antlitz glühte.

Das kleine Männchen nickte ihm freundlich zu und fuhr fort: „Wir müssen nur glauben, daß das Gute verwirklicht werden kann, dann sind wir stark. Es sind wenig Jahre her, seit man die Barbarei überwunden, die Wagen dritter Klasse unbedeckt oder ohne Fenster zu lassen, damit sich unsere Mitmenschen, die weniger in der Wolle sitzen, recht fleißig darin üben können, wie man sich erkälte. Die öffentliche Stimme in den Zeitungen" — der Wohlbeleibte machte bei diesen Worten das Fenster auf und spuckte hinaus — „der unabläßige Ruf, daß das eine Barbarei sei, hat es dahin gebracht, daß es nirgends, außer bei Sommervergnügungsfahrten, derartige unverschlossene Wagen mehr gibt. Ich bin der Ueberzeugung, daß, wenn diese Klage immer und immer wieder laut wird, endlich auch die Wagen dritter Klasse geheizt werden, sowohl auf Staats- wie auf Privat-Bahnen. Die Erfindung des Schießpulvers hat den Starken

und den Schwachen vor dem Tode gleich gemacht. Die Eisenbahnen bewerkstelligen ein gut Stück Gleichheit im Leben. Der König fährt nicht schneller als der Handwerksbursch, wie auch der Herzschlag des Einen und des Andern den gleichen Rhythmus hat."

Als das kleine Männchen die letzten Worte sprach, sah sich der Wohlgenährte um und blickte das Männchen staunend an, aber nicht mehr mit seinem vernichtenden Blicke. Dennoch sagte er, aber wieder nur zu dem jungen Manne gewendet: „Die Männer, die Eisenbahnactien besitzen, fragen aber mehr nach großer Dividende, als nach großer Menschenliebe. Die Heizeinrichtung für alle Wagen würde große Summen kosten."

Das kleine Männchen fuhr mit Ruhe fort:

„Die Humanität hat noch einen guten Cours und wirft reiche Dividende ab. Uebrigens liegt in den Actiengesellschaften eine große Möglichkeit, Gutes zu wirken. Ich habe es erfahren, daß auch Handelsgesellschaften leichter zu menschenfreundlicher Fürsorge geneigt sind, als Einzelmenschen. Geht ein Vorschlag auch nicht beim ersten Antrag durch, gewinnt er mit der Zeit doch immer mehr Anhänger. Wir sind zu schwach, um der Hülflosigkeit und Dürftigkeit, die uns so oft begegnen, überall abzuhelfen. Das Leben ist vielfach mit Grausamkeiten erfüllt, deren wir nicht Herr werden. Aber wir dürfen nicht da lässig sein, wo wir helfen können und müssen; da dürfen wir uns nicht blos mit warmen Wünschen begnügen."

„Ich ließe mir ein Patent darauf geben, mit warmen Wünschen einen Bahnzug zu heizen!" wandte sich der Dicke wieder an den jungen Mann mit dem rothen Kragen. Dieser aber fühlte die offenbare Beleidigung, mit der das kleine Männchen behandelt wurde; er wendete sich ab, kehrte dem Wohlbeleibten den Rücken zu, als ob er ihn nicht gehört, und sagte zu dem kleinen Männchen: „Sie sind wohl ein Geistlicher, lieber Herr?"

„Nein," lautete die kurze Antwort.

„Ich bin der Gutsbesitzer Werner und steige auf der nächsten Hauptstation aus," setzte der junge Mann hinzu, um seine indiscrete Frage gewissermaßen zu entschuldigen und dadurch, daß er sich selbst zu erkennen gab, auch den Andern zur Kundgebung zu bestimmen.

Aber er verfehlte seinen Zweck, denn das kleine Männchen begann wieder:

„Es ist gleichgültig, wer und was ich bin. Auf dieser Welt wie auf diesem Zuge sind wir Alle nur Passagiere, und wer weiß, wann und wo unsere Station kommt, wo es heißt ‚aussteigen zur ewigen Ruhe'. Sie sind jung und werden noch Vieles erleben, was ich nur ersehnen kann. Aber das hoffe ich doch noch zu erleben, daß es gleiche Wärme gibt für Alle."

Der Bahnzug hielt, das kleine Männchen stieg aus und reichte dem jungen Manne die Hand.

Kaum hatte es den Wagen verlassen, als der Wohlgenährte sagte: „Das scheint mir ein revolutionärer Jude gewesen zu sein, der seinen Namen Itzig nicht nennen wollte. Es ist entsetzlich, wie diese Menschen sich jetzt erlauben, in der Welt das Wort zu nehmen."

Der junge Mann gab keine Antwort; er setzte sich auf den Platz, den das kleine Männchen verlassen. Aber kaum saß er hier, als der Wagen wieder geöffnet wurde und das kleine Männchen wieder einstieg mit den Worten: „Ich habe hier ein Telegramm vorgefunden. Ich reise weiter."

Der Wohlbeleibte schaute zum Fenster hinaus; es war ihm offenbar peinlich, daß er über den Mann gesprochen, mit dem er nun weiter reisen sollte.

„Nun sind wir alte Bekannte," rief das Männchen freundlich zu dem jungen Manne, der ihm bei Unterbringung des Handgepäckes behülflich war.

Da kam der Schaffner an den Schlag und sagte: „Herr Graf!" — Der Wohlbeleibte richtete sich auf und fragte: „Was gibt's?" Der Schaffner wendete sich aber an das kleine Männchen und sagte: „Herr Graf Korneck, hier ist eine zweite Depesche an Sie."

Das kleine Männchen öffnete sie, und sein furchenreiches Antlitz wurde heiter.

Der Wohlbeleibte war in offenbarer Verlegenheit. Er hatte einen Standesgenossen verhöhnt, und nun gar gegen einen Bürgerlichen.

Man saß lange stumm bei einander.

Der Wohlbeleibte putzte mit einer Taschenbürste seinen Backenbart und seinen großen Schnurrbart. Es half Nichts — den Fehler,

den er begangen, putzte er damit nicht weg. Endlich fragte er das kleine Männchen: „Entschuldigen Sie! Habe ich vielleicht die Ehre, den Herrn Grafen Korneck aus N. vor mir zu sehen?“ Er verbeugte sich dabei höflich. Das kleine Männchen starrte ihn an, als ob es taub wäre. Der Wohlbeleibte mußte seine Frage wiederholen. Auch jetzt noch machte das kleine Männchen ein Gesicht, als ob sein Gegenüber Chinesisch spräche. Endlich erwiderte es: „Ich habe nicht die Ehre, antworten zu können.“

Auf der nächsten Station stieg der Wohlbeleibte aus und setzte sich in einen andern Wagen. Das alte Männchen und der junge Gutsbesitzer saßen nun um so traulicher beisammen und sprachen darüber, wie so wunderlich viele Menschen die Reden eines Andern ganz anders beurtheilen, je nachdem sie von Diesem oder Jenem ausgehen. Solche Menschen haben eben keinen Maßstab für das rein Menschliche.

„Jetzt erst haben wir gleiche Wärme in unserm Wagen,“ sagte der junge Mann, da der Alte ebenso bedachtsam als begeistert sprach: „Sie ist auch zwischen uns.“

Als der junge Mann ausstieg, reichte ihm das alte Männchen die Hand und drückte sie herzlich, indem es die Worte hinzusetzte: „Haben wir in den verschiedenen Gauen und den verschiedenen Berufsthätigkeiten die gleiche innere Wärme, dann bringen wir auch gewiß die hier verlangte gleiche Wärme für Alle zu Stande.“

Verrechnet.

An der alten Rheinbrücke zu Köln saß vor Jahren ein Greis erbarmungswürdigen Ansehens. Neben dem ersten Laternenpfahl war er Jahr aus Jahr ein da zu finden, so sicher wie der Laternenpfahl selbst. Er bettelte nicht mit Worten, aber sein ganzes Aussehen bettelte, und dabei nickte er den Vorübergehenden zu und zwinkerte mit den Augen, als ob er ihnen sein Elend nur im Geheimen andeuten wolle.

Nun kamen einst zwei fröhliche Gesellen von Deutz aus dem Marienbildchen herüber, wo sie sich gütlich gethan hatten. Ihre Fröhlichkeit machte sie auch freigebig; sie hielten bei dem Alten an, spendeten ihm eine Gabe, und der Alte sagte:

„Ich wünsche Ihnen dafür, daß Sie sich nicht auch verrechnen wie ich."

„Wie meint Ihr das?" fragten sie.

„Ja," sagte der Alte, „ich habe auch einmal gute Tage gesehen und habe sorglos draufgehen lassen, hab' nicht gedacht, daß ich so alt werde, jetzt in's 84ste hinein. Ich hab' mich verrechnet und, wie gesagt, ich wünsch' Ihnen eine Lebensversicherung, damit sie sich nicht auch verrechnen mögen."

Die beiden fröhlichen Gesellen gingen ernster davon.

Böse Saatfrucht.

Eine Geschichte von unterwegs.

Ja, ich möchte nur wissen, woran Sie mir's ansehen, daß ich schon Mancherlei erlebt haben muß.

Das läßt sich nicht so sagen, aber man sieht's am Gesichte, und wie ich Euch vorhin, als es bergan ging, mit dem alten Manne, der drin im Wagen sitzt, reden hörte und von Anderen erzählen, da merkte ich's: solche Dinge sieht und denkt nur ein Mensch, der selber Etwas erlebt hat; denn wer selber Etwas durchgemacht hat, kriegt erst Augen und Verstand, und sieht und merkt, was auch mit Anderen und in ihnen vorgeht.

Ja, das ist wahr, das ist richtig, ich hab' auch einmal Etwas erlebt, und wenn ich daran denke, da ist mir's, wie wenn ich die Zeit vorher halb geschlafen hätte und erst von da an aufgewacht wäre, und hab' doch auch vorher Manches durchgemacht und meine fünf Sinne bei einander gehabt; aber es ist mir von da an Alles viel deutlicher geworden, was ich früher erlebt habe und was ich jetzt erlebe.

Was ist denn das, was Euch so gepackt hat? Darf man's wissen?

Warum nicht? Es ist kein Geheimniß. Sehen Sie, der Wagen und die Pferde sind mein eigen, und ich habe auch noch Aecker. Ich fahre mit dem Stellwagen oder Omnibus, wie sie jetzt sagen, dreimal in der Woche nach der Eisenbahn. Ich wohne aber nicht in der Amtsstadt, ich wohne eine Stunde davon, wir kommen an dem Dorf vorbei; meine Frau geht nicht gern vom Dorf weg und es ist auch besser so. Wie ich heim gekommen bin und mich gesetzt habe, da bin ich drei Jahre lang ein Kuhbäuerlein gewesen, wie Andere meines Schlags, und daneben habe ich auch als Holzknecht im Walde gearbeitet. Ich verstehe das Feldgeschäft und das Waldgeschäft von Jugend auf; aber ich war doch vordem Postillon gewesen, und da hat meine Frau gesagt — sie ist gescheit — „Paul," hat sie gesagt, „du verdienst mit der Peitsche in der Hand mehr als mit Axt und Dreschflegel." Sehen Sie, das will von einer Frau viel heißen, wenn sie ihrem Manne ein Geschäft anweist, das ihn viel von daheim fortführt; aber sie weiß, ich bin doch mit allen Gedanken daheim. Und so hab' ich mir das Fuhrwerk gekauft und bin jetzt wieder Fuhrmann, und es ist mir viel wohler dabei, das ist doch mein eigentliches Geschäft.

Ja, wenn ich so zurückdenke, ich hab' viel erlebt, wenn ich auch mein Leben lang nicht außer Lands gekommen bin, nicht einmal über die badische Grenze hinüber. Von meiner Kinderzeit weiß ich nicht viel. Ja, doch Eins. Mein Bruder Peter und ich — wir sind nämlich Zwillinge, sind an Peter-Paul geboren, und mein Vater hat uns darum die Namen gegeben — wir Zwei, wir sind die besten Vogelfänger gewesen. Ein Bruder meiner Mutter — ich hab' meine Mutter nicht gekannt, sie ist bald nach unserer Geburt gestorben — der Ohm Mukle — er hat mit seinem Taufnamen Nepomuk geheißen, wir sagen aber nur Mukle — der Mukle war ein Vogelhändler, und ein anderer Bruder von der Mutter hat in der Schweiz gewohnt und der hat dem Mukle die Vögel abgekauft. Der Schweizer wandert aus nach Amerika und schreibt dem Mukle, er soll auch mit, er soll aber noch so viel Vögel als er nur kriegen kann, mitnehmen; in Amerika werden die Vögel mit Gold aufgewogen, besonders was

Nachtigallen und Kreuzschnäbel sind. Nun hat der Mukle ein Töchterle gehabt, ein bildsauberes Kind, in Einem Alter mit uns. Ich hab' sie über Alles gern gehabt; und das Kind hat der Mukle dazu angehalten, Ameiseneier zu suchen zum Futter für die Vögel, und da hat der Mukle Vogelfutter gehabt und auch Weihrauch aus den Ameiseneiern gezogen. Wenn ihm einmal die Ameiseneier gemangelt haben, da hat er's verstanden, die Käferfresser auch an Körnerfutter zu gewöhnen. Er war so eine Art Hexenmeister und hat Alles verstanden, aber er ist doch in seinem Leben zu Nichts gekommen.

Und das Mareile, sein Kind — seine anderen sind da und dort in Diensten gewesen — das Mareile war das Jüngste und war gar ein liebes Kind, und wie's jetzt ans Auswandern geht, da kann sie's kaum erschleppen, so viel Ameiseneier und Würmer hat sie zusammengetragen. Da wird das Kind plötzlich krank und liegt im Bett und kann keinen Vogelsang hören und sagt, es sticht ihm was im Ohr und die Ameisen wollten's auffressen. Und so ist das arme Kind gestorben und der Mukle ist fort mit den Anderen. Wie ich aber das arme Kind todt gesehen hab', da hab' ich eigentlich zum Erstenmal in meinem Leben einen tüchtigen Schreck ins Herz hinein bekommen. Ich bin drei Tag herumgegangen wie verirrt, und hab' geglaubt, das vergäß' ich nie; aber lieber Gott, was vergißt man nicht Alles! Ich hab' an das gute Mareile wie lang nicht mehr gedacht, bis heute, wo ich Ihnen Alles so erzähle, weil wir grad' so gut bei einander sind.

Wie wir Zwillinge aus der Schule gekommen sind, haben wir unserm Vater geholfen, der war Zimmermann, und wir haben ein schön Stück Geld verdient. Aber da hat der Vater einmal Schaden gelitten, ist krank geworden und ist Alles wieder drauf gegangen. Nun sind wir Beide, ich und mein Bruder, in den Wald gegangen und haben Holz gefällt. Wir waren Beide ein Paar starke Bursche und haben schwere Stücke ausgeführt, von denen die Leute noch heutigen Tags reden. Einmal heben wir beim Holzfällen einen Stamm auf, und da sagt der Förster zu uns: „Wenn ihr den Stamm mit einander heimtraget, ist er euer eigen." Und richtig, wir haben ihn heimgetragen eine gute Stunde Wegs weit; und er

ist so groß gewesen, daß man drei Pfluggründel draus gemacht hat. Aber der Vater war sehr bös drüber, daß wir das unternommen haben, wir hätten ja Beide können schwer unglücklich sein damit.

Nun hat's geheißen: jetzt müßt ihr Brüder aus einander, und wir haben doch von je zusammengehalten wie die Finger einer Hand; aber was thut's! Es muß sein. Ich werde zuerst Knecht beim Postmeister, und dann anderthalb Jahr lang, eh' ich militärpflichtig geworden bin, bin ich Postillon, und mein Bruder ist Flößer geworden. Er war ein Prachtmensch und stark wie von Eisen, ich bin nur ein halber Mensch gegen ihn, und ich bin doch auch kein Schwächling. Und jeden Kreuzer, den wir Beide verdient haben, jeden Kreuzer haben wir dem Vater geschickt. Ich hab' vor meinem zweiundzwanzigsten Jahre nicht geraucht, und wenn mir meine Nebenknechte haben eine Pfeife Tabak schenken wollen, hab' ich gesagt: Nein, ich muß dann auch rauchen, wenn ihr mir keinen schenkt.

Jetzt ist aber eine schwere Zeit gekommen. Ich werde den Tag nie vergessen, wo wir beide Brüder zur Amtsstadt gemußt haben, um das Loos zu ziehen, wer Soldat werden muß. Der Vater hat uns ein Stück Wegs das Geleit gegeben. Ich hab' vergessen, zu sagen, daß er sich ein neues Geschäft aufgenommen hat; er hat einen reichen Bruder im Dorf gehabt, der ihm hätte helfen können, aber lieber hätte der Vater den Mund auf einen Stein aufgeschlagen, ehe er etwas geschenkt genommen, und daß er's einmal genommen hat und wie er's genommen hat, das hat ihm eigentlich sein Herz abgekränkt. Ich werd's Ihnen hernach schon erzählen. Der Vater hat jetzt, wo er nicht so hinausgekonnt und sich hat schonen müssen, von sich selber gelernt, Holzschuhe zu machen. Das ist ein gutes Geschäft gewesen, und der Vater hat's oft gesagt: Es sind jetzt weit weniger Menschen krank, seit die Holzschuhe aufgekommen, denn das Beste ist, immer einen warmen und trockenen Fuß zu haben.

Ja, damals begleitet uns also der Vater bis an die Stelle, wo er vor Jahren verunglückt ist, weiter ist er nie mehr gekommen, so lang er gelebt hat, und da sagt er noch: So ist's recht, daß ihr Beide einander an der Hand führt; haltet nur immer zusammen als Brüder und verlaßt nie einer den andern; ich bitt' nur Gott, daß er mir das nicht anthut, daß sie euch Beide zu den Soldaten nehmen.

Ich mein', dir, Peter — sagt er zu meinem Bruder — ich mein', dir könnt's nichts schaden, wenn du ein paar Jahr Soldat wärst, du könntest ein bischen geschmeidiger und gewitzigter werden. Und da geht der Vater heim und wir nach der Stadt. Bei der Musterung hat sich's gezeigt, daß von den Gestellten bis zu Numero 110 Alles frei ist. Ich ziehe zuerst und glücklich, Numero 23, und jetzt zieht mein Bruder und grad Numero 111. Der erste Mann, der Soldat werden muß. Der Vater ist ruhig gewesen, wie wir heimgekommen sind und ich ihm das erzählt habe. Ich gehe mit dem Bruder nach der Hauptstadt und werde Postillon; da sind wir doch bei einander, und ich hab' gar manchen Schoppen bezahlt für ihn und seine Kameraden. Mein Verdienst ist gut und ich schicke jeden Kreuzer meinem Vater. Kaum ist ein Jahr vorbei, da schreibt er, er habe mir von meinem Gelde einen kleinen Acker gekauft; ich solle nur weiter so schicken, da werde sich Trinkgeld und Lohn in lauter Feld und Wiese verwandeln. Dieselbe Nacht, wie ich die Nachricht bekommen, hab' ich den großen Schweizer Eilwagen zu fahren, und lustiger bin ich mein Lebtag nicht dahin gefahren und besser hab' ich mein Lebenlang nicht geblasen, als in jener Nacht. Ich hab' mir oft die Felder betrachtet, die da am Wege liegen: Juchhe! jetzt wird's lustig! Wartet nur, euch kann man alle kaufen, wenn man nur das Geld dazu hat, und wenigstens mein Theil von der Welt will ich haben und noch eins, und noch ein paar dazu!

Das Sparen ist doch gewiß eine schöne Sache, aber man muß sich hüten, daß der Geizteufel und der Unruhteufel nicht in einen fahren. Wie hat mich's gefreut, daß ich einen eignen kleinen Acker habe! Mein Vater hat mir geschrieben, wo der Acker liegt, und ich kenne ihn ganz genau. Aber jetzt möchte ich gleich oder wenigstens

in vier Wochen ein ganzes Bauerngut haben; aber das geht langsam aus den Stationsgeldern, besondere Trinkgelder gibt's kaum mehr, und daneben kostet mich auch mein Bruder manchen Batzen, er verdient beim Militär gar nichts. Er war ein schöner Bursch, fast um einen Kopf größer als ich, und sie haben ihn zur Garde genommen. Einmal kommt er ganz glückselig zu mir und berichtet, daß er den Sattelpreis bekommen habe. Das ist nämlich so: es wird Allarm geblasen, und wer am schnellsten sein Pferd gezäumt und Alles aufgelegt hat, was man in's Feld braucht, der bekommt den Preis. Mein Bruder hat das in sechs Minuten fertig gekriegt, Alles fix und fertig, und glauben Sie mir, das ist kein kleines Kunststück. Ich hab's dem Vater geschrieben, wie mich das gefreut und wie es auch ihn freuen muß. Denn ich weiß nicht, wie es gekommen ist, wir sind doch Zwillinge, aber es ist doch immer so gewesen, als wär' ich sein viel älterer Beschützer und Versorger; er hat nie recht für sich selber sorgen können; wo man ihn hingestellt hat, da hat er Alles gut und richtig ausgeführt, aber so — ich weiß nicht wie ich sagen soll — so aus sich selber was zu machen, dazu hat er's nicht bringen können; er hat immer und bei Allem einen Angeber haben müssen, man hat ihn einschirren müssen und anspannen, nachher hat er gezogen wie das beste Pferd. Und ein schöner Mensch war er, ein Gesicht hat er gehabt wie Milch und Blut und so getreue Augen wie ein guter Hund, und gewachsen wie die schönste Tanne, und so gutmüthig ist er gewesen, jedes Kind hat ihn regieren können. Ja, wenn ich an den Bruder denke, wird mir immer ganz weh um's Herz und ich kann's nicht herausbringen, warum er so für Nichts hat sterben müssen. Da führen sie sein Regiment nach Schleswig-Holstein — ich hab' dabei gestanden, wie sie davonreiten im großen Trupp, aber ich hab' ihn doch herausgefunden und er nickt mir noch zu, und ich hab' mir doch nicht gedacht, daß das zum Letztenmal ist — und da sind sie alle davongeritten und die Musik hat geblasen; und wie sie weiter sind, ist's nur noch ein buntes Gewimmel, da drunter ist mein Bruder, ich hab' ihn nicht mehr gesehen .... Er liegt begraben droben am Meer, und kein Mensch kann mir sagen, was sie denn da droben ausgeführt haben und warum mein Bruder hat da sterben müssen ...

So, es ist gut, daß ich Ihnen das berichtet hab', denn wenn ich daran denk', wird mir's ganz wirbelig im Kopf, und es ist nur gut, daß das mein Vater nicht mehr erlebt hat, denn es ist mehrere Jahre später gewesen, wie mein Bruder davongeritten und in den Tod gegangen ist ...

Also damals. Ich gewöhne mich doch wieder ans Sparen, und ich weiß nicht, wie lang es gewesen ist, aber länger als zwei

Jahr' ist's gewiß nicht, da schreibt mein Vater wieder, er habe mir noch eine Wiese gekauft und ebenso wie den Acker auf meinen Namen eintragen lassen. Jetzt fehlt mir nur noch ein Stück Wald, dann hab' ich von Allem; denn Weinberge — das werden Sie gesehen haben — die gibt's bei uns hier oben nicht. Sie sehen ja da am Wege, daß die Kirschen erst im August bei uns reif sind. Aber guten Fruchtboden haben wir, Kernenboden.

Es ist mir recht, daß mein Vater mir Acker und Wiese gekauft hat, aber selbst bebauen werd' ich sie doch nie; ich bleib' in der Stadt

und schaffe mir ein Fuhrwerk an; ich wüßte gar nicht mehr, wie ich mich aufs Dorf gewöhnen sollte. — Nun kommt eines Tages ein Mann aus meinem Ort zu mir und sagt, mein Vater habe oft recht arg Verlangen nach mir, aber er wolle mir's nicht schreiben, damit ich mich nicht versäume. Wie ich das höre, krieg' ich auch ein Heimweh, das mich Tag und Nacht nicht ruhen läßt. Ich bekomme Urlaub und gehe heim. Es sind doch nur zwölf Stunden bis heim, aber sie sind mir gar schwer geworden; denn wenn man sich so gewöhnt hat, auf dem Bock und heimwegs auf dem Sattelgaul zu sitzen, da wird

Einem das Gehen gar schwer. Wie ich nun gegen unser Dorf komme, begegnet mir ein prächtiges Mädchen. Ich seh's an, ich hab's nicht erkannt, und es sagt zu mir: „Ei, Du bist's? Ich hab' geglaubt, Du wärst Dein Bruder."

„Ja, welchen von uns Beiden meinst Du denn?"

„Bist Du denn nicht der Peter?"

„Nein, ich bin der Paul."

Und wir reden so und drehen uns immer im Ring herum und kriegen's doch nicht heraus, wen sie eigentlich gemeint hat, ob sie mich für mich oder für meinen Bruder gehalten, und wir lachen, daß die Leute, die auf dem Feld Kartoffeln austhun, nach uns aufschauen.

Und ich freue mich, es ist ja meine Base Madlene, die Tochter von meines Vaters Bruder. Sie ist noch bei ihrem Bruder. Das ist ein gar schlimmer Mensch. Freilich ist er der reichste im Ort; er hat ein reiches Mädchen geheirathet, sie hat einen Knecht heirathen wollen, und ihr Vater hat sie gezwungen, den Vigil zu nehmen.

Die Madlene geht grad' heim, um das Essen zu rüsten. Sie erzählt mir, wie es meinem Vater geht, und daß weder sie noch ihr Bruder ihm ins Haus dürfen.

Ich komme zu meinem Vater. Er sieht schrecklich vermagert aus und will's doch nicht gelten lassen, daß er krank sei und sich nicht pflegen kann. Kaum bin ich eine Viertelstunde da, so sagt er: „Mit dem Vigil darfst Du kein Wort reden, und wenn er Dich grüßt, dankst Du ihm nicht und drehst ihm den Rücken zu und speist aus!" — Der Vigil, das war eben der reiche Brudersohn. Der Vater sagt mir weiter: „Ich habe Dich gewiß nie zu etwas Bösem angehalten — und wenn ich in einer Stunde vor Gott komme, so werd' ich ihn fragen, warum er solch einen Menschen so lang da herum hausen und es ihm gut gehen läßt — aber wenn Einer dem Vigil ein Messer ins Genick stieße, der thäte was Gutes!"

Nur nach und nach kriege ich's heraus, was der Vigil meinem Vater angethan. Mein Vater ist in großer Noth gewesen, und hat doch keinen Heller von dem Geld, das ich geschickt habe, für sich verbraucht. Wie ich das jetzt genau erfahre, da ist mir's schwer aufs Herz gefallen, und ich hab' daran gedacht, daß ich doch so manchen Schoppen getrunken hab' und Manches ausgegeben; ja man vergißt sich immer, wenn man so von daheim weg ist und lebt, während der arme Vater daheim Noth gelitten — aber mein Vater will's nicht zugeben, daß ich mir Vorwürfe mache, und sagt: „Du hast ja leider Gottes Nichts und sorgst noch für Deinen Bruder." Und nun erfahre ich, was geschehen ist. Der Hirtendienst war frei im Dorf, der Vigil sagt, mein Vater müsse ihn annehmen. Er kommt zu ihm und sagt ihm das. Mein Vater klagt, daß er ja nicht gut gehen und die Kühe zusammentreiben könn'; der Vigil schreit: „Ihr seid nichts als ein Faullenzer und wollt, daß ich Euch erhalte, aber von mir kriegt Ihr nichts."

Das hat er ihm in seiner Stube gesagt, es hat meinen Vater schwer gekränkt; er hat zwei Jahre kein Wort mit dem Vigil ge-

sprochen; aber es hat ihm doch nicht so weh gethan als das, daß ihn der Vigil vor der ganzen Gemeinde beschämt hat. Er ruft ihm einmal vor allen Leuten zu: „Ohm, kommet herauf und holet die Saatfrucht, die ich Euch schenken will. Wenn Ihr sie nicht gleich holt, kriegt Ihr keine mehr!“ — Mein Vater sagt, daß er's von jenem Augenblick an in den Knieen spürt, da sitzt eine Müdigkeit, die will gar nicht mehr heraus, und die zieht ihn hinab in den Boden. Und doch — was will er machen? Er ist ein armer Mann, und er nimmt die Saatfrucht und denkt, er will sie ihm auch wieder vor der ganzen Gemeinde zurückgeben; aber da verhagelt ihm in der Ernte Alles und er kann's nicht. Der Vigil thut das Jahr drauf wieder groß und schenkt dem Vater wieder vor der ganzen Gemeinde ein Malter Korn und der Vater nimmt's — und so viel Körnchen sind nicht in dem Sack, als es ihm Stiche durchs Herz gibt, daß er's nehmen muß. Und wie nun so alte Leute sind, sein einziges Dichten und Trachten ist: wenn nur der Vigil zu Grunde ginge. Ich hätt's nie geglaubt, daß man das kann. Am Abend kam ein Spätgewitter, und so fürchterlich hat's gedonnert und geblitzt, wie ich's noch nie gehört hab'; und da sagt mein Vater: „Weißt Du, was ich jetzt wünsche? Ich wünsche, der Vigil wäre draußen im Freien, in einer Thalschlucht, und sieben Stunden weit um ihn herum kein Haus und kein Dach, und da säß' er nun und müßt' vor Angst vergehen!“ — Es war die höchste Zeit, daß ich heimgekommen bin, denn die Stunden meines Vaters waren gezählt. Mag sein, daß meine Heimkunft und das gewaltige Schimpfen auf den Vigil ihn so angegriffen hat. Wie er Nachts im Bett liegt, schreit er plötzlich: „Paul! steh' auf, geh' hinüber und schlag' dem Vigil das Hirn ein! — Nein, thu's nicht, aber Eins versprich mir: wenn ich nicht mehr bin, Dein ganzes Leben lang, was Du nur kannst, thust Du dem Vigil an! Ich möchte Gott bitten, daß er seinen ganzen Segen auf Dich herabkommen ließe, daß Du recht reich würdest und den Vigil recht plagen und ihm den Meister zeigen könntest. Und wenn er dann kommt und von Dir ein Malter Korn bettelt, dann zeig' ihm, was er an mir gethan!“ —

Am andern Tag ist mein Vater schwer krank, und der Doctor sagt: „Er macht's nicht mehr lang.“ Ich gehe hinüber zum Vigil und sag' ihm: „Ich bitt' Dich, geh' zu meinem Vater und bitt' ihn

um Verzeihung! Wer weiß, ob er noch einmal die Sonne aufgehen sieht." Der Vigil ist aber herb und hart und sagt, er wisse nicht, warum er meinen Vater um Verzeihung bitten solle; mein Vater sei ein eitler Narr, der verlange, man solle ihm noch gute Worte darum geben, daß er was geschenkt nehme. Ich lege nun Geld auf den Tisch und sage: „Da, da hast Du Dein Korn bezahlt." Der Vigil nimmt das Geld und wirft's zum Fenster hinaus; drunten steht die Schwester vom Vigil, die Madlene, die bringt das Geld herauf und sieht und hört, was wir gegen einander haben. Ich sage noch: „Du thust bös, Du machst, daß ich Dir auch feind sein muß, wie mein Vater." Da lacht der Vigil und schreit: „Das wird auch die einzige Erbschaft sein, die Dir Dein Vater hinterläßt!"

Ich rede kein Wort weiter und gehe fort. Wenn man so vor Augen hat, daß das Menschenleben ein Ende hat, wie mag man da noch Zank und Streit haben? Die Madlene gibt mir das Geleite und sagt: „Verzeih' ihm! Er hat selber keine gute Stunde auf der Welt bei all seinem Geld und Gut. Darum ist er grimmig und zornig auf die ganze Welt. Und denk', daß Dein Vater jetzt krank liegt."

Wie sie mir das in's Gedächtniß ruft, renn' ich schnell wieder heim zum Vater; vielleicht ist er gar jetzt in dieser Viertelstunde gestorben. Ich komm' heim und da sagt der Vater: „Das hättest Du nicht thun sollen, Du hättest nicht zum Vigil gehen sollen und ihn bitten, daß er zu mir kommt! Jetzt rühmt er sich noch, daß er Dir den Marsch gemacht."

Mein Vater betheuerte, es habe ihm Niemand gesagt, daß ich den Vigil aufgesucht, und doch war's, als ob er jedes Wort gehört hätte, das wir dort gesprochen. In solchen Stunden vor dem Tode — da muß der Mensch mehr können als man glaubt.

Ich sitze den ganzen Tag beim Vater, und wie ein Wägelchen am Hause vorüber fährt, sagt er: „Das ist der Vigil, er fährt das ganze Jahr mit Rollengeschirr am Halfter, es soll Alles aufschauen nach ihm, und so knallt er, so geht sein Wägelchen, so sein Pferd. Er thut's nur mir zum Possen, daß er jetzt da vorüber spazieren fährt!"

Nie werde ich's vergessen, wie der Vater plötzlich eine Hand voll

Stroh aus seinem Bett ausrauft, mir es ins Gesicht hält und ruft: „Siehst du, das ist gewachsen aus der Saat! Ich lieg' auf dem Stroh, er hat mich aufs Stroh geworfen! Was Stroh! Alles ist Stroh! Wo ist Gerechtigkeit im Himmel und auf Erden, daß es einem Manne wie dem Vigil so gut gehen darf? Ja, das ist das Aergste, was er mir angethan: er hat mich an Gott und aller Gerechtigkeit zweifeln machen! Ich hab' nie gewußt, was das ist — und jetzt Jahre lang, da steh' ich und da geh' ich und da lieg' ich, und es ist mir immer, als ob Jemand käme, der mir mit der Axt das Hirn einschlägt und mich mit der Peitsche aus der Welt hinausjagt! Ich bin nicht mehr in der Welt daheim, der Vigil hat mich draus vertrieben! Ich bin Dir einmal im Sommer fast Nacht für Nacht aufgestanden und im Dorf umhergelaufen und in die Felder hinaus, wie wenn ich verrückt wäre; dann bin ich am Haus des Vigil stillgestanden und habe gehorcht, und habe geglaubt hören zu müssen, wie er im Schlaf aufschreit, die Teufel müssen im Schlaf an ihm würgen. Aber es ist Alles nichts, und ich bin wieder heim. Und so böse Zeiten, Sohn, so böse Zeiten hab' ich nie in meinem Leben gehabt. Ich hab's wieder vergessen und hab' mich drein gefunden und habe gedacht: Dein Kopf ist zu dumm, daß Du's ausmessen kannst, wie die Welt regiert wird, und ich selber hab's auch nicht verdient, daß mir's gut geht, und doch hat Gott derweil mein Korn draußen auf dem Feld wachsen lassen, und hat nicht danach gefragt, was mir im Herzen umgeht, wie ich da frevle. Ich hab' mir auch gedacht: der Vigil ist eigentlich schon todt, er geht nur noch da auf der Welt als Gespenst herum und ißt und trinkt und schläft und fährt, aber er hat eigentlich Nichts davon. Und dann ist's wieder über mich gekommen: was willst Du von dem einzigen Menschen? Das darf nicht sein, daß er Dir das Herz aus dem Leib nimmt, das thät' ihm ja gerade noch wohl, wenn er wüßt', wie er Dich plagt, wenn Du an ihn denken mußt! Nein, ich thu's nicht mehr! O Sohn, ich wünsche nicht, daß Du es auch erfährst, was das ist, wenn man darauf kommt: es gibt einen grundschlechten Menschen, der mit Haut und Haar nichts nutz ist, und doch geht's ihm gut! Warum bin ich ehrlich? warum bin ich gut gegen Jedermann? ist's nicht besser, wenn man's auch nicht ist? Sind wir Menschen denn etwas mehr als der Wurm, der vom

Fuß zertreten wird? Ich hätte doch auch danebentreten können und der Wurm wär' noch da. O Sohn! Und das Alles hat der Vigil gethan, und so viel Halme sind nicht aus der Saat gewachsen, die er mir mit einem Pfui geschenkt hat, und Alles ist Stroh! und er wirft mich aufs Stroh! Ich hab' gemeint, ich muß auf all die Häuser hinauf, auf die Giebel und auf die Dächer, die ich hab' aufrichten helfen, und muß schreien: Wachet auf, wachet auf! die Welt ist im Elend! Und ich hab' doch nie in meinem Leben Schwindel gehabt, wenn ich auf einem einzigen Balken oben gesessen bin und er hat geschwankt; aber jetzt geh' ich dir auf ebenem Boden, wie wenn ich an einem Giebel hinge, und es schwindelt mir. Der Doctor sagt mir, ich sei krank, und gibt mir ein Tränklein, aber es hilft mir kein Tränklein — ich weiß, woran ich krank bin!" ...

Wie ich das Alles so höre, stundenlang und viel härter, als ich's berichten kann, da mein' ich, ich muß vergehen und mein Kopf sitzt nicht mehr fest.

Am Mittag kommt der Pfarrer, kann aber die bösen harten Gedanken aus meinem Vater nicht herausbringen, er hat sich ganz drein verbissen und er sagt immer wieder, er wolle Gott fragen, warum er solch einen Menschen, wie den Vigil, so auf der Welt wirthschaften lasse. Das gäbe er nicht her, und wenn er dafür die Seligkeit einkaufen könne.

Man meint oft, mein Vater hat den Athem nicht mehr; aber wenn er auf den Vigil zu sprechen kommt, da wird es ihm auf einmal leicht. — Gegen Abend kommt die Madlene, und kaum hat sie die Thür geöffnet und guten Abend gesagt, so ruft mein Vater, sie soll fortgehen, er wolle von Niemand etwas wissen aus des Vigil's Haus. Sie aber sagt: „Ich laß mich nicht vertreiben — Ihr seid meines Vaters Bruder!" Und sie ist gescheit und fest und sagt: „Ohm, der Vigil schickt mich, er kann's nicht selbst thun, dazu ist er zu herb, und er sagt, Ihr sollt nicht aus der Welt gehen mit Groll gegen ihn im Herzen."

„Du lügst! Du lügst!" schreit mein Vater. „Thu' das nicht, sonst hast Du Theil an seiner Hundeseele! Betrüb' mich nicht!"

Die Madlene gesteht offen, sie habe nur das gesagt, was der Vigil doch thun möchte, wenn er's auch nicht thue, und — was dem

Pfarrer nicht gelungen war und mir nicht, das gelang ihr jetzt. Mit fester Stimme sagte sie: „Ohm! Ihr habt das Korn von meinem

Bruder zur Aussaat gebraucht, und wißt Ihr, was Ihr daraus macht? — Aussaat zu Haß und Zorn und Gift, da für Euren Paul

und für mich! Das schreit zum Himmel! Wer einen andern Menschen, sei er wer er sei, haßt, der thut sich selber am wehesten damit, er macht sich selber schlecht, und wer seinem Nebenmenschen den Tod wünscht, der hat ihn umgebracht, das gilt vor Gott, und er ist unstet und flüchtig auf der Welt; Eines muß dem Andern verzeihen, und wer auch noch so brav ist, hat doch auch schon Schlechtes gethan auf der Welt und noch mehr Schlechtes thun wollen, und wenn Alles geworden wär', was Einer gewollt hat, könnte Keiner aufrecht gehen, und wer sich rein fühlt, werfe den ersten Stein . . ."

Die Augen, mit denen da mein Vater die Madlene ansieht, die stehen mir ewig offen. Sie redet nicht aus, denn eben hört man das Wägelchen des Vigil vorbeifahren und so nah und deutlich, wie wenn es durch die Stube fahre, und da sagt mein Vater: „Ich verzeih' Dir, Vigil, ich verzeih' Dir!" Er athmet auf, wie wenn ihm ein Zentnerstein vom Herzen genommen wäre. Die Madlene faßt seine Hand und er sagt — er hat auf einmal eine ganz andere Stimme, gar nicht mehr so rauh und heiser wie sonst, als wäre das ein ganz anderer Mensch, der da spricht:

„Ja, Madlene, wenn Du den Paul heirathen willst, da soll Alles dahinten sein und ich nehme keinen Haß und kein Zürnen mit in die andre Welt."

So sagt mein Vater, und so sind gewiß nie zwei Menschen zusammengegeben worden, wie wir. Wir haben kaum erst angefangen gehabt, uns lieb zu bekommen, und haben noch lange nicht so weit hinaus gedacht. Die Madlene steht auf und sagt: „Wenn Du mich willst, ich heirathe Dich von Herzen gern." Und da bin ich Bräutigam gewesen, ich weiß nicht wie, und alle meine Gedanken, daß ich in der Stadt bleiben wollt', waren wie weggeflogen. Ich habe meinen Acker und meine Wiese, und die Madlene hat auch so viel an Land, daß wir zwei Kühe drauf halten können. Das Alles lauft so durcheinander in meinem Kopf. Und in derselben Stunde ist mein Vater gestorben, wir haben gar nichts davon gemerkt; wie wir wieder nach ihm umschauen, war er todt . . . . Aber sein Gesicht ist so heiter gewesen, so glücklich, wie noch nie.

So. Jetzt sind wir an meinem Dorf. Sehen Sie dort die

beiden Frauen, die ein Kind laufen lehren? das ist meine Frau und meine Schwester ....

Lebt der Vigil noch und wie geht's ihm?

Der hat ein böses Leben und einen bösen Tod gehabt. Das ist eine schwere Geschichte, die will ich ein andermal erzählen, wenn wir wieder zusammenkommen.

Huzel und Pochel.

Ein Nachtstück.

Das ganze Dorf hat damals über die Geschichte gelacht, und jetzt lachen wohl noch viel mehr darüber. Es kann Keiner mehr sagen, wann die Namen zuerst aufgekommen sind, aber zutreffend waren sie, und man konnte sich's gar nicht denken, daß die beiden alten Weiber je anders geheißen, je anders heißen konnten, als Huzel und Pochel. —

Draußen am Ende des Dorfes, abseits in der kalten Gasse, Scheubuß genannt, da steht ein kleines Haus. Selbst der Weidenbaum scheint da nicht gern daheim zu sein, denn er wendet sich eigenwillig ab von dem Häuschen, er möchte auch gern fort, aber er kann nicht, und wie mitleidflehend streckt er die Arme nach der Straße zu den dort Vorübergehenden und will sagen: Nehmt mich mit, ich bin hier schrecklich gebannt, ihr könnt's gar nicht glauben, was ich

Alles hören muß, und muß dazu still halten. Von anderen Bäumen holen doch noch die Kinder eine schwanke Gerte, mir aber müssen sie verholzen und verdorren, weil Alles glaubt, von diesem Ort kann nichts kommen, was gut thut. Nur die Vögel allein wissen, daß ich unschuldig bin, und kommen bei mir zu Gaste und singen mir was vor. Und wenn ich's recht betrachte, sind denn meine beiden Herrinnen eigentlich so bös?

Ja, das waren sie, da kann der Weidenbaum nichts drein reden, das weiß das ganze Dorf besser.

Da in der unteren Stube, sie hat nur ein Fenster und auch vor diesem war meist der Laden zu, da wohnte die Pochel; sie war selten zu Haus, denn in dem großen Dorf — es ist reine Bosheit der Kreisregierung, daß man das Dorf noch nicht zum Marktflecken erhoben hat — wo nahezu 1800 Seelen leben, da sterben auch mehr als in einem kleinen Ort, da hat die Leichenfrau viel zu thun, und die Pochel ist Leichenfrau. Natürlich ward sie dadurch den Menschen unheimlich, und ihre Gestalt und ihr Wesen that nichts dazu, sie liebenswürdiger zu machen. Sie war groß und starknochig, sah immer unwirsch drein, und Niemand konnte sich rühmen, je ein freundlich Wort von ihr gehört zu haben, am wenigsten ihr verstorbener Mann, der ein Korbmacher gewesen. Es ist bekannt, daß unter den Raubvögeln das Weibchen immer das stärkste und grausamste ist. So war die Pochel immer bös auf ihren Mann gewesen, weil er ihr nicht stark und herb genug war, und man sagt, sie soll besonders schuld sein, daß ihr Mann, bevor seine achtjährige Strafe um war, nicht daheim starb. Nur ihr einziger Sohn, Jos genannt, soll gutmüthig von ihr behandelt worden sein; gesehen hat's nie Jemand, aber seitdem er als Metzger in der Fremde war, sprach sie immer mit einer gewissen Zärtlichkeit von ihm.

Es ärgerte sie zwar, daß Jos sein Handwerk aufgegeben und „in der Stadt am Meer" — in Havre — Koch geworden; und die Leute ließen es nicht fehlen ihr vorzurechnen, welche schmackhafte Speisen der Jos gewiß jetzt koche und brate, und wie seine Mutter nicht einmal etwas davon rieche. Es verdroß die Pochel besonders, daß Jos ein Handwerk angenommen, mit dem er sich nie im Dorf niederlassen konnte, und sie wollte auf ihre alten Tage — sie war

jetzt bereits sechzig, sprach aber von ihren alten Tagen, als ob die noch weit, weit hinaus lägen — wie gesagt, sie wollte auf ihre alten Tage doch noch gern ihren Sohn mit seiner Familie im Dorf haben, besonders um die Huzel dadurch zu ärgern.

Man hätte aber nicht viel von der Pochel gehört, wenn nicht über ihr das grausamste Geschick gewaltet hätte; denn ihre Erzfeindin rumorte ihr auf dem Kopf herum, und das war die Huzel. Sie bewohnte nämlich den oberen Stock des Häuschens und konnte nicht vertrieben werden, denn die Hälfte des Häuschens gehörte ihr eigen. Wenn man ein hochbeiniges Pferd und eine Kuh zusammenspannt — so sähe das aus, wie wenn man sich die Huzel und Pochel neben einander denkt. Die Huzel war ein kleines Weibchen, dessen Gesicht aus lauter Falten bestand, mit lebhaften, unruhigen Eidechsenaugen; sie soll in früheren Zeiten sogar einmal hübsch gewesen sein, denn sie hatte auch den Namen „das porzellanene Teufele". Die Huzel war auch eine Wittwe, und zwar eine ehrsame Schneiderswittwe, und seit dem Tod ihres Mannes lebte sie still und spann Jahr aus Jahr ein, wenn sie nicht in ihrem eigentlichen Gewerbe zu thun hatte. Sie war Bauschmacherin — Bausch nennt man hier zu Lande den ausgestopften Wulst, den man zum Korbtragen auf den Kopf legt — und sie wußte die Bäusche zierlich aus Lappen zusammenzusetzen und mit gezackten Kränzen und Einnähten zu versehen. Es war ausgemacht, daß eine Last viel leichter war, wenn man einen Bausch von der Huzel hatte. Auch die Huzel hatte ein Kind, und zwar eine Tochter; aber das treulose Mädchen hatte die Mutter verlassen, um sich in Amerika ein Glück zu suchen. Böse Leute sagen, sie habe sich geschämt, die Tochter der Huzel zu sein, denn es war ein stattliches Mädchen mit etwas übertriebener Vornehmigkeit; das kann aber nur Verleumdung sein, auch in Amerika blieb sie ja doch nur die Tochter der Huzel. Das vornehme Wesen hatte sie indeß von beiden Eltern. Der Vater war ein Mann gewesen, der erzählen konnte, wie es „in Paris drein" aussah, und nur ein unglückliches Schicksal hatte ihn in das Dorf versetzt und ihn darin verkommen lassen. Die Huzel selber aber hatte auch etwas Vornehmes, sie sah immer zierlich aus; freilich war sie auch unheimlich. Wenn sie Einem begegnete, da war's immer, als ob ein längst verschollenes Märchen aus dem Boden

herauskäme. Sie war blaß und hatte immer etwas räthselhaft Geheimnißvolles, wie wenn sie daheim Hühner hätte, die goldne Eier legen.

Wenn man sie im Dorf über die Feindschaft mit der Pochel neckte, zuckte sie immer mitleidig die Achseln über den „Gaul", denn der allgemeine Schimpfname war ihr nicht gut genug, sie nannte die Pochel nie anders als Gaul.

Woher die Feindschaft der beiden Weiber gekommen? Frage lieber: seit wann der Weiher dort am Ende des Dorfes ist? Er ist da. Eine dunkle Sage will behaupten, die Huzel habe einmal: „Mein Haus" gesagt, während sie doch nach allgemeinem landesüblichen Recht nicht anders sagen durfte, als: „Unser Haus". Von da an soll die Feindschaft der Beiden stammen, und an Nahrung dazu fehlte es nie. Die Huzel lebte fast nur von Kaffee, während die Pochel wirklich fressen konnte wie ein Gaul, und es war ihr eigentlich gleichgültig was es war, wenn's nur recht viel und derb war. Die Hauptfeindschaft der Pochel wendete sich vielfach dahin, daß sie auf die Himbeere schimpfte, die immer für sich war und sich um keines Menschen Leid und Freud kümmerte. Wie die Huzel sie nie anders als Gaul nannte, so wurde sie dagegen immer „Himbeere" geschimpft, wozu der Pochel ein Mal im Gesichte der Huzel das volle Recht gab.

Es war natürlich den Leuten im Dorf eine große Freude, die Beiden auf einander zu hetzen. Da that Jeder gern mit, denn Losziehen auf Andere ist für Viele nach einem Gespräch oft wie der Käse nach dem Essen; und Manche lassen sich diesen Käs als Hauptspeise genügen.

Ein besonderes Fest war es, wenn Briefe aus der Ferne kamen; manchmal schrieb der Jos, manchmal die Martina, das war die Tochter der Huzel. So oft nun eine der Frauen einen Brief von ihrem Kind bekam, ging Jede mit dem Brief im ganzen Dorf umher und ließ ihn vorlesen; nur die nächste Nachbarin, die doch am begierigsten darauf war, die durfte nichts davon haben. Die Huzel hatte nicht Unrecht: die Martina schrieb viel schönere Briefe als der Jos, das wußte die Huzel, obgleich sie nie einen von Jos gesehen oder gehört hatte. Dessen konnte man aber sicher sein: Jede trug den empfangenen Brief so lang in der Hand herum, bis die Andere

gesehen hatte, daß sie einen Brief bekommen, und dann sollte sie sich ärgern, weil sie nichts davon erfuhr.

Nun aber, es war gegen Fastnacht, verbreitete sich das Gerücht im Dorf — Ausgewanderte sollten es nach Hollmaringen geschrieben haben — daß der Jos in Amerika sei und Jos und Martina sich in Amerika mit einander verlobt hätten. Das war nun eine rechte Lust, die Beiden so grundmäßig auf einander schimpfen zu hören. „Wie könnt Ihr nur glauben, daß mein Sohn eine zusammengeflickte Schneiderstochter heirathen wird? und — ich gehe selber hinüber nach Amerika und ich reiße sie aus einander." — „Wie kann eine so stolze Prinzessin, wie meine Tochter, eines Krattenmachers Buben nur ansehen?" So hieß es hin und her. Am Fastnachtssonntag schimpften die beiden Weiber vor aller Welt am Rathhausbrunnen einander seit vielen Jahren zum Erstenmal Aug in Auge. Das ganze Dorf kam herbeigesprungen, wie Huzel und Pochel einander heimbezahlten, und die Pochel schrie immer: „Eh' ich das zugebe, daß mein Jos deine Tochter heirathet, du Huzel, eh' häng' ich dich auf am Weidenbaum vor unserm Haus." Die Stimme der Pochel tönte wie die eines großen Bullenbeißers, und die der Huzel wie die eines kläffenden Spitz; er hat keine so gewaltigen Töne, aber er gibt nicht nach und kann fortmachen, wenn dem Andern der Athem lange ausgegangen.

„Ich hätte Angst, mit der allein in Einem Haus zu wohnen," erlustigte man sich, um den Zorn und die Furcht der Pochel zu reizen. Die Huzel sagte schelmisch: „Der Gaul weiß schon, daß er mir nichts thun kann. Er soll nur kommen. Ich habe Mittel, daß er nicht Hand und Fuß rühren kann."

Alle Leute wichen zurück, denn glaubte man auch nicht mehr an Hexen, so war doch das gewiß, daß die Huzel geheime Zauberkünste kannte, und jetzt hat sie sich verrathen. Wie hat sie so unheimlich gelacht, und den schweren Kübel auf dem Kopf hat sie heimgetragen, wie wenn's nichts als eine Haube wäre!

Auch die Pochel konnte sich eines Schauders nicht erwehren, aber sie that, als ob sie sich nichts darum kümmere, und in der Nacht hörte der Weidenbaum, wie in der untern Stube geflucht und gebrummt wurde, und in der oberen Stube wurde gesungen, und

die Pochel hörte ganz deutlich, wie zwei Spindeln sich drehten, und doch war Niemand bei der Hexe; aber sie hat gewiß einen Geist, der ihr spinnen helfen muß. Und horch, wie sie jetzt lacht. Gibt's denn Menschen, die allein lachen können? Nein! Nein!

Die Pochel schimpfte jetzt auf sich selber, daß sie sich fürchte, aber sie schlich doch hinaus und streute Erbsen auf die Treppe, daß die Huzel zusammenstürze, wenn sie herabkäme; dann stellte sie die Axt ihres verstorbenen Mannes an das Bett.

Am andern Morgen früh klopfte es am Haus.

Die beiden Weiber schauten zu gleicher Zeit zum Fenster heraus und jede fragte die Magd des Schullehrers, die geklopft hatte:

„Was gibt's?"

„Was willst du?"

„Ich weiß nicht. Ihr sollt Beide mit einander gleich zum Schullehrer kommen. Ich glaube, er hat was."

„Ich komme nicht!"

„Und ich auch nicht!"

Und wieder war es still, und während oben und unten Feuer angemacht wurde, horchte die Eine hinauf, die Andere hinab. Die Pochel war froh, daß sie im untern Stock wohnte. Wenn die falsche Huzel nun doch hingehen will, kann sie nicht vorbei, ohne daß sie gesehen wird, und dann soll sie die Angst bezahlen, die sie mir vergangene Nacht verursachte.

Und wieder hatte Huzel Angst, daß Pochel davonschleiche, ohne daß sie was merke. Sie stand schon einmal an der Treppe, um dem Gaul hinabzurufen: Sie möge doch gescheit sein, man könne doch nicht wissen, ob nicht was Wahres an dem Geschwätz der Leute sei, und vielleicht habe die Sendung des Schulmeisters etwas Derartiges zu bedeuten! Aber sie war wieder stolz genug, dem Unhold nicht das erste Wort zu gönnen, und so trank sie im Stillen ihren Kaffee.

Die Pochel erlauschte den Augenblick, da ihre Erzfeindin in die Stube gegangen war, und wischte schnell die Erbsen von der Stiege ab. Jetzt war es Tag, am hellen Tag konnte sie doch nicht mit ansehen, daß die Huzel sich zu Tode falle.

Richtig! Nach einer Weile kam die Huzel, wie immer ordentlich gekleidet, die Treppe herab. Die Pochel stand mit dem Rücken

gegen die Thür gewendet und schaute die Huzel nicht an; aber als sie fort war, rannte sie ihr nach. Das porzellanene Teufele sollte sich nicht wieder wohl dran machen bei den Menschen, daß sie den Anschein gewinne, als ob sie auf den Ruf Anderer folge und immer friedliebend sei. Mit zerzausten Haaren und nur nachlässig gekleidet, rannte Pochel der Nebenbuhlerin nach, die sich nicht umwendete. Während des ganzen Weges schimpfte sie in sich hinein auf die Schlechte, und am Schulhaus schimpfte sie erst recht, wie schlecht die Huzel sei, daß sie ihr nicht einmal Zeit lasse, sich ordentlich anzukleiden.

In der Stube des Schullehrers schauten die Beiden einander Auge in Auge, und die Eidechsenäuglein der Huzel flimmerten in ganz besonderem Glanze, da sie ihre Feindin so verwahrlost sah. Diese schimpfte nun wieder, aber die Huzel sagte klugerweise:

„Ich brauch' dich nicht zu schimpfen. Sieh' dich im Spiegel, da brauch' ich dich nicht zu schimpfen. Herr Lehrer, erlauben Sie, daß sie sich im Spiegel ansieht? Er wird nicht schmutzig davon."

Der Lehrer hieß alle seine Angehörigen die Stube verlassen, dann sagte er zu den beiden Weibern, daß sie fortan besser mit einander sein müssen, denn — und er zeigte dabei einen Brief und ein Päckchen — was das Gerücht wunderbarerweise vorhergesagt, ehe es wahr gewesen, sei nun eingetroffen, Jos und Martina seien in Neu-Orleans bereits verheirathet. Er las den Brief den Beiden vor, den sie theils an den Schullehrer, theils an die Schwiegermütter geschrieben hatten, und zwar Jos an die Huzel und Martina an die Pochel.

Sie hörten ruhig zu, aber mitten im Lesen schüttelte die Huzel den Kopf, und die Pochel wollte es ihr nicht gönnen, daß sie etwas mehr that als sie: sie schüttelte auch den Kopf. Als der Brief zu Ende gelesen war, sagte die Huzel:

„Herr Lehrer, das gefällt mir nicht von Ihnen, das schickt sich nicht für Sie; zu so etwas dürfen Sie sich nicht hergeben. Das ist ein Fastnachtsschwank, den man sich mit uns armen Wittwen gemacht hat."

Der Lehrer wollte erwidern, aber die Pochel schrie laut und schimpfte auch den Lehrer aus; er kam nicht zu Wort. Da öffnete er das Päckchen und hielt den Beiden in goldenem Rahmen ein Bild entgegen. Sie waren plötzlich stumm, und —

„Herr Gott, mein Jos!“ — „Herr Gott, meine Martina!“ riefen sie, aber — „Weg, laß mich sehen!“ hieß es gleich darauf, und die Pochel stieß die Huzel von sich, daß sie in eine Ecke fiel. Der Lehrer hob sie auf, nahm der Gewaltthätigen das Bild und gab es der Huzel. Sie betrachtete es stumm staunend und ihre Lippen murmelten etwas dazu, aber Niemand hörte, was sie sagte. Wirklich waren hier die beiden Kinder in einer gemalten Photographie ganz deutlich wiederzusehen. Sie hielten einander an der rechten Hand, und fast an jedem Finger glänzte ein Ring. Wie stattlich sah Martina aus in dem blauseidenen Kleide mit der großen goldenen Kette, der Brosche und den Ohrringen, und man mag sagen was man will, auch der Jos ist ein hübscher Bursch, und er ist so dick geworden, dem muß es gut gehen, und er hat auch eine goldene Kette an der Uhr und eine goldene Nadel auf der Brust. Nein, nein, da kann nicht mehr von Fastnachtsposse die Rede sein.

Die Huzel wollte auch der Feindin jetzt das Bild zeigen, aber sie brachte sich nicht dazu. Sie gab es nur dem Lehrer zurück, und dieser fragte: „Nun seht Ihr doch, daß hier nicht von einer Fastnachtsposse die Rede sein kann? Wer von Euch will das Bild mitnehmen?“

„Wenn man's aus einander schneiden könnt', möcht' ich meine Hälfte haben,“ sagte die Pochel. Und die Huzel sagte: „Behalten Sie's, Herr Lehrer. Wenn ich nur schon daheim wär' und Niemand vor mir sehen müßt', Niemand als meine Katz.“

Sie hatte Recht, so zu klagen, denn draußen — von der Lehrerin und deren Kindern benachrichtigt — stand das halbe Dorf versammelt und jubelte und jauchzte über das lustige Ereigniß. Man wollte mit dem Hauptspaß nur warten, bis die Schwiegermütter herauskämen; und als sie endlich herauskamen, erscholl unaufhörliches Vivat! und Hürrah! Die Huzel weinte, die Pochel aber schlug den Ersten, der an ihr zerrte, so stark auf die Brust, daß er niedertaumelte. Während sich Alles mit Lachen nach dem Niedergestürzten wendete, flog sie mit raschen Schritten eilig durch das Dorf hinaus, und alle Leute sprangen ans Fenster und riefen nach: Was gibt's? Aber sie antwortete nicht und eilte heimwärts, und die Hunde, die die Pochel immer nicht leiden konnte, bellten hinter ihr drein, aber sie achtete nicht darauf. Sie konnte kaum in das Haus, so voll von

Rauch war es. Weil nichts ihr die Thränen aus den Augen treiben konnte, so mußte es jetzt der Rauch thun. Sie jammerte, wie verlassen sie sei, denn sie hungerte, und dabei schimpfte sie auf die Huzel, die so klug gewesen war, vor dem Gange zum Schulmeister ordentlich zu frühstücken. Ja, die ist hinterhältig! Und wo sie nur jetzt sitzen mag? Sie ist wie in den Boden hinein verschwunden.

Wirklich kam die Huzel den ganzen Tag nicht nach Haus, und am Abend hörte die Pochel plötzlich ihre Spindel auf dem Boden tanzen und surren und hatte doch Niemand ins Haus gehen sehen. Gewiß spinnt jetzt der Geist, den sie im Dienst hat, ganz allein. Theils aus Schauder, theils aus Neugierde, um zu sehen, ob das wirklich sei, wollte die Pochel die Treppe hinaufgehn, aber es war besser, sie ging vor das Haus und schaute nach, ob Licht oben ist. Richtig, es war da. „Warum will denn jetzt Niemand sterben, daß ich aus dem Haus komme?“ klagte die Pochel in die stürmische Nacht hinein, in der der Schnee aufwirbelte. Der Weidenbaum schüttelte sein Gezweige hin und her.

Die Pochel saß still in der Stube und wünschte sich vor Zorn und Aerger jetzt selbst den Tod. Aber nein, da hat's ja die Huzel zu gut, da geht sie zu den Kindern und lebt in Saus und Braus. Aber warum rückt die Huzel oben heut Abend so oft den Stuhl? Warum macht sie so oft die Thür auf und zu? Still, so raschelt's, wenn sie zu Bett geht.

Nochmals geht die Pochel vor das Haus. Richtig! das Licht ist ausgelöscht. Wie sie aber wieder in die Stube kommt, hört sie die Spindel oben tanzen, sie schleicht leise hinauf, wer weiß, ob nicht die Huzel das Bild hat; nein, die darf es nicht haben. Sie horcht an der Thür, hört aber nur ein Murmeln und nicht was die Huzel redet. Sie schleicht wieder hinab und legt sich ins Bett, aber sie kann nicht schlafen, die Treppe knackt. „Was ist das? . . . Die Axt! . . . So, jetzt komm.“ Es raschelt an der Thür, es greift nach dem Schloß. „Alle guten Geister loben den Herrn und dich hol' der Teufel!“ ruft die Pochel, springt rasch nach der Thür und öffnet sie. Richtig, da steht die Huzel.

„Was willst du?“ ruft die Pochel, die Axt erhebend, „thu' mir was, wenn du kannst.“

„Ich will nichts, ich hab' dich nur fragen wollen, ob du vielleicht doch das Bild vom Lehrer geholt hast. Es ist doch mein Kind auch dabei und es gehört dir nicht allein."

„Was stehst du so unter der Thür?" schreit die Pochel. Sie will aber nicht sagen: komm doch herein; und die Huzel wartet drauf. Es friert sie, denn sie ist nur dürftig bekleidet, und nach zehn Jahren zum Erstenmal tritt sie über die Schwelle. „Wo hast du das Bild?" fragt sie jetzt.

„Ich hab' nichts!" schreit die Pochel und springt schnell in ihr Bett. Die Huzel fängt an ruhiger zu sprechen und sagt: „Leider Gottes ist Etwas da, was wir mit einander haben." Pochel aber geht nicht darauf ein und fragt nur: „Was willst du denn? Wo warst du denn den ganzen Tag? Kannst du wirklich in den Boden verschwinden? Kannst du wirklich etwas, daß man dir nichts thun kann in der Nacht?"

Die Huzel gibt klugerweise sehr ausweichende geheimnißvolle Antworten. Warum soll sie auch sagen, daß sie den ganzen Tag im Schafstall gesessen und gestrickt hat? Sie will die Starkknochige noch in Furcht lassen und sich dadurch schützen. Sie sagt jetzt: „Weißt du noch die Geschichte vom König Salomo, der alle Weisheit und alle Zauberei verstanden hat?"

„Nein, das sind deine Sachen, davon weiß ich nichts."

„Es geht uns auch so wie den beiden Weibern, die vor ihn gekommen sind. Ich kenn' dich, du möchtest lieber, daß unsere beiden Kinder sterben, weil sie uns das angethan, und ich will, daß sie leben sollen, wenn ich auch nichts von ihnen mag."

„Stell' dich nicht so gutmüthig, du hast dein Lebenlang für keinen Menschen was gethan, aber frage nach im ganzen Dorf und du wirst hören, daß man in jeder Noth auf mich rechnen kann."

„Das ist wahr, du bist eben auch stark, und — was ich dir habe sagen wollen? Höre mich doch ordentlich an, laß mich da ein bischen auf dein Bett sitzen, es ist mir so kalt."

Die Pochel freute sich innerlich, daß die Huzel vor Kälte zähneklapperte, als sie jetzt fortfuhr: „Es ist schon arg genug, daß wir uns und unsere Kinder so vor den Leuten verschimpft haben."

„Du hast immer zuerst angefangen," schrie Pochel.

„Ja, ja, das läßt sich jetzt nicht mehr aus einander bringen; aber wie meinst? Du hast ja gesehen, wie unsere Kinder einander die Hände halten, wie meinst du?“ Die Huzel streckte die Hand aus, aber die Pochel hielt die ihre unter der Decke und sagte: „Ja, ja, es ist nicht gut, wenn man so auf einander schimpft; man weiß nicht, wie man endlich doch zusammenkommt,“ worauf die Huzel erwiderte:

„Du bist gescheiter, als ich gewußt habe.“

„So, du verdorrte Himbeere! Wie kannst du das sagen? Wo hast denn du dein Doktorexamen gemacht? Wie kannst du mich loben? Brauch' ich von dir ein Lob? Wer gibt dir das Recht dazu? Hinaus aus meiner Stube! Ich will nichts von dir.“

Die Huzel bot Alles auf, sie zu beruhigen, und sie verstand das, was unvermeidlich war, als pure Güte darzustellen, und wie die Kinder, die wohl wissen, daß die Mütter heute den Brief bekommen, eben jetzt die Stunde feiern bei gutem Essen und Trinken. Die Pochel, die heute vor Zorn und Aerger noch gar nichts Ordentliches gegessen hatte, sagte unversehens: „Ich will aufstehen und was zu essen machen.“

„Ja!“ rief die Huzel, „wir wollen auch die Hochzeit unserer Kinder feiern.“

Die Pochel machte nun Kaffee, und als die beiden am Herd standen, jammerten sie darüber, wie man so lange zweimal Holz verbrannt, man hätte ja an Einem Feuer kochen können. Der Kaffee war fertig, und die Beiden saßen nun und tranken mit einander. Huzel lobte das Geschirr und lobte den Kaffee, aber innerlich sagte sie: „Das ist ein Kaffee für den Gaul!“ Sie würgte ihn aber doch um des Friedens halber hinab.

Zuletzt sagte die Huzel: „Halt! Auf Kaffee schläft man schlecht. Wart', ich hole was dir gut thut.“ Sie ging hinauf und brachte kichernd und lachend — denn sie hatte schon in der Stube davon gekostet, — ein langes Glas, darin saure Kirschen auf Branntwein gesetzt waren. Sie schenkte der Pochel ein, aber diese wollte nicht trinken.

„Nein, Schwiegermutter, du mußt trinken,“ ließ Huzel nicht ab zu bedrängen. Endlich mit Todesverachtung nimmt die Pochel einen Schluck, aber schnell, als ob sie einen Husten bekäme, speit sie Alles wieder aus, denn sie fürchtet sich, daß die Huzel sie vergiften

wolle. Nun aber trinkt die Huzel mit großer Fertigkeit, und die Pochel bekommt Muth, sie genießt auch gern Fremdes und thut sich gut daran; Eine trinkt der Andern immer frisch zu, und so lachen, singen und tanzen sie mit einander in der Stube herum. Die Pochel wird ganz taumelnd, sie muß sich auf einen Stuhl setzen, aber Huzel

hört nicht auf und tanzt ganz allein herum, äußerst zierlich, und singt dabei und hält sich das Röckchen mit beiden Händen.

Der Weidenbaum vor der Thür kam sich ganz närrisch vor über das, was er manchmal hörte, und er bedauerte jetzt aufrichtig, daß er sich so hartnäckig von dem Häuschen abgewendet hatte; wäre er nach der andern Seite hin gewachsen, wäre ihm kein Wort von Allem entgangen.

Mit den Worten: „Morgen, wenn wir gesund sind, trinken wir Kaffee mit einander!“ war Huzel in ihre Stube hinaufgegangen und die Pochel lag fiebernd im Bett.

In der Stube tanzen Flämmchen, und ein Mann und eine Frau, die haben lauter goldene Ketten an um und um. Der Pochel wird schwer bang; gewiß, das porzellanene Teufele hat sie vergiftet und sie schreit plötzlich auf: „Hülfe, ich bin vergiftet! Das porzellanene Teufele hat mich getödtet!“ Sie springt aus dem Bett, sie findet die Kreide und schreibt auf den Tisch: „Wenn man mich morgen todt findet, muß man die Huzel köpfen, sie hat mich vergiftet!“

Und draußen am Weidenbaum stand eine große Menge Menschen, und der Wind pfiff und der Schnee wirbelte auf und am Weidenbaum hing ein Gehenkter . . .

Am Morgen als die Pochel erwachte und zum Fenster hinausschaute: Was ist das? Das ist ja wirklich ein Gehenkter und sie selbst lebt ja noch! — Sie schreit laut auf und die Huzel kommt herunter. Sie sehen, was geschehen ist: man hat ihnen zum Possen das wahr gemacht, was die Pochel gedroht. Man hatte eine Gestalt, ganz ähnlich bekleidet wie Huzel, als Fastnachtsmummenschanz an die Weide gehenkt.

„Da siehst du, wie weit es gekommen ist,“ sagte die Huzel, „und was sind das für Zeichen, die da auf den Tisch geschrieben sind? Was steht denn da?“

Die Pochel wischte es schnell ab mit der Hand, und jetzt reichte sie die kreidige Hand — die die Spuren vom Todesurtheil trug — versöhnt ihrer Erzfeindin.

Die Pochel ging hinaus und trennte die Puppe vom Baum ab. Die Huzel wollte ihr helfen, aber sie sagte: „Nein, die Leute dürfen nicht sehen, daß wir versöhnt sind; sonst hört das gebrannte Leiden hier nicht auf.“ Die Huzel wollte wieder sagen, daß sie gescheit sei, aber sie behielt es diesmal für sich.

Sie verschlossen das Haus und tranken zum Erstenmal gemeinschaftlich in Frieden den Morgenkaffee, den aber diesmal die Huzel bereitete; denn sie verstand's besser.

Nun wurde ausgemacht, daß die Huzel das Bild holen sollte, und auch den Brief, denn sie hatten ihn noch nicht ordentlich gehört.

Der Lehrer wollte zwar das Gemeinsame nicht herausgeben, bis auch die Feindin es bewilligt, aber er fügte sich doch endlich auf Bitten seiner Frau, die Angst hatte, daß die Hexe ihr oder ihren Kindern was Böses anthun möchte, wenn man nicht willfahre.

Am Mittag las die Huzel den Brief erst recht vor. Die beiden Kinder baten die Mütter inständig, daß sie zu ihnen kommen möchten. Der Jos hatte eine große Speisewirthschaft errichtet, und die beiden Mütter sollten in der Küche helfen und auf Alles Acht haben, denn man könne hier zu Land fremden Leuten nicht trauen. Er wolle Geld schicken, wenn der Erlös des Hauses und der Fahrniß nicht ausreiche.

Es waren noch schwere Sachen zu überwinden, und vor Allem wurde festgesetzt, daß man vor der Welt die alte Feindseligkeit bewahre; denn die Neckerei, die man sonst zu ertragen habe, wäre nicht auszuhalten.

Vor den Leuten also thaten sie immer feindselig, still zu Hause indeß war wirklicher Friede, und der wurde am besten dadurch bewirkt, daß die Pochel zu der alten Feindin sagte: „Du bist wirklich gescheiter als ich."

Es wurde nun berathen, daß man die Fahrniß verkaufe, und auf das Häuschen war schon längst ein Angebot gethan. Die Huzel gab an, daß sie allein auswandere, die Pochel, daß sie zurückbleibe. Insgeheim aber verschaffte sie sich doch einen Paß, und zur Versteigerung der Fahrniß in der obern Stube wurde in der Nacht Alles, was die Pochel von Werth hatte, hinaufgeschleppt, damit es als Eigenthum der Huzel versteigert werde.

Nun aber kam noch das Schwerste. Wie verläßt man das Dorf, ohne Spießruthen zu laufen durch Spott und Hohn?

Es war in der Nacht zum 1. Mai, da kam die Huzel mit einem Bündel unterm Arm herab in die untere Stube und sagte: „Schwiegermutter! Ich hab' was Gutes!"

„So? Hast du noch von deinem Branntwein?"

„Nein. Wir haben jetzt Geld und haben Pässe, jetzt schläft Alles im Dorf; mach' deine Sachen zusammen und geh' mit; sie sollen morgen früh sich die Augen reiben und nicht wissen was geschehen ist. Denk' nur, wie es werden soll, wenn Eines von uns oder wenn wir gar mit einander fortgehen? Ich habe gehört, daß

die Musikanten im Dorfe sich bereit halten und das ganze Dorf will uns mit Musik das Geleite geben. Schau, der Mond ist so hell, es ist Alles so still, kein Mensch merkt was; komm', ich helf dir!"

„Ich kann schon allein, ich brauche keine Hülfe, hab' nie eine gebraucht. Aber wie ist's mit den Sachen die wir doch noch zurücklassen, und mit dem Verkauf des Häuschens?"

„Ich schicke von der Stadt aus einen Brief an den Schullehrer, daß er Alles verkaufen soll. Da sieh', ich habe ihm schon geschrieben . . ."

Der Weidenbaum am Häuschen schüttelte im leisen Frühlingswinde die ergrünenden Zweige, als er die Beiden mit einander das Haus verlassen sah. Sie gingen hinten am Dorf herum durch die Wiesen den Berg hinab still und redeten kein Wort. Erst als sie das Dorf hinter sich hatten, athmeten sie auf; vom Thurm schlug es zwölf und die Pochel sagte jetzt: „Gib mir nur dein Bündel, mir macht's nichts, ich kann noch mehr tragen."

„Nein, gib mir deines!" erwiderte die Huzel höflich, „du wirst doch nicht glauben, daß ich mir von der Aelteren mein Bündel tragen lasse? Gib nur her!"

Aber Keine faßte das Bündel der Anderen an; die Huzel dachte im Stillen: Sie wird doch so viel Lebensart haben, daß sie mich noch einmal bittet! Und die Pochel dachte in sich hinein: Meinetwegen kann die Huzel niedersinken; sowie sie noch einmal ein Wort sagt, bürd' ich ihr Alles auf.

Es redete Keine mehr ein Wort, bis der dunkle Wald sie verschlang.

Im Dorf aber staunte man zuerst, wie die beiden Hexen verschwunden waren, bald aber hieß es, daß in der Hexennacht der Teufel sie geholt habe.

Sie sollen indeß wohlbehalten in einer großen Küche in New-Orleans sein und kochen und braten, aber sie selber werden schwerlich weichgekocht. Nur gegen ihre Kinder sollen sie etwas von menschlicher Güte zeigen. Die Pochel soll sogar mit den Schwarzen fertig werden, und wer zu diesen Beiden in Dienst kommt, kann mit Recht sagen: er kommt in des Teufels Küche.

Vormundschaftlicher Rath.

Kommt ein junges Mädchen zu seinem Vormund, schaut verlegen drein, zupft mit der einen Hand an der Schürze, hält mit der andern die Granatschnur um den Hals krampfhaft fest, wird roth im Gesicht und sagt endlich:

„Herr Vormund, ich habe Sie um Rath bitten wollen."

„So? Was denn?"

„Herr Vormund! Ich will heirathen . . . nun bitt' ich, rathen Sie mir; rathen Sie mir gut . . . aber rathen Sie mir nicht ab."

Der Straßen-Mathes.

Guten Abend, Mathes! Immer wohlauf?“

„Ja, hab' nichts zu klagen; möcht' nur noch so lang auf der Welt bleiben, bis ich das Steinbänkle da durchgesessen hätt'.“

Es mag sich verlohnen zu erzählen, warum sich der Mann so wohlig auf der Steinbank vor seinem Hause an der Bergeshalde fühlt.

I.

Am Saume des Waldes da ist's im Frühling am schönsten; die Obstbäume blühen an der Straße, drin im Walde haben die Tannen hellgrüne Jahresschosse angesetzt und die Birken bewegen ihre frischbelaubten Zweige wie vor innerer Freude, denn man spürt keinen Wind wehen und Alles ist so still, wie in sich beseligt; nur die Vögel geben laut ihre Freude kund und hier klingt es hell zusammen, da singen die Vögel des Waldes, die sich nur freuen können, wenn sie einen festen Zweig unter den Füßen haben, und da singt die Lerche des Feldes, die keiner Stütze bedarf, sondern sich frei in die Luft aufschwingt in unermüdlichem Jubel.

An einem solchen Frühlingsmorgen ging ein schon betagter Mann am Saume des Waldes hin und her, schnitt bald da, bald dort einen Zweig ab und legte ihn auf eine Schicht am Wege. Der Mann ging so leise hin und her, als wollte er etwas nicht wecken; auf seinem Gesicht stand die schwere Sorge um des Lebens Noth; manchmal aber schien doch etwas aufzuzucken, als ob er auch mitfühlte die Wonne, die jetzt wieder neu über die Welt gekommen war. Und freilich, er hatte auch etwas davon. Jetzt gibt's wieder frische schwanke Reiser und die sind die besten zum Besenbinden, und der Mann war der Besenbinder Mathes. Er vollführte sein Geschäft mit jener Ruhe und Bedachtsamkeit, die sich vor allen Gefahren sicher weiß, denn Mathes war hier in der That nicht auf Raub aus; er bezahlte dem Staate eine für den Geber nicht unbeträchtliche Summe, um ohne Gefahr sich zu jeder Jahreszeit den Bedarf für seine Arbeit zu holen. Der Förster vertraute ihm und konnte es mit gutem Gewissen, Mathes galt nicht nur als ehrlicher Mensch, er war es auch; man konnte sicher sein, daß er keinen Baum schädigte, sondern ihm nur das Ueberschüssige abnahm und somit förderlich war, daß der Saft vorzugsweise in Stamm und Wipfel schoß.

Mathes hatte heute rechte Freude an den schwanken Reisern, und eine Schwarzamsel schien zu spüren, wie wohlgesinnt der Mathes war, denn sie blieb ruhig sitzen in der Krone des Baumes und sang fröhlich in den hellen Morgen hinein, während Mathes die untern Zweige abtrennte. Mathes hatte seine Lust an seinem

Geschäft, und es ist keines so gering, daß nicht Freude darin liegt, wenn man nur das rechte Herz dafür hat; es blüht überall in den verborgensten Ecken, wenn die rechte Frühlingssonne scheint.

Das Besenbinden will auch verstanden und wohl geübt sein. Soll der Besen aus Fichtenzweigen sich gut in die Breite legen, der aus Birkenreisern sich gut runden, fest zusammenhalten und doch an den freien Enden wieder locker und biegsam sein — das ist auch eine Kunst, und wer's versteht und recht macht, hat eben seine Freude dran. Seit vielen Jahren, seitdem Mathes beim Straßenbau Schaden gelitten — er hatte sich beim Aufhalten eines Fuhrwerks verletzt und die linke Hand fast ganz gelähmt — vermochte er aus diesem unscheinbaren Geschäft für sich und seine Kinder, wenn auch kärgliche, doch immerhin sattsame Nahrung zu gewinnen. Dazu hatte er noch seine Kinder etwas Besseres werden lassen, als er selbst war; darauf war sein ganzes Sinnen gerichtet, und das schönste Glück im Kindersegen liegt eben darin, daß man an seinen Nachkommen das einbringt, was man selber verfehlt hat oder verfehlt zu haben glaubt. Die Kinder, die den Vater allzeit fleißig und hülfreich gesehen hatten, lernten daran von selbst tüchtige und arbeitsame Menschen zu werden. Der älteste Sohn war zum Militär genommen worden und dabei verblieben. Er war jetzt Feldwebel und hatte die feste Aussicht, eine Amtsdienerstelle zu erhalten und sich dann mit einer Schwestertochter des Mathes zu verheirathen. Der zweite Sohn war Geometer. Er war eben jetzt daheim, denn er vermaß für den Ankenbauer dort oben auf dem Göllberg sein großes Gut und hatte ebenfalls eine gute Aussicht; er sollte bei der nunmehr allgemein beabsichtigten Zusammenlegung der Güter verwendet werden. Eine Tochter hatte Mathes noch daheim, die andere diente in der wenige Stunden entfernten Amtsstadt bei dem Oberamtmann. Wenn Mathes mit seinem Schiebkarren nach der Stadt fuhr, klagte er jedesmal über die scharfe Steigung am Igelspitz und sagte oft, jetzt wisse er, was die Pferde ausstehen, die da schwerste Lasten hinaufziehen müssen und noch dazu gepeinigt werden. Wenn alle die hartherzigen und übermüthigen Fuhrleute nur Einmal in der Woche selber die Stränge anziehen müßten, sie würden es auch spüren.

So lang die Kinder noch daheim waren, gebrauchte sie Mathes

als Vorspann über den Berg, nun aber vertheilte er seine Fuhrlast, trug die Hälfte im Voraus nach der Höhe des Berges und lud erst dort, von wo es eben und meist bergab ging, die ganze Ladung auf.

Der Wochenmarkt wurde in der Stadt vor der Oberamtei abgehalten, und wenn Mathes dort feil hielt, kam seine Tochter oft zu ihm und ermahnte ihn, doch das wenig einträgliche und unansehnliche Geschäft aufzugeben; die Kinder seien ja jetzt groß und es sei nicht mehr als ihre Schuldigkeit, dem Vater, der sich so für sie geplagt hatte, aufzuhelfen. Sie wollte ihren ganzen Lohn dem Vater geben, der Feldwebel könne auch beisteuern und der Geometer müsse es auch können, wenn er sich nicht so hoffärtig hielte. Mathes aber ließ sich von seiner gewohnten Weise nicht abbringen, und daß ihm die Kinder ihren Verdienst geben wollten, erquickte ihn mehr als wenn er den Verdienst selber erhalten hätte. Die Frau Oberamtmännin mußte viel Künste anwenden, um den Mathes dahin zu bringen, daß er in der Küche bei der Tochter eine Suppe aß; sie konnte wehren wie sie wollte, Mathes that es nicht anders, sie mußte einen Besen dafür nehmen; denn er hielt streng darauf, er ließ sich nichts schenken. „Ich nehme nichts geschenkt, sonst bin ich kein Besenbinder mehr, sondern ein Bettler," sagte er beständig. Der Oberamtmann kam auch manchmal in die Küche und unterhielt sich mit Mathes, aber dieser war nach Jahren immer noch so wie am ersten Tag; er wurde nicht vertrauter mit dem Amtmann; es half kein Reden, er setzte sich nicht nieder, so lang der Amtmann da war.

Auf dem Heimweg vom Wochenmarkt war Mathes der gesuchteste Genosse, da gab er weise Lehren im Allgemeinen und gute Anweisung im Besonderen; wer mit dem Mathes ging, fand den Weg nur kurz, und überall hieß es: einen braveren und gescheiteren Mann als den Mathes gibt es nicht; schade, daß er so arm ist und sich so plagen muß.

Mathes war aber froh bei seiner Armuth und seiner Plage; das sah man ihm an, wie er jetzt am Waldrand auf- und abging. Endlich, als er Vorrath genug hatte, band er die Reiser in ein großes Seil, stieg etwas den Bergabhang hinab, stemmte sich an und mit einem starken Ruck, wobei er aber doch aufseufzte, brachte er sich die Last auf den Rücken und stand aufrecht damit. Jetzt hielt

er eine Weile an, um sich zu verschnaufen und die Traglast zurecht zu rücken, dann bückte er sich nochmals, hob einen langen Stock, der größer war als der Mann mit sammt seiner Last, und nun schritt er den steilen Berghang hinab bis zur Landstraße; hier hielt er wieder an, legte die Traglast auf einen hohen Steinhaufen und setzte sich daneben. Eben fuhren schwere Frachtwagen die Straße hinan; sie war übermäßig steil und sechs bis acht Vorspannpferde mußten

vorgelegt werden; sie gehörten dem Schwertwirth eine gute halbe Stunde weiter oben, der gegen dreißig Vorspannpferde hielt und eine der besuchtesten Wirthschaften weit und breit hatte. Die Fuhrknechte knallten, daß es im Walde widerhallte; aber jetzt, dort, wo es den bösen Stich hinangeht, da peitschten sie allesammt auf die Pferde los, hetzten, schrieen, fluchten; die Pferde mußten in Hitze gejagt werden, sie durften nicht absetzen; die Sehnen spannten sich an, daß man meinte, sie würden reißen; der Wagen hing, von unten betrachtet, herab, daß man glaubte, er müsse stürzen, aber er kam doch über den schlimmen Stich und oben wurde einen Augenblick angehalten

und verschnauft, zwei Vorspannpferde wurden abgenommen und sogleich wieder den Berg hinabgeführt, um alsbald von Neuem über den bösen Weg fortzuhelfen. Der Knecht, der auf einem der Pferde saß und bergab ritt, rief Mathes zu: „Leg' dein Reisbündel da auf meinen ledigen Gaul, ich bringe dir's hinab bis ins Thal."

„Steig' du lieber selbst ab. Du solltest dich schämen, das Pferd jetzt noch so zu plagen."

„Davon verstehst du nichts. Du hast dein Lebtag kein Pferd regiert und bist über nichts Lebiges Herr, als über deine Geis und deine Katze, du armseliger Besenbinder."

Mathes griff in sein Bündel, zog schnell einige Reiser heraus und rief: „Das wäre eine Ruthe für dich! Schade, daß dein Vater sie nicht vor fünfzehn Jahren gehabt hat."

Der Knecht ritt lachend davon. Mathes ging mit seiner Last die Straße hinab. Viele Jahre lang hatte er als Wegknecht diese Straße in gutem Stand erhalten; damals hatte er nichts davon gemerkt, was da Alles vorgeht, aber jetzt, da er davon abgeschieden war, merkte er's, wie ein schlimmer Weg auch Mensch und Vieh verdirbt. Er schlug sich aber solche Gedanken aus dem Kopf und das war nöthig, denn das ist zu viel, es läßt sich nicht zweierlei tragen, schwere Gedanken im Kopfe und eine schwere Last auf dem Rücken. Drunten vom Thale aus stieg Mathes einen schmalen Fußweg durch die Wiesen hinan nach seinem Häuschen, das hier einsam steht. Jetzt im Frühling ist's ein schönes Wohnen hier.

Mathes war fleißig den ganzen Tag über. Als es Nacht geworden war, lag er unterm Fenster und schaute hinein in die Nacht. Der Mond stand hell über Berg und Thal und Alles war voll stillen Friedens; nur manchmal zwitscherte ein Vogel im Walde wie verschlafen auf, und aus den Hecken am Wasser sang die Nachtigall so glückselig, wie wenn sie sagen wollte: Fröhlichkeit im Herzen ist noch besser, als die Sonne am Himmel. Aber bald hörte man nichts mehr vom Vogelsang, denn drüben auf der Bergstraße wurde geflucht und geschrieen und gepeitscht, wie wenn das wilde Heer los wäre. Mathes schüttelte den Kopf, als wollte er die Flüche und Scheltworte abwehren, daß sie nicht in ihn eindringen. Aber plötzlich hörte er entsetzliches Poltern und einen Jammerschrei, der durch Mark und

Bein drang. Mathes eilte den Wiesenweg hinab, die Straße hinauf, er hörte eine ächzende Männerstimme und andere Stimmen schrieen: „Hilf! Da faß! Schneid' die Stränge ab! Leg' Steine unter die Vorderräder! — Stich den Hengst nieder, wenn er nicht Ruhe gibt! Stich zu! Verfluchter Hund!"

Mathes war den Berg hinaufgeeilt. Dort, an dem Steinhaufen, wo er heute Morgen gesessen, dort lag jetzt der Knecht, der ihn gehöhnt, über und über mit Blut bespritzt mit geschlossenen Augen. Aber die Brust athmete noch, sie hob sich. Zwei Fuhrknechte waren um den am Boden Liegenden beschäftigt; sie rissen ihm die Kleider ab, um zu sehen, wo er sich verletzt; Andere mühten sich ab, die Pferde vom Fuhrwerke zu trennen, das den Rain herabgerutscht war. Mathes hielt dem ohnmächtig Daliegenden die Hand aufs Herz. Er schlug die Augen auf.

„Du bist's, Mathes?"

„Jawohl. Wo thut dir's weh?"

„Alles. Ich sterbe."

„Ich verzeihe dir," rief Mathes, „daß du mich heute Morgen verspottest hast; du sollst das nicht mit in jene Welt nehmen. Aber richt' dich auf, vielleicht ist doch noch Hülfe. So, so, ich helf' dir."

„Ich kann nicht. Da, da ist Alles gebrochen. Fluch auf diese Straße! Fluch auf diese Welt!" so schrie der Knecht und hauchte seinen letzten Athem aus.

Mathes half den Entseelten auf ein kleines, hinten am Frachtwagen angebrachtes Wägelein legen, darin ein ziemlich wohl eingerichtetes Bett war, damit der Hauptfuhrmann schlafen konnte, während die Vorspannknechte das Fuhrwerk führten. Eben, als Mathes an der Handdeichsel den kleinen Wagen in Bewegung setzen wollte, kam der Geometer vom Ankenhof herab. In dieser schönen Frühlingsmondnacht hatte der junge Mann ganz Anderes im Sinne, und er erschrak ins Herz hinein, als er den Vater mit der Leiche beschäftigt sah. Es wurde ihm schnell erklärt, was da vorgegangen, und die fremden Fuhrleute, die ihn für einen Beamten hielten — der Rock macht viel — gehorchten ihm, daß man den großen Steinhaufen schnell den Rain hinabtrug, um die Hinterräder des Wagens damit aufzuhalten. Den Fuhrleuten war das zu viel, sie wollten lieber zwei

A. Kunz. X A. Stuttgart

junge Bäume knicken, aber sie mußten dem Geometer folgen, der selbst mit angriff. Man brachte nun den kleinen Wagen mit der Leiche hinab ins Thal.

Es war ein schauerlicher Anblick, wie der Mond auf dem Angesichte des Todten glänzte; vom Wald her zwitscherten die aus dem Schlafe geweckten Vögel, nur drunten am Bach sang die Nachtigall ruhig und ungestört fort, so ruhig und unbekümmert, wie der Mond auf die Erde schien.

„Mir thut meine Hand seit Jahren jetzt zum Erstenmal wieder weh," sagte Mathes zu seinem Sohne, „es sticht und schneidet grad so wie damals, wo ich mir die Hand zerbrochen habe."

„Das ist, weil Ihr jetzt wieder so ganz daran denket," erwiderte der Sohn.

Mathes sah den Sohn nur groß an, dann zog er mit ihm weiter und redete kein Wort mehr bis zur Schmiede.

In der „rothen Schmiede", die zugleich ein Wirthshaus war, ging's noch lustig her; da standen große Wagen hochbeladen und die Pferde fraßen an den fliegenden Krippen. In der Schmiede loderte das Feuer, sprühten die Funken und dröhnte der Hammerschlag. Droben in der Wirthsstube wurde gesungen und gelacht; aber plötzlich verlosch das Feuer in der Schmiede, verstummte Lachen und Gesang in der Wirthsstube, als man die blutige Leiche vors Haus brachte und der helle Mond so seltsam auf den Todten schien. „Der lustige Friedel ist todt!" hieß es. Eine Weile war alles stumm, bis der Schmied sagte: „Schade um den Burschen, und mein Schade besonders, der hat die Fuhrleute dazu bringen können, Schoppen über Schoppen kommen zu lassen. Schade! Schade! — Was ist am Fuhrwerk zerbrochen? Wo steht's?"

„Droben am Igelspitz."

Man berichtete nun, wie Alles zerschmettert sei, und der Schmied rief zum Wagner, der mit unter den Zechenden war: „Da gibt's auch Arbeit für dich, das kann ich nicht allein machen."

Alle kehrten bald wieder ins Wirthshaus zurück, und sie hätten fast den Todten vergessen, der kaum vor einer Stunde mit ihnen gezecht und gesungen hatte, denn lustgierige Menschen sind bös auf den Unglücklichen, der sie durch sein Unglück in ihrer Freude stört; aber

Mathes und der Geometer erinnerten daran, den Entseelten unter Dach zu bringen. Ein Wagen wurde aus der Scheune herausgeschoben und die Leiche dorthin gebracht.

Mathes und der Geometer ließen sich nicht bereden, mit in die Wirthsstube zu gehen. Sie wanderten mit einander still heimwärts. Mathes wusch sich die Hände im Thau, der auf den Wiesen lag; er redete fast kein Wort, nur als sie nicht weit von ihrem Hause den Igelspitz sahen, sagte er: „Der Weg ist schon lang ein verfluchter, jetzt ist er's erst recht geworden."

„Ich habe Euch was sagen wollen wegen des Ankenbauern," brachte der Geometer leise hervor.

„Sag' mir's morgen. Es wird bis morgen auch Zeit haben. Heute kann ich nichts Anderes mehr hören."

„Ich meine, es wäre gerad' gut, wenn Ihr heute noch was Anderes hörtet und das Schreckliche von da droben vergäßet!"

„Das mag bei euch jungen Leuten Mode sein, bei mir nicht — Gute Nacht!"

Mathes fertigte seinen Sohn kurz ab und so hielt er's immer. Obgleich seine Kinder etwas mehr in der Welt geworden waren als er selbst, hielt er dennoch die väterliche Gewalt unabänderlich fest und die Kinder beugten sich ihr.

Mitternacht war schon lang vorüber, als Mathes noch unter dem Fenster lag und hinausschaute in den dunkeln Wald, denn der Mond war hinabgegangen und Alles war dunkel. Mathes war voll Unruhe und schüttelte den Kopf. Und noch als er in seinem Bette lag, sagte er: „Es geht nicht, und es muß doch gehen."

Am andern Morgen ging Mathes nicht zur Kirche, die eine halbe Stunde entfernt von seinem Hause war. Er wollte nicht hören, wie die Leute über das geschehene Unglück sprechen, sich dabei sicher in ihrer Haut fühlen und Mittags über Feld gehen oder ins Wirthshaus, oder kegeln und das alte Elend immer sein lassen, wie es eben ist.

Mathes war, als es kaum tagte, mit seinem Sohn, dem Geometer, in Feld und Wald gewandert.

„Wenn du was nutz bist, da mußt du helfen," sagte der Vater. „Ich habe wegen des Ankenbauern mit Euch reden wollen."

„Zuerst denk' da drüber nach und hilf. Es muß gehen."

„Was denn, Vater? Ich verstehe Euch nicht."

„Ich habe dir's ja schon siebenmal gesagt."

„Ihr habt mir noch gar nichts gesagt."

„Ja, ja, kann sein. Ich sage dir also, deine Sache ist nichts nutz und du bist nichts nutz, wenn du mir nicht einen Plan machen kannst, wie man da eine bessere Straße anlegt. Es muß gehen, daß man dann noch leichter und besser fortkommt, drüben geht's ja wieder bergab; freilich beim Rammenstein, da steh' ich still. Jetzt aber, du mußt's können."

„Ja, Vater, das habe ich mir schon ganz gut ausgedacht," erklärte der Geometer und legte nun dar, wie das Alles ganz wohl zu machen wäre, wie es nur eine alte Unsitte sei, daß man die Dorf- und Waldwege zu Landstraßen benutzt habe; dadurch müsse man über Berge, wo man dem Thal nach viel besser wegkäme, wenn auch der Weg etwas weiter wäre.

„Was Andere machen, und warum und wie so, das geht mich jetzt nichts an," erwiderte Mathes. „Jetzt komm und zeig mir's genau."

„Es ist nicht nöthig, ich hab' Alles auf dem Papier."

„Aber mir ist's nöthig. Komm."

Vater und Sohn gingen stundenlang unwegsame Steige berg- aus und bergein; Mathes konnte sich selbst kaum mehr zurechtfinden, denn er vergaß sich, er fand hier im Verborgenen viel schöneres Besenreis und achtete kaum mehr des Weges und warum man da hin und her streifte. Aber der Geometer hatte seinen Plan in der Hand und fand sich mit dem Geschriebenen sehr gut zurecht. Er führte sogar zuletzt seinen Vater unvermuthet so in die Höhe, daß sie plötzlich oben am Schwertwirthshaus an der Landstraße standen.

„Da wollen wir einen guten Schoppen trinken," sagte der Geometer; Mathes war einverstanden. Ein stattlicheres, wohlhäbigeres Haus konnte man nicht sehen, als das Schwertwirthshaus. Das Haus hatte sich's bequem gemacht, Platz genug war da und Holz und Steine in der Nähe, denn weit und breit war nichts als Wald und Felsen. Fast ein Dutzend hochaufgebaute Frachtfuhren standen auch hier, die Pferde waren ausgeschirrt und hielten Rast. Sie hatten jetzt das Schwerste überwunden. Der Schwertwirth bewillkommte

Vater und Sohn sehr freundlich; er wünschte, sie sollten nochmals das Unglück von vergangener Nacht erzählen; er unterhielt eben gern seine Gäste, die zahlreich an den Tischen saßen, und noch lieber unterhielt er sie durch fremde Beihülfe. Er war darin gar nicht neidisch, hatte es auch gar nicht nöthig, denn wer wohl eine Stunde hin und her keinen Nachbar hat, lernt nicht neidisch sein. Mathes wies indeß den Schwertwirth an einen anwesenden Fuhrknecht, der Alles viel besser erzählen könne; er war nicht gewillt, den Leuten zur Unterhaltung ein Unglück zu berichten, damit sie zwischen hinein desto vergnüglicher essen und trinken können. Er setzte sich mit seinem Sohne einsam an einen Tisch.

„Vater, seid Ihr denn gar nicht müde?"

„Nein, gar nicht. Drunten im Walzwerk haben sie eine Maschine von sieben Pferdekraft; ich habe immer nicht gewußt, was das ist: Pferdekraft; jetzt spür' ich's; ja, ich meine, ich spüre die Kraft von allen den Pferden in mir, denen ich's leichter machen will auf der Welt. Ich muß mich nur halten, daß ich nicht davon laufe."

So scherzte Mathes, ließ noch einen zweiten Schoppen kommen und zog dabei den Geldbeutel und bezahlte; nicht einmal einen Schoppen ließ er sich von seinem Sohne schenken. Dann sagte er, jetzt wolle er ihn ruhig anhören wegen des Ankenbauern; es sei so jetzt besser, es zwänge ihn, ein wenig auszuruhen, denn er müsse noch weit.

Der Geometer berichtete vom Ankenbauer, wie zäh und stolz der sei und wie lind und gut dessen Tochter. Mathes sah den Sohn groß an, er schien aber doch nicht zu hören, was erzählt wurde, denn er fragte jetzt:

„Also lauter Staatswald ist's, wodurch der neue Weg ginge, und nur ein Stückchen gehört dem Ankenbauer?"

„Ja, Vater, so ist's."

„Das ist gut; mit dem Staat werde ich eher fertig, als mit dem Ankenbauer. O Konrad! So glücklich bin ich noch nie gewesen, in meinem Leben nicht. Ich will gern sterben, ich hab' dann was gethan auf der Welt. Es ist mir immer gewesen, wie wenn ich noch etwas fertig bringen müßte; dann will ich gern sterben."

Der Sohn mußte dem Vater versprechen, nichts über die Sache

zu reden, mit Niemand; dafür nahm er ihm nun auch die Geschichte mit dem Ankenbauer ab. — Sie war kurz bei einander: die Tochter des Ankenbauern liebte den Geometer, aber da war keine Aussicht, daß sie einander heirathen durften. Der Sohn des Besenbinders und des Ankenbauern Tochter — es ließ sich gar nichts Widersprechenderes denken.

„Wenn ich meine Sache durchführe, gebe ich das Besenbinden auf, da hast du meine Hand drauf," versprach Mathes. „Ich habe schon so viel erspart, daß ich's kann."

Vater und Sohn gingen, als es Mittag wurde, mit einander nach der Stadt. Unterwegs belehrte Mathes seinen Sohn immer an sichtbaren Beispielen, wie diese Straße gut gebaut sei, wie für die wilden Wasser und Bergrutschen, für Sommer und Winter Alles vorbedacht worden. „Und so gebaut muß auch meine Straße sein," schloß er immer. Alle Vortheile, die er kenne, und auch neue werde er anwenden, wenn nur die Regierung ihm allein die Sache in der Hand lasse. Das war sein einziger Wunsch. Scheinbar um dem Geometer dies und das zu erklären, aber doch auch in der That um auszuruhen — denn er hatte seine Pferdekraft aufgebraucht — setzte sich Mathes mehrmals an den Weg, bis man endlich, just zu rechter Zeit, als der Amtmann vom Tische aufstand, in der Stadt anlangte.

Noch nie war Mathes vor dem Amtmann gesessen, als heute; er befahl daher seinem Sohne, er müsse stehen bleiben, er durfte den angebotenen Stuhl nicht annehmen. Nun erzählte Mathes den Unglücksfall von vergangener Nacht und welch ein Jammer es sei, daß man über eine solche Straße, wie über den Igelspitz, Mensch und Vieh zu Grunde richte. Der Amtmann fand dies allerdings auch hart und sagte, daß man schon daran gewesen sei, die Straße zu verlegen, aber die Eisenbahnen nähmen alle Straßen weg und der Bau sei zu kostspielig.

„Ich führe die Straße, wenn ich den Boden im Staatswald frei kriege, von Thal zu Thal um viertausend Gulden."

„Mathes, so eine Straße bauen ist etwas Anderes, als Besen binden."

„Ich bin vordem Straßenknecht gewesen und mein Vater ist Straßenknecht gewesen, ich verstehe das."

„Ueberlegt's Euch wohl."

„Ich hab' mir's überlegt. Und jetzt red' du," befahl Mathes seinem Sohne.

Der Geometer legte Alles ordnungsgemäß dar und der Amtmann sagte: „Ich möchte glauben, daß der Staat Euer Anerbieten annehmen wird, aber seht Euch vor. Könntet Ihr eine Garantie leisten, die der Staat fordern muß?"

„Ja, hundert Kronenthaler, da sind sie," erwiderte Mathes, zog ein wohlverknüpftes leinenes Säckchen aus der Tasche und leerte den Inhalt auf den Tisch.

Der Geometer und der Amtmann staunten und dieser sagte: „Kommt nächsten Sonntag wieder, wenn Ihr's Euch überlegt habt; Ihr seid noch frei."

„Nur um Eines bitte ich noch; kein Mensch außer der Oberregierung darf ein Wort davon erfahren, bis Alles fertig ist."

„Ich versprech's Euch."

So viel hatte Mathes noch nie an einem Sonntag verbraucht als heute. Er ging nochmals ins Wirthshaus und er sagte spöttisch: „Ich muß die Pferde, die ich in mir habe, füttern." So lustig wie heute hatte der Geometer seinen Vater noch nie gesehen, und der Brudersohn des Mathes, der hier im Hause als Knecht diente, mußte sich zu ihm setzen und mit ihm trinken und zuletzt mußte er noch sein Sparkassenbuch zeigen.

„Das gibt Roß und Geschirr," frohlockte Mathes, er ließ sich aber nicht herbei, Weiteres zu erklären.

Am andern Tage ging Mathes zum Leichenbegängniß des verunglückten Fuhrknechtes, und bei der Heimkehr vom Kirchhofe konnte er sich nicht enthalten, dem Pfarrer zu sagen: „Will's Gott, ist das der Letzte, der beim Igelspitz den Tod gefunden hat, und auch den Pferden soll's besser gehen auf der Welt. Hat der Mensch die Thiere, daß sie für ihn arbeiten, muß er's ihnen auch erleichtern, so viel er kann."

Der Pfarrer ließ nicht ab, bis ihm Mathes Aufklärung gab, und Mathes war froh, daß er doch noch mit einem Menschen über die Sache sprechen konnte, und der Pfarrer stand ihm getreulich bei.

Es vergingen Wochen, Mathes war voll Unruhe, die schönste

Bauzeit vergeht jetzt ungenützt. Mathes hob oft einen Besen, den er band, in die Höhe, wie zur Drohung gegen die Oberbehörde, die so lange zögerte. Endlich kam der Entscheid. Mathes hielt ihn geheim. Das Besenbinden war vorbei, die Leute aber sagten, Mathes habe sich eine Ruthe auf den Rücken gebunden, denn es wurde ruchbar, daß er vom Ankenbauer den ganzen Wald im „Schwefeltobel" bis hinauf zu den Felsen gekauft habe; freilich hatte er billig gekauft, aber der Wald ist eben auch nichts werth, man muß den größten Theil des Holzbestandes verfaulen lassen, oder höchstens kann man Spaltholz gewinnen, bei dem kaum der Arbeitslohn herauskommt, weil es nicht möglich ist, einen der großen Stämme da wegzuführen, es ist weder Wasser noch eine Straße da. Mathes hatte 300 Gulden baar Drangeld gezahlt und schriftlich gegeben, daß das Drangeld verloren sein solle, wenn er den Wald nicht an sich ziehe.

Auf dem Ankenhof mußte der Geometer sich von dem Ankenbauer sehr bemitleiden lassen, weil sein Vater närrisch geworden und sein einzig Erspartes zum Fenster hinauswerfe. Jetzt ging dem Geometer erst ein Licht auf und am Samstag darauf packte er alle seine Habseligkeiten auf dem Ankenhofe ein, denn er wußte, es war seines Bleibens nicht mehr hier, wenn es ruchbar wurde, wozu Mathes den Wald und die Felsen gekauft hatte. Er war auf dem Weg fast bös auf den Vater, der ihm das angethan; nun war ewige Feindschaft zwischen Mathes und dem Ankenbauer, dem ein großer Vortheil entzogen worden war. Daheim fand der Geometer den Vater nicht, dafür aber Mutter und Schwester, die klagten, daß der Vater leider nicht mehr ganz bei Verstand sei; er spreche immer davon, daß er den Pferden wohlthun, und daß sie es ihm entgelten würden, sie würden ihn bis an sein Lebensende führen; sie seien auch für ihn da und nicht blos seine Geis oder seine Katze. Der Geometer durfte das Räthsel nicht lösen, und Abends kam der Vater ganz glückselig heim und brachte den schriftlichen Vertrag mit dem Oberamt.

Er erzählte mit großer Selbstbefriedigung, wie er dem Oberbeamten dargelegt habe, daß er viel billiger baue als der Staat je im Stande sei, und das habe man auch eingesehen. Nun aber wurde er sehr abgekühlt, denn der Geometer, der sich für sehr klug hielt, und noch klüger als er wirklich war vor seinem Vater erscheinen

wollte, legte im Beisein von Mutter und Schwester dar, daß er leicht mit einem solchen Vertrage zum Bettelmann werden könne; er fand Klauseln und Haken darin, die Mathes gar nicht gesehen hatte, und natürlich hatte er starken Beistand an Mutter und Schwester, die nicht lange Beweise führten, sondern laut klagten und weinten, daß man jetzt, nachdem man sich so viele Jahre redlich durchgebracht, ohne eines Menschen Hülfe zu bedürfen, nun noch an den Bettelstab komme. Mathes wurde es auch Angst, aber er faßte sich bald wieder und erklärte, er habe sich Alles überlegt, er thue ein gutes Werk, das ihm und Kindern und Kindeskindern zu gute kommen müsse. Er thäte es für die armen Thiere und für seiner Mitmenschen Noth und Gefahr, Gott werde ihn dabei nicht verlassen und ein Einsehen haben wegen dessen, was er gewollt habe. „Eines ist gut dabei," erklärte der Geometer, „wenn die Sache gelingt, läßt sich im Schwefeltobel ein Bauerngut herstellen, wie stundenweit kein besseres zu sehen ist." Er wußte sehr gut zu beweisen, daß, wenn die Straße fertig sei, man die uralten Stämme zu hohen Preisen verwerthen könne, so daß man Grund und Boden nicht nur umsonst, sondern noch Geld dazu habe. Man kann jeden Quadratschuh mit einem Gulden belegen — so weit dehnte der Geometer seine Berechnungen und Hoffnungen aus, und dieses Wort hielt Mathes fest; er setzte aber immer hinzu: „Und die Hauptsache ist, ich kann mein Herz mit einer guten That belegen, wie es keine bessere gibt." — Dennoch war er in dieser Sonntag-Nacht voll Unruhe; es trieb ihn draußen umher, als könnte er nur auf der Straße leben, Tag und Nacht, und nicht mehr unter einem Dach. Als er nach Mitternacht heimkehrte, zündete er nochmals ein Licht an, las den Vertrag aber- und abermals und strich mit der Hand über das Papier weg, als müsse er die Haken spüren, die drin stecken.

Vor Allem galt es nun, Roß und Wagen zu kaufen, damit man nicht mit fremden zu arbeiten habe und der Vortheil dran hangen bleibe. — Mathes ging abermals nach der Stadt und erhob das Geld, das sein Brudersson und die Oberamtmanns-Magd erspart hatten, und fand einen schicklichen Kauf, daß er zwei Pferde und einen Wagen anschaffte. Dazu dingte er den Sohn seines Bruders als Knecht, und dieser diente ihm gern,

denn er liebte die Oberamtmanns-Magd. Der Geometer arbeitete fleißig in Vermessung der Straße, und schon am dritten Montag in der Frühe, während die Vögel wieder hell sangen in der Luft und im Wald, that Mathes den ersten Spatenstich und sagte dabei: „Lieber Gott! Ich bitte Dich nur, daß Du mich auch den letzten Spatenstich an dieser Straße thun lässest; dann mach' mit mir, was Du willst."

II.

eine ringsum.

Anfangs spotteten die Leute nur über das Unterfangen des Mathes; als es aber ruhig weiter ging, verwandelte sich der Spott in Haß und Zorn. Auf drei Seiten zugleich schlug es aus, und auf allen Seiten von mächtigen Menschen. Der Schmied war der Erste, der zu Mathes kam und ihm Mord und Todtschlag drohte, wenn er nicht von dieser Sache abstehe. Die neue Straße brachte dem Schmied nicht mehr Tag für Tag einträgliche Arbeit; da bricht nichts mehr, da geht ja Alles so ebenen Weges wie auf

dem Tisch; die Schmiede steht leer und das Wirthshaus obendrein. In künftigen Tagen werden die Fuhrwerke lustig an seinem Hause vorüberziehen, und er wird nichts haben, als das Nachsehen.

Als Mathes gegen diese Vorwürfe die Achseln zuckte, drang der Schmied darauf, daß er ihm wenigstens Antheil gäbe an dem gesammten Unternehmen; er wolle dafür zwei Doppelgespanne stellen und überhaupt Alles mittragen. Mathes lehnte das Anerbieten ab. Noch viel stärker, aber nicht so offen feindlich, war der Schwertwirth. Er lief zu Amt und strengte einen Prozeß an gegen den Neubau der Straße, den man mindestens in einem öffentlichen Abstreich an den Mindestfordernden hätte vergeben müssen. Er wollte eigentlich dadurch die ganze Sache brach legen: denn die ausgesteckten Stangen zeigen ja an, er werde selbst brach gelegt werden. Der Weg führt künftig gar nicht mehr am Schwert vorüber; das schöne große Schwertwirthshaus wird nichts mehr sein, als eine Einöde an einer leblosen Straße. Und das Alles soll der einfältige Mathes zu Stande bringen? Ja, der einfältige Mathes? Im Gegentheil! das ist der pfiffigste Schelm, der zu finden ist. Hat er nicht dem Ankenbauer den Wald abgekauft, der, wenn eine Straße dahin führt, das Zwanzigfache werth ist?

Der Ankenbauer war der einzige stille Feind des Mathes. Schämte er sich mehr oder ärgerte er sich mehr, daß ihn der einfältige Besenbinder so hinters Licht geführt hatte? Der Ankenbauer zeigte sich nirgends, er ging dem Schmied und dem Schwertwirth aus dem Weg, wenn sie auf den Hof kamen; er wollte ruhig abwarten, still lauern, bis sich Gelegenheit gibt, dem durchtriebenen Schelm, dem Mathes, die Schlinge um den Hals zu werfen. Natürlich kamen Leute genug zu Mathes, die ihm sagten, er solle sich vor den dreifachen Feinden in Acht nehmen. Sie lobten ihn wegen seiner Pfiffigkeit, und Mathes konnte betheuern, so viel er wollte, daß er anfangs an gar keinen Gewinn gedacht, daß es ihm nur darum zu thun gewesen sei, Mensch und Vieh einen bessern Weg zu geben, daß er aus reiner Barmherzigkeit zu dem Plane gekommen — man glaubte ihm das nicht; man fand das eben doppelt pfiffig, daß er eine Gutmüthigkeit vorschützte, wo er doch zum reichen Mann werden muß. Der Holzertrag im

Schwefeltobel und der mastige Boden dort wurden siebenfach hochgeschätzt; wenn das Wasser, das dort überall hervorquelle, gesammelt und abgeleitet sei, gebe das den schönsten Bauernhof, den man noch dazu an die Straße bauen könne, und das einträglichste Wirthshaus obendrein.

Mathes erhielt Lob über seine Klugheit, daß ihm der Kopf wirblich davon wurde, und nachdem er sich genug gewehrt, schien ihm der Ruhm der Klugheit und Pfiffigkeit ein noch viel besserer, als der der Gutmüthigkeit. Er that selbst sehr ruhmredig von seiner klugen Ueberlegung, er ging stolz umher; aber mit dem Stolze stand Alles still. Es fehlte an Geld zum Bezahlen der Arbeiter und Mathes mußte viel Arbeiter anstellen, denn vertragsmäßig mußte die Hauptarbeit der Straße bis zum Herbst fertig sein. Wohin sich Mathes auch wendete, er erhielt kein Geld. Der Vorschuß, den die Regierung gab, war erschöpft. Jetzt trat der Ankenbauer vor, jetzt war die Zeit, den Mathes zu fangen. Er wollte es ihm auch nachthun und Gutmüthigkeit vorschieben, denn das ist immer ein guter Schild. Er wußte es wie zufällig zu fügen, daß er den Geometer traf; er sagte geradezu, wie er nichts dagegen habe, ihm seine Tochter zu geben, wenn er den Vater dahin bringe, daß er sich die ganze Sache aus der Hand nehmen lasse, die Straßenanlage mit dem Ankaufe des Waldes; er würde dann mit Baargeld schon dreinfahren. Der Geometer legte dem Vater Alles dar, aber dieser lachte pfiffig — er hatte sich bereits ein pfiffiges Lachen angewöhnt. — „Ich habe an der Sache gezweifelt; von jetzt an steht sie aber wieder ganz gut. Was der Ankenbauer haben will, das steht gut. Ich verkaufe jetzt vorerst einen guten Theil Stammholz, und wenn wir im Reinen sind, dann wird der Ankenbauer schon kommen und dich bitten, daß du seine Tochter nimmst."

Zu günstiger Zeit kam Hülfe. Der Pfarrer, der mit vieler Theilnahme die Anlage der Straße verfolgte, hatte einen Bruder, der Holzhändler war; der Pfarrer war der Einzige, der noch daran festhielt, daß Mathes ursprünglich aus Gutherzigkeit den Straßenbau unternommen hatte, und er half ihm jetzt einen guten Theil des Waldes zu hohem Preise verwerthen. Der Pfarrer stutzte,

wie klug sich der Mathes dabei benahm; denn trotzdem, daß er in Noth war, wollte er jetzt den Vortheil nicht aus der Hand geben, und fast zweifelte selbst der Pfarrer, ob nicht doch ursprünglich Pfiffigkeit den Mathes zu seinem Unternehmen bewegt hatte.

Mathes, der das wohl merkte, sagte: „Herr Pfarrer, ich habe ein Wort von Ihnen behalten, das geht auf Alles. Sie haben einmal gesagt: die Erdkugel dreht sich um sich selbst, aber auch um die Sonne; und so alle Sterne am Himmel, da dreht sich jeder um sich selbst, aber auch um die anderen. Sie haben's gut ausgelegt und haben gesagt: auf seinen Vortheil sehen, ist noch nichts Schlechtes; es kann Keiner anders, er dreht sich um sich; aber wenn es was Rechtes ist, so kommt es auch Anderen zu gut. So ist's. Wenn ich morgen sterbe, so schwöre ich heute, ich habe anfangs bei dem Plane nichts im Sinn gehabt, als Mensch und Thier Gutes zu thun. Daß auch mir jetzt Gutes daraus wird, das thut mir doppelt gut; und wenn ich morgen sterbe — ich möchte aber nicht morgen sterben, sondern erst wenn die Straße fertig ist — und wenn ich da sterbe, so nehme ich, was ich an zeitlichen Gütern gewinne, nicht mit, aber das, daß ich auf der Welt einen Weg geebnet und gut gemacht habe für Mensch und Vieh, das nehme ich mit, und unser Herrgott wird mir's anrechnen und nicht sagen wie die Menschen: Du hast auch ein Vermögen dabei gewonnen."

Von diesem Tage an war der Pfarrer der hülfreiche Freund des Mathes geworden. Er ließ sich durch kein Gerede mehr abbringen und keinen Zweifel mehr aufkommen, er leistete aus eigenen Mitteln Vorschub so viel er konnte, ja er entlehnte Geld für ihn und versprach, die Straße, wenn sie vollendet sei, feierlich einzuweihen.

Nun war neue Kraft in Mathes gekommen, und der Geometer sagte oft: „Es muß wahr sein, Vater, daß Ihr Pferdekraft in Euch habt, denn solch eine Arbeit hätte ich nie für möglich gehalten, vom Morgen bis zum Abend, jetzt bei der großen Sonnenhitze; Ihr scheint ja gar nicht müde zu werden, und Ihr seid jünger geworden." Ja, Mathes war jünger geworden, und besonders, da er sah, wie der Geometer Alles mit Umsicht anlegte und ordnete.

Der Geometer hatte mit der Eisenbahnverwaltung eine Lieferung von Bahnschwellen abgeschlossen, und der erste Wagen, der kam, um die Schwellen abzuholen, brachte etwas mit, was den Straßenbau sehr förderte. Der Geometer hatte abgängige Schienen von den Eisenbahnen, mit drei dazu gehörigen Wagen gekauft, und nun wurde das Gerölle leicht weggeführt und da aufgeschüttet, wo ein Damm nöthig; es gab fast gar keine quietsenden Schiebkarren bei dem Bau. Kindisch freute sich Mathes mit seiner „eigenen Eisenbahn". Oft ließ er sich bei der leeren Rückfahrt ein Stück Weges fahren und lachte dabei glückselig in die Welt hinein.

Das gute Stück Arbeit, wo man nur abzugraben und zu dämmen hatte, war um die Mitte Juli vollendet. Jetzt kam zuerst ein schwieriger Brückenbau, auch dieser wurde glücklich zu Stande gebracht, wobei sich vorzüglich der Brudersohn, der eigentlich ein gelernter Maurer war, hervorthat. Er gab das Fuhrwerk dem jüngern Bruder ab und übernahm den Brückenbau ganz allein mit zwei Gehülfen. Nun aber ging's an den bösen Felsen. Hier mußten mühsame Bohrversuche gemacht werden, um die Felsen zu sprengen, und Tag und Nacht lag es Mathes im Sinn: wenn nur Niemand dabei verunglückt. Er hatte das Sprengpulver im Hause, und oft in der Nacht stand er auf und sah nach, ob es sich nicht von selbst entzünde und ihn sammt Frau und Kindern in die Luft werfe. Er war so voll Unruhe, daß die Frau ihm sagte: „Du bist ja selbst wie Pulver."

Mathes war froh, als er endlich das Sprengpulver hinausschaffen konnte, es dort eingelassen und die Lunte angezündet wurde, damit in der Nacht, wenn Niemand auf dem Wege sei, die Sprengung vor sich gehe. Mathes lag in dieser Nacht wieder unter seinem Fenster; er hörte jetzt kaum mehr das Fluchen und Schelten auf der steilen Straße, und wie die Pferde mit Stöcken geschlagen wurden. Er horchte nur immer hinaus, ob er nicht bald den Knall aus der Ferne höre. Da fiel ihm ein, daß ja dadurch großes Unglück geschehen könne, wenn die Fuhrleute, die den Berg auf- und abfahren, nichts davon wissen, daß plötzlich ein entsetzlicher Knall losgeht; da können sie mit Pferd und Geschirr verunglücken, und die Straße hat nochmals ein schweres Opfer. Mathes weckte die

Frau und die Kinder, sie mußten sich oben und unten an der steilen Straße aufstellen und den Herauf- und Herabkommenden sagen, sie möchten die Pferde an die Hand nehmen, denn es könne plötzlich ein Knall losgehen.

Es war eine laue Sommernacht, die Johanniswürmchen spielten in der Luft und die Grille hörte in der ganzen Nacht nicht auf zu zirpen, als Mathes mit seiner Frau unten am Berge stand und der Geometer mit der Schwester oben Wache hielt. Sie warteten stundenlang. Glücklicherweise kam nur ein einziges leichtes Fuhrwerk, das ungefährdet über den Berg kam, bevor man etwas hörte.

Da rannte eine flüchtige Gestalt daher, sie kam auf Mathes zu und rief: „Seid Ihr's, Mathes? O Gottlob, daß ich Euch finde! Ich bin in Eurem Hause gewesen, aber da ist Alles wie ausgestorben."

„Was willst du?" fragte Mathes zitternd; in seiner Furcht wußte er nicht mehr, was er zu fürchten hatte; Jeder konnte Unglück verkünden. „Was gibt's? Du bist's? Des Ankenbauern Marie?"

„Ja. O Mathes, ein entsetzliches Unglück! Entsetzlich!"

„Wo? Wer?"

„Bei uns daheim. Der Schmied ist oben bei meinem Vater, und ich hätt's nicht hören sollen, aber ich hab's gehört. Sie wollen heut Nacht Euern Wald anzünden, daß Alles zu Grunde geht. — Wehe!!" schrie das Mädchen plötzlich auf, „das ist's!" Es that einen Knall, daß man meinte, die Erde berste, und bald nachher zwei-, dreimal.

„Gottlob, es ist gelungen! Und Niemand dabei verunglückt!" rief Mathes und faltete die Hände. „Sei ruhig", beschwichtigte er das Mädchen, „das sind Narrenspossen. So etwas kann Niemand thun wollen."

„O es ist, es ist!" betheuerte das Mädchen.

„Du sollst, will's Gott, meine Schwiegertochter werden, und du sollst nicht so Böses von den Menschen glauben. Die Menschen reden gern schlecht, aber sie thun's doch nicht gleich."

„Ich hab' Euch gewarnt," jammerte das Mädchen. „Mein Vater wird mich umbringen, wenn er erfährt, daß ich hierher gelaufen bin, und jetzt muß ich schnell heim." —

Sie wollte davon eilen, da kam der Geometer vom obern Berg herunter und sah staunend Marie bei seinen Eltern. Er hörte schnell vom Vater, warum sie gekommen: „Und du bist dem Tod entronnen!“ rief er. „Eine Viertelstunde später — und du warst des Todes. Dein Weg geht ja hart an den Felsen vorüber, die gesprengt worden sind. Ich hätte keine Minute mehr leben können, wenn du bei dem Straßenbau verunglückt wärst, du .....“

Er zitterte am ganzen Leibe, und Mathes sagte: „Laß das unnöthige Aussinnen. Das thun nur Weiber. Sei froh, daß es nicht ist, und verliere keinen Gedanken mehr dran. Bring' jetzt die Marie heim, führ' sie den obern Weg über die Engelswiese. Gut' Nacht! Und seid brav!“

Er ging mit den Seinen davon und ließ den Geometer und Marie zurück. Der Geometer mußte sich eine Weile am Wege niedersetzen, so hatte ihn die Angst ermattet. Bald aber richtete er sich auf und ging mit der Geliebten heimwärts durch die laue Mondnacht. Sie gingen lange mit einander Hand in Hand und sprachen kein Wort. Auf der Engelswiese sahen sie hinab ins Thal, wo die Felsen gesprengt waren. „Das sieht schauerlich aus,“ sagte Marie, „man kennt seine eigene Heimath nicht mehr. O du hast Recht gehabt, wie hat mich Gott behütet! Jetzt könnte ich drunten liegen unter den Felsen zerschmettert; da geht der Weg, und da bricht er jetzt ab, da bin ich gegangen.“ Der Geometer umhalste still die Geliebte; und wie nach einem Schreck die Freude in jungen Herzen um so leichter einzieht, so gingen sie nun glückselig mit einander. Nicht weit vom Ankenhof standen sie still und sagten einander Lebewohl. Sie sagten oft Lebewohl und ließen sich doch nicht, bis der Hund auf dem Hofe anschlug; da eilte der Geometer thalwärts und Marie ging in ihr Haus.

Es war ein wonniger frischer Morgen, da ging Mathes mit seinem Sohne hinaus nach dem gesprengten Felsen. Von einer Anhöhe schauten sie zuerst hinab. Alles war glücklich gelungen, ganz wie man es gewünscht hatte, ja der größte Theil des Felsens hatte sich dahin entladen, wo man ein Haus hinbauen wollte. Da war nun der beste Baustoff gleich zur Hand. Und nochmals dankte Mathes Gott, daß Niemand Schaden genommen. Plötz-

lich hörte er jämmerliches Gewimmer; die Haare standen ihm zu Berge.

Der Geometer mußte den Vater beim Arme halten, daß er nicht jäblings binabsprang, sondern auf einem Umwege in das

Thal ging. Sie suchten lange umher, die Stimme war verstummt, sie wußten nicht mehr wo der Klagende zu finden sei. Da — es röchelt wieder — sie kommen näher — da liegt der Schmied — und neben ihm eine erloschene Fackel — todt. —

„Er lebt noch! Er hat ja eben erst gewimmert!“ schrie Mathes und rieb ihm die Schläfe mit Thau vom Moose. Der Schmied schlug die Augen auf. „Gottlob, er lebt!“ rief Mathes. „Gib

deine Flasche her, daß ich ihm etwas Wachholdergeist eingieße. So, so. Wie ist dir, Schmied?"

„Gut! — Gut! — Ganz gut!"

„Ich hab' Unrecht gethan, daß ich's nicht in der Gemeinde verkündet hab', daß heute Nacht hier gesprengt wird. Du hättest den Tod davon haben können," sagte Mathes.

Der Schmied öffnete den Mund und wollte sprechen, aber Mathes fiel ein: „Red' nichts, gar nichts. — Du hast dich verirrt. — Jetzt komm', ich bring' dich heim. So, du kannst ja stehen. — Du hast dir keinen Schaden gethan. Gottlob, meine Straße soll Niemand Schaden thun."

„Aber ich bin ruinirt in meinem Geschäft, du Scheinheiliger."

„Ich bin nicht heilig und will nicht heilig scheinen. Es geht einmal nicht anders in der Welt: kein Geschäft ist ewig; ich bin Straßenknecht gewesen und Besenbinder geworden und jetzt baue ich wieder eine Straße; du mußt sehen, wie du dir anders helfen kannst. Wenn ich dir helfen kann ....."

„Dich brauch' ich nicht," knirschte der Schmied, „und ich will nicht von Euch geführt sein; ich kann schon selbst gehen." Der Unversöhnliche ging von dannen. Aber er wagte doch fortan keine Uebelthat mehr gegen Mathes. Ja, noch ehe der Winter kam, verkaufte er sein Anwesen und wanderte aus nach Amerika.

Einen ganzen Winter lang ruhte die Arbeit und noch nie war dem Mathes ein Winter länger und härter gewesen, als dieser; er fürchtete immer, daß er sterbe, bevor er das Werk vollendet, und er wanderte oft in den Schnee hinaus, um nach seiner Straße zu sehen und beim Anfahren der großen Baumstämme zu helfen. Alles musternd sagte er dann: „Der Winter ist doch eigentlich gut. Da probirt sich Alles aus, es gefriert, und da zeigt sich's, ob's beim Aufthauen Stand hält."

Als es Frühling wurde, bewährte sich's, daß alle Mauern und Böschungen Stand hielten, und Mathes ging mit neuer Freudigkeit an die Arbeit.

Die Straße wurde glücklich zu Ende gebracht und Alle waren froh, als der Pfarrer mit der Schuljugend zuerst hinzog und die Straße, dort beim gesprengten Felsen, mit einer einfachen kurzen

Weiherede begrüßte, und zuletzt noch ein Hoch ausbrachte auf den ‚Straßen-Mathes'. Diesen Namen hat der Mathes bis auf den heutigen Tag. —

Zwei schöne Nachbargüter sind nun im Schwefeltobel errichtet,

dort wohnt der Geometer, der zugleich Wirth ist, und des Ankenbauern Marie ist eine muntere Wirthin. Im andern Hause wohnt der Brudersohn, der des Amtmanns Magd geheirathet und neben seinem Bauerngeschäft viel Frachtfuhrwerk hat. Aus den gesprengten Felsen hat sich Mathes eine Steinbank vor seinem Hause setzen lassen. Er ist jetzt hoch betagt. Er fragt nichts mehr darnach,

ob ihn die Welt für gut oder klug hält, oder für was sie ihn überhaupt hält; nur so viel behauptet er stets, daß Güte und Klugheit Eins sind. Er ist für Jeden aus Näh' und Ferne mit Rath und That bei der Hand, aber die Besenbinderei hat er sammt seiner Kundschaft einer armen Wittwe in der Nähe übergeben, und er hilft ihr und ihren Kindern dabei . . .

So war's, als er damals am Abend vor dem Hause saß und der Erzähler dieser Geschichte vorüber ging.

„Guten Abend, Mathes! Immer wohlauf?"

„Ja, hab' nichts zu klagen, möcht nur noch so lang auf der Welt bleiben, bis ich das Steinbänkle da durchgesessen hätt'."

„Das ist zu viel verlangt, aber Alle, die Euch kennen, gönnen Euch noch viele Jahre, und wünschen nur, daß dann auch wieder so ein braver Mann da sitze."

Der Erfolg entscheidet.

(1880.)

Man sagt, daß wenn zwei Löwen mit einander kämpfen, das Weibchen demjenigen folge, der den Sieg erringt.

Ist das auch im weitern Leben so?

Der Erfolg entscheidet! Das ist ein gefährliches Wort. Es wäre ebenso unrecht zu sagen, das Wort ist falsch, als zu behaupten, es enthalte gradaus eine unumstößliche Wahrheit.

Die Männer, die das Jahr 1848 erlebt haben, erinnern sich eines damals hoch angesehenen, mächtigen Mannes mit Namen Heinrich von Gagern, und wer ihn je gesehen hat, vergißt die großartige Erscheinung nie mehr. Gagern hat als hessischer Abgeordneter tapfer gekämpft gegen die Mißwirthschaft des deutschen Bundes. Er war einer der Ersten, die mit warmherziger Rede für den

Wunsch des deutschen Volkes nach Einheit und Freiheit und nach dem dieselben begründenden frei gewählten Reichstag eintrat. Er war der erste Präsident des ersten deutschen aus allgemeinem Stimmrecht hervorgegangenen Reichstags und ward der erste Minister des durch den bekannten kühnen Griff zum Reichsverweser ernannten Erzherzog Johann von Oesterreich. Das Ansehen Gagerns war groß. Er war eine edle und hochherzige Natur; er wollte mit moralischen Mitteln wirken und nur mit solchen, und als er diese nicht ausreichend sah, verfiel er seinem traurigen Geschick.

Als Gagern starb, war er schon lange todt im Gedenken der Nation; denn Edelsinn allein, dem der Erfolg versagt ist, gewinnt nur spärliche Worte im Buche der Geschichte. Und doch sollte nicht vergessen werden, daß in Heinrich von Gagern — und nenne man es einseitig — sich eine Grundeigenschaft des deutschen Volkes verkörpert hatte: das Vertrauen in den reinen Gedanken und seine Siegeskraft.

Das deutsche Volk wird sich niemals mit einem Erfolg befriedigen, in welchem nicht zugleich der moralische Gedanke einen Sieg feiert.

Ein Staat kann durch den Zwang der Gewaltmittel zusammengefügt und aufgerichtet werden, erhalten aber, zu dauerndem Wohlstand und geistigem Wohlbehagen, kann ein Gemeinwesen nur auf Grund der sittlichen Mächte, in welchen die Gesetze und Einrichtungen als die Erscheinungen des freien Willens sich gestalten und darum willfährig bewahrt werden. Der Erfolg entscheidet also darin, daß die errungene Thatsache zu sittlichem Bestande sich festige.

Gewiß war es nicht die Schuld Gagerns allein, daß damals das unbesiegbare Verlangen des deutschen Volkes sich nicht erfüllte; die Verhältnisse waren nicht reif, und Edelsinn siegt nicht allein. Heißt das nun geradezu: der Erfolg entscheidet? Es heißt vielmehr: in allen Dingen des Lebens, großen und kleinen, ist das Erforderniß: Vereinigung von Muth und Besonnenheit, von innerer Festigkeit und Beherrschung der gegebenen Machtverhältnisse. Vernunft allein, auch gepaart mit Edelsinn, bewirkt nicht die Ereignisse, denn neben Vernunft wirkt die geschichtliche Vergangenheit, so im einzelnen Menschen, so im Staatswesen; die Vereinbarung der moralischen

Mächte mit den geschichtlichen Mächten sind die Bedingungen des Erfolges und seiner Dauer.

Der Erfolg behält für den Augenblick immer Recht, dafür ist er eben Erfolg; aber was er auf die Dauer werth sei, darüber entscheidet die Zeit, und dauernder Werth zeigt sich nur dann, wenn der Erfolg von einem höhern Gedanken erzeugt war, denn dieser allein gibt Leben.

Was ist Humanität?

Anerkennung der Menschenwürde in jedem Mitmenschen. Die allgemeinen menschlichen Ehrenrechte sind unabhängig von Abstammung, Staat, Religion und gesellschaftlicher Stellung. Die Gleichberechtigung aller Menschen ist hiemit festgestellt.

Eine besondere Würdigung kann nur durch besonderes, selbsterworbenes Verdienst errungen werden.

Eine Entwürdigung ist Folge des Vergehens an Mitmenschen.

Auch den Entwürdigten noch in demjenigen zu schützen, was er zur Wiedergewinnung der Menschenehre bedarf, ist Pflicht der Mitmenschen.

Humanität heißt zu deutsch: Menschenthum.

Vielleicht fassen wir besser, was Humanität heißen will, wenn wir den Gegensatz von Humanität bezeichnen, und der heißt: Brutalität, zu deutsch Thierheit.

Das Thier folgt seinen Trieben, ohne Rücksicht auf ein neben ihm bestehendes Wesen, das auch sein Recht auf Leben hat.

Für das Thier ist die Grenze seines Thuns, wo die Grenze seiner Kraft ist.

Humanität ist keine allen Wesen innewohnende Naturanlage, sondern eben nur — wie schon das Wort sagt — eine besondere, menschliche.

Durch die Humanität erkennt und übt der Mensch seine besondere Natur und übt seine höhere Kraft, die kein Thier hat und haben kann.

Man hat Humanität Schwäche genannt, aber sie ist Kraft; die Kraft, andere Gleichberechtigte nicht nur zu schonen und zu hegen, sondern auch ihnen beizustehen.

Sobald der Mensch nur durch leibliche Kraft sich bewähren will, sinkt er von der Humanität, vom Menschenthum in die Brutalität, in die Thierheit.

Keine Nation und keine Religion hat einen besondern Anspruch auf Humanität; es kann keine deutsche, französische oder englische Humanität, auch keine christliche, jüdische oder muhamedanische Humanität geben.

Es kann ein Volk, eine Confession die Gebote der Humanität eindringlicher lehren und häufiger üben, aber das kommt nicht aus einer Besonderheit der Nation oder Confession, sondern aus dem allgemeinen Allen innewohnenden Menschenthum.

Die Frau des Geschworenen.

Eine Erzählung.

I.

„Ich möchte nur wissen, was du immer und ewig in den Akten zu kramen hast. Ich wollte, du könntest nicht lesen und nicht schreiben."

„Wer nicht schreiben und nicht lesen kann, ist in gewisser Art stumm und blind."

„Ich meine nur, wenn du nicht so gut schreiben und lesen könntest, würden sie dir in der Gemeinde nicht alle Geschäfte auf-

laden. Im nächsten Monat sind es zwei Jahre, daß wir verheirathet sind, und du bist einer der jüngsten Bürger im Dorf; sie haben dich in den Gemeinderath genommen und bürden dir nun alle Mühen auf. Der Bürgermeister hat's doch auch machen müssen, bevor du verheirathet warst. Du bist zu gut, du bist der Allerweltsdiener."

„Vernachlässige ich dadurch etwas? Ist die Ernte nicht gut herein? Ist mein Feld, mein Vieh nicht im besten Stand?"

„Das habe ich ja nicht sagen wollen. Im Gegentheil, gerade weil du Alles so prächtig im Stand hältst, solltest du dir auch Ruhe gönnen und nicht noch jetzt am Abend den Schreiber machen für Andere."

„Afra, es freut dich doch auch, daß ich die Ehrenämter habe, und es wird uns Segen bringen, daß ich jetzt Vormund von dreierlei Waisen bin."

„Jawohl, das ist Alles schön und gut, aber es ist zu viel. Mein Vater hat's hundertmal gesagt: wer sich anderer Leute Sachen annimmt, der wird überlaufen, und wenn man Einmal nicht hilft, da ist's, wie wenn man sein Lebenlang nichts gethan hätte; drum ist's am besten, ganz davon bleiben. Es soll Jedes für sich sorgen, und Jedes hat genug für sich zu sorgen."

„Dein Vater wohnt da droben auf seinem Hof, eine Stunde abseits von allen Nachbarn, und da mag er's so halten und so denken; aber ich lebe mitten im Dorf und lebe gern unter den Menschen, und wie sollte denn die Gemeinde bestehen, wenn Jeder sich von Allem lossagen wollte, was die Gemeinde angeht?"

„Immer Gemeinde und Gemeinde! Ich hab' mein Lebenlang nicht gewußt, daß das etwas ist, was man jeden Tag hört; aber ich verstehe davon nichts, nur so viel versteh' ich, daß der Mann am Abend mit der Frau spricht und sich nicht dahinsetzt und immer Gemeindesachen liest und schreibt."

„Ich bin bald fertig, dann wollen wir plaudern."

Dieses Gespräch wurde an einem Herbstabend nach dem Nachtessen in einer großen Bauernstube in dem Bergdorfe Wellendingen geführt. Die Abende waren schon so lang, daß die Frau ihren Spinnrocken wieder vorholen konnte. Sie war eine schöne, stolze Bauernfrau, und Stolz — man sage was man will — ist auch eine

Tugend, wenn es dabei bleibt, daß man auf sich etwas hält, sich selbst ehrt und dadurch nichts Unehrenhaftes über sich kommen läßt. Erst wenn der Stolz Andere verletzt, da wird er zum Laster. Die Frau aber verletzte Niemand, sie gab Jedem, Reich und Arm, was ihm gebührte, im Uebrigen kümmerte sie sich nicht viel um andere Menschen. Sie stammte aus einem vornehmen, einsamen Bauernhof, da war man brav und fleißig, bedurfte aber keines Menschen Ansprache und keines Menschen Hülfe. Man lebte für sich. Drunten im Dorf richtete sich Alles nach der großen Thurmuhr, auf dem Weiherhof aber hatte man seine eigene große Schlaguhr, die am Giebel des Hauses angebracht ist, und wenn Menschen, die von draußen kamen, auch sagten, die Uhr ginge um Stunden vor oder nach, man änderte sie nicht. Wie die andere Welt lebt, darnach hat man nichts zu fragen, und nur der Kalender ist das Einzige, was hier oben gilt; denn die Sonntage und Feiertage, daneben auch die Markttage, die kann der Weiherhofbauer nicht setzen wie er will, da muß er sich, er mag wollen oder nicht, nach dem richten, wie es die andere Welt festgesetzt hat.

Etwas von der Eigenwilligkeit und Abgeschiedenheit des Weiherhofes hatte die Frau mit ins Dorf gebracht, als sie den Martin Sprösser heirathete. Sie lebte auch hier am liebsten für sich allein und abgeschieden; sie stand für sich selber und füllte ihren Platz rechtschaffen aus.

Martin besaß ein mäßiges Bauerngut und verstand es trefflich zu bewirthschaften, denn er war auch draußen in der Welt gewesen, und das kam ihm in manchen Dingen zugute.

Er hatte seine volle Zeit bei der Kavallerie abgedient, und es war kein geringer Ruhm, daß er eine Tochter vom Weiherhof zur Frau bekam. Das Paar paßt aber auch trefflich zusammen. Wie sie jetzt bei der Lampe in der Stube saßen, da gab die Jugendkraft, die Tüchtigkeit und Wohlhabenheit jedem Einzelnen einen besonders stattlichen Ausdruck. Die Männer im Dorfe behaupteten: Martin sei der schönste Mann in der Gemeinde, und die Frauen sagten: Afra könnte die schönste Frau sein, wenn sie nicht immer so stolz dreinschaute.

Nach dem Gespräche, das wir so eben gehört, war's wieder

geraume Weile still in der Stube. Martin saß hinter dem Tisch, kramte in den Papieren, verglich und rechnete; er sah dabei oft auf nach seiner Frau, die den Flachs so rasch aus dem Wocken zupfte

und das Rad so emsig drehte, daß man wohl sehen konnte, auch in ihr drehte sich was und zupfte was. Dabei hatte sie aber die Augen niedergeschlagen und blickte in den Schooß.

Martin hatte schon mehrmals den Mund geöffnet, um ihr etwas zu sagen; er brachte es nicht heraus. Endlich sagte er:

„Es ist doch schön, daß die Schwurgerichtssitzungen auf den Spätherbst verlegt sind, wo Alles bereits eingeheimst ist."

Er hoffte, die Frau würde etwas sagen, aber sie schwieg beharrlich; nur riß eben der Faden ab und schnurrte in die Spule. Sie beugte sich nieder, brachte die Spule wieder in Ordnung, und Martin hielt dazu die Lampe über den Tisch hinüber.

Auch Martin war der Faden abgerissen und er wußte ihn nicht so leicht wieder in die Hand zu bekommen. Er las wiederum in den Akten weiter, hielt den Finger auf eine Zeile, sah auf nach seiner Frau. Sie schaute nicht um.

„Der Küfer von Rottenbach kommt diesmal auch vor das Schwurgericht," sagte Martin. Auch das zog nicht, die Frau blieb stumm. „Es sind Viele aus unsrer Gegend als Zeugen vorgeladen," setzte er nach einer Weile hinzu. Die Frau preßte die Lippen zusammen, aber sie fragte nicht einmal, wer denn vorgeladen sei. Endlich sagte Martin: „Auch aus unserm Ort ist diesmal ein Geschworener dabei."

„Doch nicht du?" brachte die Frau endlich hervor. Das Rad stand still, und ihre großen schönen Augen flammten unruhig.

„Ja, ich," erwiederte Martin.

„So?" Das war das Einzige, was die Frau darauf erwiderte. Und das Rad ging so schnell und der Flachs wurde aus dem Wocken gezupft wie noch nie. Die Lippen der Frau zuckten und sie senkte ihren Blick wiederum in den Schooß; sie kämpfte ein Weinen nieder. Sie schluckte die Thränen hinab, aber die Thränen wollten als böse Worte herauf und sie hielt sich die linke Hand vor den Mund. Sie will gar nichts mehr sagen, kein Wort mehr. — Martin fragte wieder: „Warum redest du gar nichts?"

„Ich habe da nichts drein zu reden. Willst du gehen?"

„Ich muß. Es ist ein Ehrenamt. Ich bin von der Kreisversammlung gewählt."

„Da siehst du nun, wie recht mein Vater hat. Wenn man sich zu Allem hergibt, dann fragen sie zuletzt gar nicht mehr und nehmen Einen fort von Haus und Hof. Folge mir und zahle lieber die

Strafe und bleib' daheim. Und du kannst jetzt gar nicht fort, derweil wir Drescher im Hause haben, Kraut schneiden müssen, Kartoffeln einthun, und Alles voll Futterrüben ums Haus herumliegt." —

„Bis ich einberufen werde, ist ein gut Theil abgethan und das Andere in guter Ordnung, und du verstehst selber, die paar Wochen Alles in Stand zu halten."

„Ein paar Wochen?" stutzte die Frau. Sie war ihr-Lebenlang nicht zweimal über Nacht von daheim weg gewesen, sie fand es unbegreiflich, wie man das so leicht hinnehmen könne. „Ein paar Wochen?" wiederholte sie. „Und du wirst da in der Stadt sein und gar kein Heimweh haben nach Frau und Kind."

„Das werde ich haben und werde es verwinden. Schau, Afra, du bist doch gescheit und gut; so hör' mich gut an. Schau, wir haben's Gottlob gut, wir haben unser reichliches Auskommen, keine Sorgen ums Brod, und wir können noch jedes Jahr was erübrigen. Dafür muß man Gott bezahlen, oder er nimmt's gezwungen."

„Das weiß ich und thu' darnach. Ich thue meine Schuldigkeit, ich gebe den Armen, wie sich's gebührt, das bin ich von daheim her gewohnt; damit hab' ich das Meinige gethan vor Gott, mehr fordert er nicht."

„Ja wohl, es wird noch mehr verlangt. Ich habe Soldat sein müssen, und das Gesetz ist gut, daß Jeder Soldat sein muß. Was Alle angeht, da muß Jeder dabei sein. Und jetzt bezahl' ich meine Steuern." —

„Ja, und wir sind hoch genug eingeschätzt."

„Nicht höher als wir's ertragen können. — Ja, aber mit Soldat sein und Steuern zahlen ist die Sache noch nicht fertig. Soll es rechtmäßig und ehrenhaft hergehen, so muß jeder Bürger selber mithelfen, den Staat zu ordnen und Recht zu sprechen, wenn's von ihm verlangt wird. So lange nicht Jeder willig und mit Freuden dabei ist, so lange haben wir kein Recht, über den Hochmuth der Beamten zu klagen und daß die Bürgerschaft nichts gelten soll."

„Brauchst gar nicht so viel zu sagen, ich versteh's doch nicht; nur so viel verstehe ich, daß du gehen willst, und ich kann dir's nicht

wehren. Warum ist nicht der Bürgermeister gewählt, oder der Oelmüller, oder der Tobelbauer? Die sind Alle reicher als wir und viel ältere Bürger. Ins Gesicht hinein werden sie dich rühmen, aber hinterm Rücken werden sie dich auslachen, daß du so gutmüthig bist und lässest dich von Haus und Hof und Frau und Kind wegnehmen, für nichts und wieder nichts."

So sprach die Frau zuletzt, während sie das Spinnrad bei Seite stellte und die Stube verließ.

Martin las noch eine Weile in den Akten, aber seine Augen waren trüb oder das Licht brannte nicht mehr so hell. Er mußte ablassen und ging zur Frau, die mit der Magd in der Küche am Herde stand.

„Ich komme gleich in die Stube," sagte die Frau, als sie ihm ins Gesicht gesehen. Sie wollte nicht, daß irgend eine Erörterung im Beisein der Magd stattfinde.

Martin ging in die Stube zurück, aber die Frau ließ ihn doch noch eine Weile warten, und in Martin stieg ein Aerger auf. Er war sich bewußt, das Rechte zu wollen und zu thun, aber auf dem Weiherhof war nur Das das Rechte, was man dort wollte und dort that. Endlich kam die Frau und fragte: „Was hast du mir denn noch zu sagen?"

„Ich habe dir weiter nichts zu sagen."

„Wenn ich dich zurückhalten und bei mir haben will, so geschieht's aus Eifersucht und Liebe. Ich will dich allein haben und gebe dich nicht gern eine Minute her, sei es der Gemeinde oder dem Gericht, oder was es sei." So sagte die Frau, aber — sie sagte es nur im Herzen. Es lag ihr auf der Zunge, aber über die Lippen kam's nicht; da saß ein Trotzteufelchen und ließ die Worte nicht heraus und redete der Frau ein, sie dürfe ihre Eifersucht nicht kundgeben und sich auch nicht so verliebt zeigen. Halb als Aerger, halb als Trotz kamen nur die Worte heraus: „Du bist von deinem Soldatenstand her nicht so ans Haus gewöhnt wie ich. Geh' du nur, ich rede kein Wort mehr darüber."

Und so geschah's auch. Es vergingen Tage und Wochen, man redete nicht mehr von der Abreise Martins. Aber die Frau rüstete ihm still Kleider und Wäsche her; man sollte ihm in der Stadt an-

sehen, wer er sei und was er für eine Frau habe. Denn so stolz Afra für sich war, so stolz war sie auch für ihren Mann. Und es muß nochmals gesagt werden; das ist der gute Stolz, der auch den

gerechten Stolz Anderer erkennt und die guten Eigenschaften der Angehörigen sich selbst zugute hält und sie darum wahrt.

Am Abend vor der Abreise war in wenig Minuten Alles bei der Hand, was Martin für eine mehrwöchentliche Abwesenheit

brauchte. Die Frau zählte ihm jedes einzelne Stück vor und gab ihm überdem noch einen Zettel, auf dem Alles geschrieben war, damit er es ordentlich wieder mitbringe.

„Es ist doch gut, daß du auch schreiben kannst," sagte Martin.

„Ja, fürs Haus," erwiderte die Frau.

Man konnte an diesem Abend nicht viel mit einander sprechen, denn fast alle Gemeinderäthe und andere angesehene Dorfbewohner kamen ins Haus des Martin Sprösser. Einige boten der Frau an, ihr beizustehen, wenn sie ihrer bedürfte; Andere dagegen sprachen nur vom Schwurgericht und wie Einem zu Muthe sei, so über Leben und Tod anderer Menschen abzuurtheilen. Es sei leicht gesagt: den sollte man hängen, den einsperren; wenn's drauf und dran käme, daß man das nun ins Werk setzen helfe, da zittere Einem das Herz im Leib. Der Bürgermeister, der selber einmal Geschworener gewesen, wußte viel davon zu berichten. Und die Stunde, in der man eingesperrt ist, von der ganzen Welt abgeschnitten, bis man den Wahrspruch geschöpft, die war gar schauerlich. Er erzählte, wie da Niemand gern zuerst das Wort nehme, um nicht allein schuld zu sein, und wie man sich endlich beruhige, wenn man sehe, daß ein Anderer auch so urtheile, wie man selbst gern möchte. Viel Lachen erregte es, als er von einem Krämer berichtete, der geradezu sagte: „Wenn ich nur mit meiner Frau darüber reden könnte, dann wüßte ich schon, was ich zu sagen hätte."

Weit ergiebiger aber als diese Betrachtungen waren die Schilderungen von Mord und Todtschlag. Wenn man vor Zeiten an Winterabenden einander Gruseln machte, indem man Hexen- und Gespenstergeschichten erzählte, so fand man jetzt ein schauerliches Behagen daran, sich dadurch Gruseln zu machen, daß man von Mord und Todtschlag und allerlei grausenhaften, kaum zu nennenden Verbrechen berichtete. Der Oelmüller hatte da einen guten Vorrath von Geschichten. Es war ihm behaglich, daß er selber mit heilen Gliedern in der Welt umhergeht und derweil seine Mühle im Gang ist. Mit sehr umständlicher Anschaulichkeit berichtete er von gespaltenen Schädeln, abgehackten Händen und Knebeln im Munde, und die Uebrigen wollten es ihm gleich- oder gar noch zuvorthun, denn sie wußten noch viel Gräßlicheres zu be-

richten, so daß Afra endlich ausrief: „Um Gotteswillen! Redet nicht so viel von solchen grauslichen Sachen; ich kann ja die Nacht kein Aug' zuthun. Und wenn man Euch so hört, meint man, in der ganzen Welt wären nichts als Diebe und Mörder und Menschenmetzger."

Man trennte sich erst spät in der Nacht. Martin gab seiner Frau an, was Alles noch zu ordnen sei, und händigte ihr die Bücher zum Eintragen ein, denn er gehörte zu den geordneten Landwirthen, die es wissen, daß mit der Handarbeit nicht Alles gethan ist, sondern daß eine leichte Uebersicht — ohne dabei in Kanzleiwesen zu verfallen — die Arbeit fördert und dem Wirthe jederzeit die Beruhigung gibt, seine ganze Lage vor Augen zu haben. Man schlief in dieser Nacht wenig, denn schon um drei Uhr mußte man auf den Weg, damit die Pferde, die der Knecht führte, noch selben Tag zurückkehrten und am andern Tage wieder ins Feld könnten. Man hatte jetzt keinen Tag dran zu geben, alles Feld mußte jetzt frisch umgeackert werden.

Es war ein schöner Spätherbst; es regnete fast regelmäßig in der Vormitternacht und am Morgen prangte heller Sonnenschein. — Der Himmel stand noch voller Sterne, als Martin sich zur Abreise anschickte. „Bleib' du nur ruhig liegen," hatte er seiner Frau gesagt. „Sieh' gut nach und denk' gut an mich." Die Frau reichte ihm die Hand, aber eben, als er auf den Wagen steigen wollte, stand sie vor ihm und sagte: „Du hast deine Pelzhandschuhe vergessen; es ist schon kalt und es kann Schnee liegen, bis du wiederkommst."

Martin empfand wohl, daß die Frau mit diesem Kommen und Bringen etwas Gutes sagen wollte, aber er hätte es auch noch gern in einem guten Worte gehört, und er bat: „Afra, mich friert's im Herzen, wenn du mir nicht ein gutes Wort mit auf den Weg gibst. Ich hab' einmal in einem Buche gelesen: ein gutes Wort, das man Einem mit auf den Weg gibt, ist wie gutes Hausbrod aus der Tischlade."

„Ich hab's nicht gelesen und bin keine Frau nach dem Buch."

„Du siehst doch ein, daß ich mich gar nicht lossagen kann von

dem Schwurgericht und Recht thue, daß ich mich gar nicht lossagen will?"

„Sei froh, daß du's einsiehst."

„Wir wollen nicht mehr lang reden. Leb' wohl und behüt' dich Gott!"

„Leb' wohl!"

„Gib unserm Kind einen Kuß von mir, wenn es aufwacht; ich hab's nicht wecken wollen," rief noch Martin, während schon die Pferde anzogen. Der Wagen fuhr durch die Nacht davon; die Frau kehrte ins Haus zurück, sie entkleidete sich nochmals und legte sich ins Bett, aber sie fand keinen Schlaf. Der Kettenhund bellte unaufhörlich, wie wenn ein Dieb ins Haus gedrungen wäre, und es war auch ein Dieb eingedrungen, der etwas mit fortgenommen, was nicht Schloß und Riegel verwahren können.

Afra rief dem Kettenhunde zum Fenster hinaus, daß er still

sein solle. Der Kettenhund kannte die strenge Stimme seiner Herrin und verkroch sich in seine Hütte. Jetzt war es Afra so einsam, wie wenn sie allein auf der Welt wäre. Sie beugte sich über das schlafende Kind und gab ihm einen Kuß, aber nicht dem Auftrage gemäß für Martin, sie gab ihn für sich selbst und — jetzt noch einen, und der galt nicht dem Kinde, sondern Martin. Hätte Martin etwas von diesem Kusse gespürt, es wäre Beiden viel Herzeleid erspart worden. —

Der Abreisende nimmt dem Daheimbleibenden die Ruhe mit fort, und nun gar, wenn er in Mißhelligkeit geschieden. Der Frau war es plötzlich so bang, als werde sie ihren Mann gar nicht mehr sehen, als wäre er auf ewig davon, und so in der Nacht, sie hatte sein Gesicht nicht mehr recht gesehen. — Schwarze, ungeheuerliche Bilder traten ihr vor die Seele, als sie die Augen schloß; sie richtete sich straff auf: „Das ist nichts.“ Aber ein Anderes trat ihr dann schwer vor die Seele, und sie war bös, aber diesmal auf sich selber. Der Stolz, der gute Stolz sagte ihr, wie es eine Schande ist, daß zwei Menschen, die gut bei einander stehen sollten, in Zank und Hader einander verunehren; aber der andere Stolz redete auch drein, sie müsse dafür sorgen, daß man nicht ins Elend komme, und der Weg, den Martin ging, der führe dazu, geradeswegs zur Verarmung, und daß man vielleicht gar einmal bei den Menschen um Mitleid betteln müsse.

Afra stand auf und weckte die Magd, eine ältere Verwandte, die sie von daheim mitgebracht. Sie mußte Jemand um sich haben, um ihre Unruhe los zu werden. Sie spann nun mit der Alten, bis der Tag kam. „Er hat heute einen schönen Tag zum Reisen,“ sagte sie zur Base, als die Sonne im Purpurglanz über den bewaldeten Bergen heraufstieg. — Nun begann Afra mit rüstiger Kraft im Hause zu wirthschaften, Jeglichen auf seine Stelle zu rufen und ihm gleich beim ersten Wort zu zeigen, daß der Herr im Hause nicht fehle. Wenn dann Martin wieder heimkäme, sollte er sehen, wie sie auch Alles regieren und ordnen könne, und dann werde er sich künftighin mehr von ihr einreden und von den Gemeindesachen und dem Gericht und Allem, was Einen nichts angeht, abbringen lassen; denn das führt dazu, daß man ins Elend versinkt. — Da

kommt ein lebendiges Beispiel davon eben gegen das Haus: Das Männchen, das jetzt gebückt an seinem langen Stock geht, hat einst viel Wald besessen, und jetzt hat es von seinem weiten Walde nichts als den Bettelstock in der Hand. — Noch nie war der Hypotheker — so hieß man das Männchen in der ganzen Gegend — besser bewirthet und reicher beschenkt worden als heute im Hause Martins.

Das alte Männchen ließ sich die Morgensuppe wohl schmecken und erzählte zum hundertsten Male seine Lebensgeschichte, wickelte dabei einige morsche, in den Brüchen mühsam zusammengeklebte Papiere aus einer alten Brieftasche und legte sie mit ihren verloschenen Siegeln rings um sich auf den Tisch, zum Beleg, daß da Alles amtlich beglaubigt sei. Da ist die letzte Zuschrift, wie man ihm Haus und Hof und Wald und Feld verkaufte, und da die Berechnung, was bei der Versteigerung der Fahrniß übrig geblieben, und zuletzt noch der Entlassungsschein aus dem Zuchthause. — Und warum war dem Mann Alles geschehen? Er war doch vormals ein reicher Bürger-

meister gewesen; aber so sind die schlechten Menschen! Um ihn zu verderben, haben sie ihn zum Bürgermeister gewählt und er hat sich was darauf eingebildet. Und er hat doch vom Schreiben und Lesen nichts Rechtes verstanden, der Gemeindediener hat Alles gemacht und andere Spitzbuben und Blutsauger haben geholfen, die haben ihn ins Unglück gesprengt. Der Bürgermeister hat beim Eintragen von Hypotheken seinen Namen eingeschrieben und sich mit seinem eigenen Vermögen dafür haftbar erklärt, und Alles war Lug und Trug; man hat ihn von Haus und Hof gejagt und überdem noch drei Jahre in Strafe genommen. Jetzt geht er betteln und ist froh, daß ihm Afra eine warme Suppe, Kartoffeln und Mehl in einem Sack und etwas Schmalz in einem Topfe mit auf den Weg gibt.

Afra sättigte und tröstete den Mann und schaute dabei immer zum Himmel und dankte Gott, daß es mit ihnen noch nicht so weit war. — Es soll auch nicht so weit kommen! Es ist gut, daß Martin sich in so jungen Jahren um Dinge annimmt, die eigentlich nur den Beamten zustehen; wozu hat man denn Beamte? Und es ist gut, daß er eine Frau hat, die ihn noch auf den rechten Weg führt. Mag er jetzt Geschworener sein, er ist's zum ersten und letzten Mal gewesen.

Den ganzen Tag war Afra in voller Emsigkeit. Am Abend nahm sie die Bücher Martins vor, und es freute sie doch sehr, seine ordnungsmäßige Genauigkeit zu sehen. Sie versucht es zuerst auf einem daneben gelegten Papier, ob sie seine Schrift nachahmen könne, er soll nicht merken, wo sie angefangen hat einzutragen; aber sie bringt es nicht zuwege. Und sie sagt fast laut: „Gerade im Gegentheil! Noch nach Jahren, wenn wir alte Leute sind, soll er's noch sehen, wo ich angefangen habe." Mit einer Genauigkeit, die sie seit der Probeschrift in der Schule nicht mehr geübt hatte, trug sie das Tagewerk und das Eingebrachte ein. — Es war ihr einsam, als sie so allein da saß, und sie schaute oft vom Spinnrad weg hinter den Tisch, ob Martin nicht da sitze.

Noch spät in der Nacht spann Afra emsig, als müßte sie ihr täglich Brod mit Spinnen verdienen; sie wollte aber nur warten, bis der Knecht zurückkäme mit den Pferden. Der Schlaf übermannte sie endlich; sie hatte vergangene Nacht den Schlaf gebrochen und

heute für Zwei gearbeitet. „Und er hat auch dem Knecht keine besondern Aufträge gegeben. Er läßt ihn nichts merken, daß wir in halbem Unfrieden von einander geschieden," beruhigte sie sich.

Sie ging in die einsame Schlafkammer und schlief bald ein, aber mitten in der Nacht erwachte sie, sie hörte den Knecht mit dem Fuhrwerk heimkommen; sie unterschied jede Bewegung und Hantierung ganz deutlich, sie hörte die Aufhaltketten ausnesteln und jeden Tritt der Pferde, die müde nach dem Stall gingen; sie hörte den Wagen nach der Scheuer schieben, und jetzt das Bellen des Hundes, der mit von der Reise heimgekehrt war.

Afra wollte jetzt doch aufstehen und den Knecht fragen, ob der Meister nicht einen Auftrag gegeben. „Aber das schickt sich nicht, und du mußt warten lernen . . ." — Sie hüllte sich in ihre Kissen.

II.

Der Knecht hätte Afra wohl Manches zu sagen, aber doch das Eigentliche nicht, denn das verschloß Martin in sich. — Martin hatte nichts davon gespürt, daß die Frau daheim dem Kinde einen Kuß gab, der ihm galt. Er war dahingefahren, von seinem Hause weg, an seinen Feldern vorbei, mit schweren Gedanken in der Seele.

Alles war ihm so fremd — das sind nicht seine Aecker, nicht seine Wiesen, das ist nicht die Straße von daheim. In seinem Sinnen

war's so dumpf, wie wenn er noch halb schliefe, die Welt draußen sähe und hörte, und sich ihr doch nicht kundgeben könnte. So fuhr er wohl zwei Stunden lang dahin. Da begegnete ihm ein schweres, mit Getreide beladenes Fuhrwerk; Martin kannte es, es war Pferd

und Geschirr seines Schwiegervaters. Er hielt an, sprach mit dem Knechte und fragte nach Schwiegereltern und Angehörigen; da wickelte sich oben Etwas zwischen den Säcken aus Mantel und Decke hervor.

„Ei du bist's?" rief der Schwiegervater. „Wohin denn so herrenmäßig?"

„Nach der Kreisstadt, zum Gericht."

„So? Hast du einen Rechtsstreit? Mit wem denn?"

„Ich habe keinen Rechtsstreit. Ich bin Geschworener."

„So? Du mußt viel übrige Zeit und viel übriges Geld haben. Wie ich höre, kriegen die Geschworenen nicht einmal Taggelder und müssen sich selbst verköstigen."

„Ich kann's Gottlob," erwiderte Martin; der Zorn erstickte jedes andere Wort.

„Fahr' zu!" befahl der Schwiegervater dem Knechte. „Behüt' dich Gott!"

„Behüt' Euch Gott!" erwiderte Martin, und die beiden Fuhrwerke fuhren an einander vorüber.

„Es sind Leute, die nebenaus wohnen, keine Gemeinschaft mit der Welt haben, rechtschaffen und unabläßig für das Ihrige arbeiten, aber nicht wissen, daß der Mensch nicht für sich allein da ist. Meine Frau kann nichts dafür, daß sie so denkt." — Mit diesen Erwägungen fuhr Martin dahin. Die Reise heiterte ihn aber doch bald auf und er kam auf allerlei andere Gedanken, denn der Abreisende hat es besser als der Daheimbleibende; diesem sind immer die altgewohnten Dinge und Menschen vor Augen und fragen gewissermaßen nach dem, der davongegangen ist, während dem in die Ferne Ziehenden sich neue Gegenstände zeigen und alles Zurückdenken leicht verscheuchen.

Martin war der Erste von den auswärtigen Geschworenen. Er wollte sich alsbald bei dem Vorsitzenden melden, dieser aber war zur Jagd gefahren, und Martin kam sich entsetzlich überflüssig in der Kreisstadt vor. Er schämte sich fast, daß er so früh gekommen, und doch war's gut, daß er einen Tag vorher hier sein, sich sammeln und vorbereiten konnte. Er schalt sich, daß er von daheim fortgeeilt war, als ob man Tagwacht geblasen hätte; wäre er länger daheimgeblieben, hätte er auch die Friedsamkeit mitgenommen, die ihm jetzt fehlte. Martin gab dem Knechte noch allerlei Anweisungen wegen der Feldarbeiten; im Uebrigen befahl er, den Anordnungen der Bäuerin Folge zu leisten.

Als Pferd und Geschirr davon waren, kam sich Martin erst recht vereinsamt vor, und die Stunden, mit denen er hier nichts anzufangen wußte, wie gut hätte er sie daheim verbringen können!

Am andern Morgen fühlte er sich indeß doch frisch und zu seiner Pflicht bereit, während viele Mitgeschworenen erst spät in der Nacht

oder gar erst kurz vor Beginn der Gerichtssitzung ankamen und übernächtig sich auf den weichen Stühlen im Gerichtssaal ausruhten.

Als die Verhandlung begann, hatte Martin völlig vergessen, daß es einen Ort in der Welt gäbe, wo er Haus und Hof, Weib und Kind habe. — Der erste Schwur — nur nach dem Gewissen, ohne Haß und ohne Furcht den Wahrspruch zu schöpfen — und wie er da die Hand emporhob und mit ihm die Genossen alle — das war für Martin ein feierlicher Augenblick, viel feierlicher noch als damals, da er den Fahneneid schwur. Ja, er war so sehr inmitten der Verhandlung, daß er mehrmals, den Fragen des Präsidenten nachhelfend, Fragen an den Angeklagten und die Zeugen stellte.

„Den wählen die Geschworenen zum Obmann," sprachen Manche unter den Zuhörern. „Der thut sich vor, um zu zeigen, wer er ist," bemerkten überkluge Müssiggänger; denn viele Menschen glauben nicht, daß man um einer Sache willen in Feuereifer gerathen könne; sie glauben, daß es nur geschehe, um sich Vortheil, oder wie hier, Ehre und Auszeichnung zu erringen.

Der erste Sitzungstag verging mit Verlesung der Anklageakte und mit Zeugenverhör. Der Fall war einfach und leicht zu entscheiden, obgleich der Angeklagte hartnäckig leugnete. Die Geschworenen aus dem Bauernstande hatten sich einen gemeinschaftlichen Mittagstisch angeordnet; Martin sprach dabei fast gar nicht, nur einmal sagte er zu seinem Nachbar: „Wie gut haben wir's doch, daß wir hier so gemeinschaftlich essen, mit einander reden und dann hingehen können, wohin wir wollen. Wie muß Einem zu Muthe sein, der nun morgen noch einmal vor Gericht muß, um dann vielleicht seine halbe Lebenszeit in Gefangenschaft zu verbringen."

„Du möchtest den Dieb wohl freisprechen?"

„Nein, das nicht; es muß strenge Gerechtigkeit sein. Ich kann den Verbrecher bemitleiden und ihn doch unbeugsam strafen."

„Du kannst vielerlei auf Einmal," lachte der Nachbar.

Von Tag zu Tag wurde die Theilnahme der Geschworenen lebendiger, und selbst diejenigen, die anfangs darüber losgezogen hatten, daß man um der nichtsnutzigen Leute willen von daheim fortgerissen sei und nicht einmal eine mäßige Entschädigung bekomme, waren jetzt von hingebendem Eifer beseelt. Denn es ist und bleibt

ausgemacht: Man gebe den Menschen Gemeinnütziges und Gutes zu thun, und sie werden uneigennütziger und besser. Die Männer, die das ganze Jahr hindurch nur an Erhaltung und Vermehrung ihres Besitzthums dachten, fühlten jetzt, daß es die schönste Pflicht des Bürgers ist, Recht zu sprechen und, so viel er vermag, die Ordnung der Staatsgesellschaft zu erhalten.

Von alten Bekannten traf Martin hier nur Einen, seinen ehemaligen Wachtmeister, der jetzt Inspektor auf einem großen, dem Staate gehörigen Eisenwerke war. Er hielt sich natürlich schon seinem Titel nach zu den Beamten, aß mit denselben an ihrem Tisch, that indessen freundlich gegen Martin; nur vermied er jede gerade Anrede, denn er ahnte mit Recht, daß, wenn er das vertrauliche „Du" anwende, ihm Martin jetzt mit Gleichem antworte. Dagegen gewann Martin einen andern Kameraden, und das Wort Kamerad heißt ja eigentlich Zeltgenosse. Sie lagen aber nicht mit einander im Feld, sondern waren Geschworene für Recht und Gerechtigkeit. Es war ein Waldbauer aus einer entfernten Gegend, ein Mann, schon bei Jahren, karg in Worten, aber noch karger in seinem Behaben. So oft er aus der Gerichtssitzung in das Wirthshaus kam, eilte er auf seine Stube und zog sich von Kopf bis Fuß werktägig an. Er saß bei Tische Martin gegenüber, und dieser sagte einmal: „Mir ist auch ganz fremd und wunderlich zu Muthe, jetzt wochenlang in Sonntagskleidern umherzugehen."

„Wir wollen uns gemeinschaftlich ein Zimmer nehmen, dann wohnen wir billiger," erwiderte der Waldbauer. Und so geschah es auch. Martin war noch vom Soldatenleben her an Zimmergenossenschaft gewöhnt, während der Waldbauer äußerst ängstlich in Bewahrung seiner Habseligkeiten war; er schien in der That blos Habseligkeiten und keine andere Seligkeit auf der Welt zu kennen. Der Waldbauer war karg, ja fast geizig, aber um keinen Preis in der Welt hätte er die Ehre des Geschworenen sich abkaufen lassen, und er gewann, soweit er's vermochte, Martin lieb; denn dieser sagte einmal, als sie von Handel und Wandel mit einander sprachen: „Wer einmal Geschworener gewesen ist, der sollte doppelt darauf halten, daß sein Wort wie ein Eid gilt."

In der zweiten Woche gab es langwierige Verhandlungen über

eine ganze Bande von Betrügern, die sogar eines Raubmordes angeklagt war. Bei aller Hingebung für ihr Ehrenamt waren einige Geschworene dennoch froh, als sie das Loos freisprach, Andere lächelten sogar dankend und wohlgefällig dazu, als Angeklagte und Vertheidiger sie als unliebsam zurückwiesen; sie reisten nun auf einige Tage heim, um dann wieder mit frischer Kraft zu erscheinen. Martin wäre es auch lieb gewesen, wenn er auf einige Tage wieder hätte in sein Hauswesen zurückkehren können. Er sprach das gegen einen Mitgeschworenen aus, und dieser gab ihm den Rath, den Vertheidiger darum anzugehen, daß er ihn ablehne. Martin hielt es nicht für Recht, mit der Ablehnungsbefugniß ein Spiel zu treiben, und so mußte er aushalten.

Als nun mehrere der Mitgeschworenen da- und dorthin abreisten, schaute ihnen Martin wie festgebannt nach. Die Herbstsonne schien so hell in den Gerichtssaal, und jetzt ist's frisch und lustig bei der Arbeit draußen im Feld und daheim im Haus. Wenn er nur auch dort sein könnte! Und dann wiederkommen, der Unfrieden ist aus dem Herzen verscheucht, das wäre prächtig!

Der Widerspruch seiner Frau, den er fast ganz vergessen hatte, stand neu vor ihm und erschien viel stärker und größer.

Während der mehrtägigen Verhandlungen war es Martin oft, als ob er Alles nur aus Gerassel und Geräusch heraus hörte, und es war ein böses Geräusch, das kein Gerichtspräsident verbieten kann, denn es war in Martin selbst; er meinte, sein ganzes Heimwesen stürze zusammen in Unfrieden. —

Er zwang sich mit aller Macht, nur an das zu denken, was jetzt hier vorging; aber zwischen hinein sprang immer wieder der trotzige Widerspruch seiner Frau und riß ihn fort zu Gegenrede und Abwehr, daß er oft plötzlich nicht mehr wußte, wo er war.

Eine brennende Hitze überflog ihn, als er inne wurde, daß er nun bald über Leben und Tod seiner Mitmenschen aburtheilen sollte, ohne recht zu wissen, was sie denn eigentlich gethan; sein Herz pochte und in seinem Kopfe hämmerte es unruhig.

Als wäre Tagwacht geblasen worden, so hielt er sich endlich auf seinem Posten. Er wußte seine Pflicht. Es gelang ihm, seine Gedanken auf die gegenwärtige Verhandlung zu lenken, und er hatte

dazu ein seltsames Mittel gefunden, das sich aber trefflich erprobte. So oft er sich in dem großen Stuhl zurücklehnte und sich's bequem machte, da gingen seine Gedanken heimwärts in Unruhe und bösen Zauber; sobald er sich aber straff aufrichtete und mit strengem Blick Zeugen und Angeklagte ins Auge faßte, da war Alles vorbei, alles Andere nicht da.

Die große Verhandlung ging zu Ende, Martin las dem Staatsanwalte und den Vertheidigern, sowie dem Vorsitzenden jedes Wort vom Munde ab. Die Geschworenen zogen sich zurück. Martin, dessen Aufmerksamkeit und gewaltsame Theilnahme Allen sich gezeigt hatte, wurde zum Obmann gewählt.

Er verstand es, die mehrstündigen Verhandlungen der Geschworenen zu leiten und den Wahrspruch mit fester Stimme zu verkündigen.

Nun war's aber schlimm. Martin hatte sich so tapfer bewiesen, daß, wenn er frei gelooft war, Vertheidiger und Angeklagte so lange fort und fort andere Geschworene ablehnten, bis Martin mit in der Reihe der zwölf Männer war. Die Genossen neckten ihn, daß er sich's durch seinen Eifer schwer gemacht habe; der Schwurgerichtspräsident aber, ein feiner Mann voll schlichten Gradsinns, verließ mehrmals den Mittagstisch der Beamten, setzte sich an den Tisch der bäuerlichen Geschworenen und wählte seinen Platz neben Martin. Auch der Inspektor kam jetzt zu Martin, redete ihn kurzweg mit „Du" an, ließ sich gern von Martin so nennen, und erzählte, daß Martin schon als Soldat, da er noch in seiner Schwadron gestanden, ein aufgeweckter, braver Bursch gewesen sei, dem er mancherlei Anweisungen gegeben habe.

„Du wirst nicht gern wieder heimkehren," sagte der wortkarge Kamerad zu Martin, der über diese Worte bis ins Herz hinein erschrak. Erst nach langem Zögern, wie wenn er sich an der Verlegenheit Martins weide, erklärte der Kamerad, daß man eben daheim nicht alle Tage Wein trinke zum Essen und auch nicht alle Tage so viel gelobt werde.

III.

Daheim bei der Frau ging es indeß ganz anders her. — Es verdroß Afra jetzt doch, daß Martin durch den Knecht gar nichts hatte sagen lassen; er hätte ja durch ein Wort, das der Knecht nicht verstand, andeuten können, wie er sie von ganzem Herzen grüße und nach ihr verlange, und wie er wohl wisse, daß sie Alles gut in Stand halten werde. Indeß — strenge Arbeit läßt nicht viel nachsinnen und grübeln. Die Woche war herum, man wußte nicht wie.

„Hat dein Mann dir nicht geschrieben?“ fragte der Oelmüller die Frau, als sie am Sonntag aus der Kirche ging.

„Nein."

Den Weg heimwärts eilte Afra, wie wenn ein böser Hund hinter ihr drein käme; sie eilte, um heim zu kommen und sich in ihrer Kammer auszuweinen. Sie mußte sich ja schämen, daß ihr Mann nicht mit einem Wort sie grüßte. „Und er kann ja schreiben, er kann gut schreiben; wenn's für Andere ist, da ist ihm nichts zu viel. Aber gib Acht! Es ist vorbei damit. Ich will schon dafür sorgen, daß es ein Ende nimmt mit den Ehrenämtern, die uns zu Armuth und Elend bringen."

Die zweite Woche ging vorüber und noch immer kam kein Brief, kein Zeichen. Dagegen hörte die Frau, daß ein Geschworener im jenseitigen Thale auf sechs Tage heimgekommen sei. Er rühmte sich, daß er einen der Vertheidiger veranlaßt habe, ihn zurückzuweisen. „Hätte das nicht auch Martin thun können? Er ist gewiß wieder derjenige, der für Alle schreibt und rechnet. Aber so ist's, wenn die Männer vor das Haus hinauskommen. Nach der Gemeinderathssitzung gehen sie nur ins Wirthshaus und kommen dann doch Abends heim; aber jetzt die Schwurgerichte! Wochenlang fortbleiben! Das darf nicht mehr sein."

Es wäre doch natürlich und verzeihlich gewesen, wenn Afra das zur Base im Hause ausgeklagt hätte, sie sagte es aber nur zu sich selbst. Die eigene Ehre, und das ist auch die des Mannes, gehört in keines Andern Mund, und selbst in Gedanken hatte Afra kein niedriges Wort gegen ihren Mann, auf den sie doch, und wie sie glaubte mit Recht, sehr böse war. Da war wieder eine gute Folge des Stolzes, der daran hält, daß niedrige Worte auch nur für niedrige Menschen gehören.

Die Knechte und Mägde verstanden die Meisterin nicht; bald war sie zornig, bald gut, bald stellte sie ein Essen hin, als ob Kirchweih wäre, bald war wieder Alles mager und leer, und man that ihr nichts recht. Nur mit dem kleinen Kinde war sie wie närrisch und herzte und liebkoste es übermäßig.

Am zweiten Sonntag ging die Frau nicht in die Kirche, sie wollte sich von den Leuten nicht wieder berufen lassen. Sie schämte sich, daß sie so gar nichts von ihrem Manne wisse. Sie saß allein daheim und nahm die Wirthschaftsbücher ihres Mannes vor, aber

sie las nichts nach und trug nichts ein, sie saß da und starrte in die Luft, und auf ihrem Gesicht lag ein heftiger Trotz, der wie ins Leere hinein suchte, wo und wie er sich auslassen sollte. Plötzlich zuckte Afra zusammen. Das Kind, das in der Wiege aufrecht saß, rief ganz deutlich: „Vater!" Es sprach das Wort zum Erstenmal, es wiederholte das Wort, da die Mutter den Blick ihm zuwendete, und die starke, mächtige Frau zitterte — das Kind sprach mit diesem einen Wort ihr ganzes Denken aus, sie beugte sich über das Kind und rief schluchzend: „O du armes Kind! Du sagst zum Erstenmal Vater, und dein Vater hört es nicht; er ist nicht daheim und will nicht daheim sein." Ein Mannsschritt näherte sich der Stube. Wenn das Martin wäre! Er muß es sein! Das Kind hat's geahnt.

Afra kann sich nicht umwenden und eine andere, aber doch wohlbekannte Stimme sagt: „Afra, warum weinst du?"

„O Vater, Ihr seid's? Willkommen! In dieser Minute hat mein Kind zum Erstenmal Vater gesagt."

„Sei froh, daß du auch noch Vater sagen kannst. Ich will dir helfen."

„Mir? Worin?"

„Und du fragst noch? Ist das erhört, daß dein Mann sein Hauswesen im Stich läßt und den Gemeinderath und den Beamten spielt?"

Der alte Weiberhofbauer hatte scharfe Worte für das ganze Thun und Lassen Martins; er gab an, wie er Vorsorge treffen wolle, daß Afra sich nicht vor Kummer und Schande zu Tode grämen müsse, wie die Frau des Hypothekers.

Wie staunte aber der Vater, als Afra jetzt ihren Mann lobte, ihm das Schönste und Beste nachsagte. Sie zeigte die Bücher und erklärte, wie Martin sein Haus in Ordnung halte, und wie ihm nichts lieber sei, als daneben seinen Mitmenschen beizustehen; wie er den Wittwen und Waisen ein Vater sei. Immer mehr redete sie sich ins Eifern hinein, und gerade als sie jetzt die Vorwürfe des Vaters hörte, verwandelte sich Alles in Lobpreis. Sie hielt ihren Mann hoch, sie sagte, daß sie sich glückselig fühle, da er sie auch anleite, überall Gutes zu thun und für Andere zu sorgen; er sei der beste Mensch von der Welt und einen bessern gäbe es gar nicht. „Gottlob," schloß

sie, „daß mein Mann von Allem, was Ihr gesagt, nichts gehört hat. Vater, Ihr könnt den Trost mit heimnehmen, daß es eine glücklichere

Frau als ich nicht gibt, landaus und landein, und wenn ich meinen Martin jetzt da hätte, möchte ich ihm um den Hals fallen und ihn küssen und drücken."

„Da ist ein Brief!" unterbrach hier der eintretende Bote.

„Er ist von meinem Mann!" rief die Frau in lauter Freude. Sie griff in die Tasche, um dem Boten ein Trinkgeld zu geben; sie fand aber nur große Geldstücke, und mitten in aller Freude war sie doch noch haushälterisch genug, um dem Boten zu sagen: „Komm' morgen, dann gebe ich dir was." — Sie öffnete den Brief und las:

„Meine gute Frau!

Du bist grundgut, wenn du es auch nicht immer so zeigen willst. Und du kannst nicht dafür, daß dir meine Arbeit für Andere und für das Gemeinwesen so zuwider ist; du bist auf einem einsamen Hof aufgewachsen, wo man abgeschieden lebt, und für eine Frau ist es recht, daß sie vor Allem nur an das Heimwesen denkt. Bleib' nur dabei. Du bist aber auch gescheit und wirst schon noch einsehen, daß ich auch recht thue. Das ist aber besser zu reden als zu schreiben, und ich bin heut' so müde, wie wenn ich eine ganze Woche gedroschen hätte. Sechs Tage lang haben wir einer ganzen Diebs- und Mörderbande durch alle Schleichwege nachschlüpfen müssen. Ich werde dir Alles erzählen. Ich habe ein großes Verlangen nach dir und unserm Kind. Es ist doch ein schweres Opfer, so von Haus und Hof wegzugehen und von seinem Liebsten. Es hat aber auch sein Gutes, man ist so für sich allein und besinnt sich wieder auf sich selber. Das Alles aber wollen wir besser ausreden als schreiben. Ich will dir nur sagen: übermorgen Mittag ist Alles zu Ende, und ich will heim, keine Stunde länger bleiben, als ich muß; ich meine, es sei schon ein Jahr, seitdem ich fort bin von daheim, von dir. — Schick' mir also auf übermorgen Mittag zwölf Uhr unser Fuhrwerk in den ‚Wilden Mann'. Der Knecht kann gleich drei Scheffel Hafer mitbringen, ich habe sie hier verkauft; er soll aber nicht vergessen, auch noch Hafer zum Füttern in einem besondern Sack zu halten. Ich freue mich darauf, zu sehen, wie du Alles gut in Stand gehalten. Uebermorgen Nacht bin ich daheim. Ich muß mir Mühe geben, es noch zwei Tage hier auszuhalten.

Sie haben mich viermal zum Obmann gewählt, ich bin aber noch lieber als Obmann — dein Mann

Martin."

„Nun, Vater!" rief die Frau, „da leset. Das ist ein Herz! Das ist ein Mann! Vater, fahret mit, wir wollen ihn mit einander abholen."

„Ich hab' keine übrige Zeit."

Der Vater aß in Ruhe zu Mittag, dann fuhr er wieder heimwärts.

Am Nachmittag ging die Frau in die Kirche. Aber so ist's! Wenn man in der Welt etwas Böses hat, da hat Jeder eine Frage; hat man aber etwas Gutes, sind sie Alle stumm. Kein Mensch fragt, ob sie Brief von ihrem Manne habe, und es hätte ihr's doch jeder am Gesicht ablesen können, da stand's geschrieben, was für einen guten Brief sie bekommen. Sie hielt eine Weile am Hause des Oelmüllers an und sprach mit der Magd; sie sprach so laut, der Oelmüller mußte sie hören und anrufen, aber er ließ sich nicht sehen, und so ging sie still heimwärts und sagte sich: „Es ist besser so; ich könnte den Brief ohnedies Niemand zeigen, so verliebt ist er ja, und es soll's auch Niemand wissen, daß je ein uneiniger Gedanke zwischen uns gewesen." Sie herzte und küßte ihr Kind, dann legte sie sich das Schreibzeug zurecht, setzte sich behaglich nieder und wollte einen großen Brief schreiben, den sollte ihm der Knecht bringen, im Voraus, damit er gleich wisse, wie es ihr ums Herz ist. Aber sie kam damit nicht zu Ende, ja nicht einmal zum Anfang, denn jeder Anfang war ihr nicht recht: Lieber, Guter, Braver, Getreuer, Herzgeliebter — das ist Alles recht, wenn man nur Alles zusammenschreiben könnte, und sie möchte ihm bekennen, wie sie böse Gedanken gehabt und wie sie zu guten geworden, aber .... er hat Recht, das läßt sich besser reden als schreiben. Endlich legte sie das Papier weg und nahm sich vor, morgen zu schreiben.

Am andern Tage sagte sie dem Oberknecht, daß er das Fuhrwerk gut herrichten und den Hafer fassen solle, um zum Dienstag den Meister zu holen.

„Wer holt ihn?" fragte der Knecht. Und seltsam! Diese Frage stellte der Frau etwas ganz Neues vor die Seele. Sie wendete

sich ab und rief rückwärts: „Richte nur Alles gut her, ich will dann schon sagen, wer fahren wird."

Jetzt kam Afra nicht mehr zum Schreiben, denn eine Unruhe, die sie noch nie gekannt hatte, überwältigte sie, und oftmals richtete sie sich noch stolzer auf als je, und ihr Blick sagte: „Ja, es wird gehen, du hast es ja früher schon probirt."

In der Nacht ging Afra selbst in den Stall und sah zu, wie den Pferden Futter aufgeschüttet wurde. „Ja, freßt recht," sagte sie zu den beiden Rappen, „ihr müßt rennen wie geflogen; wir holen ihn." — Sie legte sich früh nieder, aber sie fand keinen Schlaf. Sie hörte jede Stunde schlagen. Mit dem Glockenschlag drei Uhr stand sie auf und befahl dem Knecht, anzuspannen.

„Wer fährt denn?" fragte der Knecht.

„Wirst schon sehen."

Es war aufgeladen und angespannt, da kam die Meisterin herab, sonntäglich gekleidet und wohl eingehüllt; sie empfahl nochmals der Base, genau auf das Kind Acht zu haben, dann wendete sie sich zu dem Knecht: „So, jetzt gib mir die Zügel."

„Wollt Ihr allein fahren, Meisterin?"

„Ja. Führe die Pferde ein Stück Wegs an der Hand, bis auf die Landstraße, dann kommen wir schon mit einander fort. Steck' die Peitsche nur hier nebenein, ich brauche sie nicht." —

Der Wagen rollte fort durch die Sternennacht, und als Afra ganz allein war, hielt sie eine Weile an, stand auf und sprach in die weite Welt hinaus: „Ich hole meinen Mann heim!"

Die Pferde schienen zu wissen, daß ein guter, ein überglücklicher Geist sie regierte; sie gingen im gleichmäßigen Trabe auf dem ebenen Wege dahin, es bedurfte kaum eines Ruckes an den Zügeln.

Afra war keine furchtsame Natur, aber doch, als jetzt der Weg eine Stunde lang durch den Wald führte, zitterte ihr das Herz. Die Gegend ist zwar sicher, man hat schon viele Jahre nichts gehört von Straßenräubern, aber die Mord- und Raubgeschichten, die sie in den letzten Wochen gehört, wachten auf. Es kann doch sein, daß jetzt zwei Männer kommen, du kannst dich nicht wehren, sie werden dich begraben, da im finstern Wald, und fahren mit dem Gefährte davon, und vor dir ist dein Mann und hinter dir dein Kind, und

Niemand weiß, was aus dir geworden, die Pferde können nicht reden und Zeugniß geben .... Die Hecken am Wege, die jungen Tannen, die Steinhaufen, die Felsen, die Sägklötze, überall war's, als ob da was kauere und herauskrieche. Es zeigte sich oft und oft, daß die

Furcht unnöthig gewesen, die Hecke war Hecke, der Steinhaufen nichts als Steinhaufen, aber die Furcht und das Bangen lief immer voraus und wartete an dieser und jener Stelle. Afra fürchtete sich eigentlich mehr vor ihrer Furcht, denn wenn in der That Räuber gekommen wären, sie hätte sich gewiß tapfer gehalten. Es knallt eine Peitsche lustig die Straße herauf: „Gottlob! Es kommt doch ein Fuhrwerk,

die Straße ist nicht so menschenleer." Vor lauter Freude und Bangen wäre Afra beinahe in das begegnende Fuhrwerk hineingefahren; aber die Pferde hatten selber Verstand und wichen noch geschickt aus, nur gingen die Hinterräder über einen Haufen zerkleinerter Steine; Afra war in der Gefahr, zu stürzen, aber sie hielt noch fest und schrie nicht einmal in der Angst; das Fuhrwerk war wieder flott und fuhr nun lustig auf der Straße dahin. Jetzt ist das Aergste überwunden, nun geht's beständig an Häusern vorbei, denn die Dörfer liegen hier meilenweit zerstreut aus einander.

So lang es Nacht war, blieb Afra nun voll frohen Muthes; als es aber tagte, überfiel sie ein Bangen vor den Blicken der Menschen: auf der Straße und in den Dörfern, so als Frau allein, es ist schlimm; ihr Stolz ist nicht gewohnt, bespöttelt zu werden, auch wenn man nicht weiß, wer sie ist. Glücklicherweise sah sie bei einer Anhöhe ein einsames altes Männchen mit einem leeren Sack über der Schulter an seinem langen Stocke die Straße dahinwandern. Sie nahm sich schon von ferne vor, das Männchen mitfahren zu lassen, und willkommener war der Hypotheker lange keinem Menschen gewesen, als jetzt der Frau Afra. Er saß bald wohlgemuth bei ihr auf dem Wagen und erzählte, daß er jetzt zu Verwandten wolle, die im letzten Dorfe vor der Kreisstadt wohnten, um sich dort für den Winter etwas zu holen. Afra kehrte unterwegs ein und saß bei dem Hypotheker und bewirthete ihn, als wäre er ihr nächster Angehöriger.

IV.

Es war noch nicht Mittag, als Afra in der Kreisstadt ankam. Sie kehrte im ‚Wilden Mann' ein und war glücklich, daß die Wirthin sie zuerst begrüßte; vor einer Frau schämte sie sich weniger, so allein daher zu kommen. Sie fragte nach ihrem Mann und erhielt zur Antwort, daß er noch in der Gerichtssitzung sei, heute sei die letzte. Sie ging nun ebenfalls nach dem Schwurgerichte, wo man sie auf die Gallerie der Zuhörer wies. Eben als sie eintrat, sprach der Präsident: „Ich erkläre hiemit die Sitzung des Schwurgerichtshofes für geschlossen. Meine Herren Geschworenen! Nun habe ich noch ein Wort an Sie." Die Geschworenen erhoben sich geräuschvoll, die Frau sah ihren Mann in der vordersten Reihe, aber er schaute nicht nach ihr um; seine Wangen waren geröthet, seine Augen glänzten, aber sie waren nach dem Präsidenten gerichtet, der jetzt fortfuhr: „Sie haben Ihre schwere Pflicht mit Treue und eifriger Hingebung erfüllt; Ihr Gewissen wird Ihnen danken, aber ich danke Ihnen im Namen der Staatsgesellschaft, im Namen der Gerechtigkeit. Nur der Staat ist der Freiheit und Gerechtigkeit würdig, dessen Bürger sich mit edlem Eifer ihren Obliegenheiten hingeben; Sie Alle haben das gethan, Dank, gerechter Dank Ihnen! Einen besondern Dank

aber muß ich aussprechen unserm braven, rechtschaffenen Obmann Martin Sprösser." Ein Gemurmel der Beistimmung erhob sich unter den Zuhörern; Afra richtete sich unwillkürlich auf, und jetzt traf sie ein Blick ihres Mannes. Er schien seinem Blicke, der sie erkannte, nicht zu trauen, denn er rieb sich die Augen, schaute flüchtig noch einmal um, gab aber kein Zeichen des Erkennens; dann wendete er sich wieder dem Präsidenten zu, der mit den Worten schloß: „Glücklich der Staat, die Menschengemeinschaft, die tapfere, hingebende Bürger hat. Die Bürgertugend ist der schönste Ehrenschmuck und die festeste Stütze des Lebens. Möge sie unserm deutschen Vaterlande immerdar verbleiben."

Alle erhoben sich, und die Frau sah sich von dem Gedränge auf die Straße hinaus versetzt und wußte nicht, wie ihr geschehen war. „Wenn nur mein Vater auch dagewesen wäre," sagte sie vor sich hin.

„Du bist hier, Afra? Bist du's wirklich?" redete sie von hinten eine Stimme an. Es war ihr Vater, der vor ihr stand.

„Seid Ihr auch oben gewesen?" fragte sie.

„Ja, es hat mir rechtschaffen wohlgethan. Du hast mich am Sonntag doch etwas bekehrt. Ich habe selber sehen wollen, wie's dein Mann treibt, und es reut mich nicht, daß ich den Tag dran gegeben habe. Das ist's werth. Wo ist denn dein Mann?"

„Ich hab' ihn noch nicht gesehen."

„Die Geschworenen haben einen andern Ausgang; er ist wohl schon im Wirthshaus."

Vater und Tochter gingen mit einander, und der Vater neckte sie wegen ihrer Verliebtheit. Afra schaute immer zu Boden, denn sie glaubte, die ganze Welt müsse ihr ansehen, daß sie sich vor Glückseligkeit gar nicht zu helfen wisse.

Im ‚Wilden Mann' war großes Gedränge in der vordern Stube wie in der Herrenstube, aber Martin war nirgends zu sehen; da kam die Wirthin auf Afra zu und sagte: „Euer Mann ist in meiner Stube daneben; ich hab' ihm gesagt, er soll da auf Euch warten. Habt Ihr etwas mit ihm gehabt? Er war so erschrocken, wie ich ihm berichte, daß Ihr allein angekommen seid."

„O Gott bewahre!" sagte Afra; alles Blut trat ihr nach dem

Herzen zurück, und in dieser Minute büßte sie schwer die Härte, die sie beim Abschied geübt hatte.

Afra ging in die Kammer, Martin war nicht da. Sie kam sich selbst wie verloren vor. Was ist denn das? Hatte sie die Wir-

thun zum Narren gehabt? Der Vater war ihr unversehens von der Seite verschwunden. Was sollte sie jetzt thun unter den vielen fremden Menschen? Und ihr Herz war so voll, so übervoll. Sie streckte die Hand aus und Niemand faßte sie . . .

Ein Knecht des Vaters sagte ihr, daß dieser im Stall bei seinen Pferden sei. „Und Euer Mann ist auch unten," setzte er hinzu.

Afra ging nach dem Stall; sie hörte Vater und Mann über die Pferde sprechen, der Vater wollte Martin ein schöneres Gespann Rappen in den Tausch geben, und es klang fast wie Lob, als er sagte: „Ein Mann wie du muß ein schöneres Gespann haben." — Afra streckte ihrem Manne die Hand entgegen, er gab sie zögernd.

„Wie bist du denn dahergekommen? Hast du denn keinen Knecht bei dir?" fragte Martin.

„Ich bin allein gefahren."

„So?"

Das war Alles, was Martin darauf erwiderte, und Afra schossen die Thränen in die Augen.

Der Vater drängte indeß, daß man sich zu Tisch begebe. Afra schluckte die Thränen hinab und redete auch weiter kein Wort. Bei Tische wurde sie mehrmals bald roth, bald blaß, da man allerseits lobte, daß sie und ihr Vater Martin abholten: da sähe man, was rechtschaffene, ehrenhafte Leute seien; während Andere darüber schelten, daß man Zeit und Geld verliere, wenn man Geschworener sein müsse, seien das noch Leute, die auf rechte Ehre was halten. Afra gab der Kellnerin die Speisen, die sie auf den Teller genommen hatte, wieder zurück, und auch das Lob, das ihr geboten wurde, konnte sie nicht genießen. Ihr Vater aber nahm das Lob als verdienten Lohn hin und sagte, sich behaglich einschenkend: Dafür habe man's ja, Gottlob. Dafür müsse man Gott danken, daß man so gut gestellt sei, um Arbeitstage und Kosten für das gemeine Beste aufzuwenden. — Afra schaute ihren Vater groß an, aber er sprach so treuherzig und fest, daß ihm diese Rede in der That aus der Seele zu kommen schien. Er stieß mit seiner Tochter an und sagte: „Dein Obmann soll leben!" Weder Afra noch Martin war indeß wohl bei dem guten Essen, noch bei dem Lob. Jetzt kam es noch viel schärfer, denn der Präsident, der mit an der Tafel saß, erhob sich, klingelte

an das Glas und sprach: „Ihr Männer, ich freue mich, daß ich das Lob, das Euch gebührt, nun auch theilen kann. Nur der Mann ist fähig, mit freiem, vollem Herzen sich den Pflichten des Vaterlandes hinzugeben, der eine Frau zur Seite hat, die sich mitfreut über sein

gemeinnütziges Wirken, die treu und haushälterisch das Heimwesen in Stand hält, derweil der Mann draußen im Feldzug ist. Ja, es war ein Feldzug, den wir mit einander erlebt, ein Feldzug gegen Uebelthat und Verbrechen. Wir haben mit dem Schwerte der Gerechtigkeit gekämpft, und dabei hat sich manche gute Kameradschaft ausgebildet. Diese Entfernung vom täglichen Beruf, dieses Leben

in der Fremde für die Heimat, hat Manchen inne werden lassen, daß er neben dem Berufe für das Haus auch einen schönen hat für die Welt, und Mancher hat einen Freund gewonnen, von dem er früher gar nicht gewußt, daß er auf der Welt ist. Wir haben uns einander erkannt, als Bürger ein und desselben Vaterlandes, als Bürgen seiner Freiheit und seines Rechtes. Heil dem Manne, der draußen wirkt für das gemeine Beste; zwiefach Heil Dem, der bei der Heimkehr ein Herz findet, das mit ihm eins ist in Rechtschaffenheit. Wir haben die Freude, eine stattliche schöne Vertreterin der in den Frauen waltenden Bürgertugend unter uns zu begrüßen. Erhebet Euere Gläser! Wir trinken auf das Wohl der stattlichen Frau Martin Sprösser und auf das Wohl aller der Frauen daheim, die ihre Männer bei der Heimkehr von ihrem Berufe für das allgemeine Beste mit Ehre und Herzlichkeit begrüßen. Frau Martin Sprösser und alle ihres Gleichen leben hoch!"

Afra meinte, die Decke müsse über ihr zusammensinken, als das laute „Hoch" erschallte. Martin schaute verwundert drein. So schön hatte seine Frau noch nie ausgesehen. Die Bauern kamen und stießen mit ihr an und sagten, es thäte ihnen leid, daß ihre Frauen nicht auch hätten abkommen können; sie wollten ihnen aber von der Sprösserbäuerin erzählen. — Der Inspektor, der mit Afra anstieß, sagte zu Martin, wenn er noch einige Stunden warten wolle, so möchte er mitfahren bis zur nächsten Amtsstadt, wo er Geschäfte zu verrichten habe. Afra winkte, er solle verneinen, und Martin erklärte, daß er jetzt schon abreisen müsse.

Auch der Präsident war zu Afra gekommen, und der Vater hatte ihm seinen Stuhl eingeräumt und sich still davongemacht. Der Präsident versprach, Martin und seine Frau einmal in Wellendingen aufzusuchen. Er fragte, ob sie auch schon Kinder hätten, und Afra hatte das Glück, Martin mitzutheilen, daß ihr Knabe gestern zum Erstenmal ganz allein vom Tisch bis zur Ofenbank gelaufen sei; daß er auch zum Erstenmal Vater gesagt, erzählte sie nicht; sie schämte sich der Gedanken, die sie dabei gehabt.

Als sich der Sturm gelegt hatte, drängte Afra aufs Neue, daß man sich bald aufmache, um wieder heimzukehren.

„Willst du wieder die Zügel führen?" fragte Martin leise.

„Wie kannst du nur so was denken? Ich bin froh, daß du sie wieder fest in der Hand hast. Mir hat immer das Herz gezittert."

Und als Martin mit seiner Frau auf dem Wagen saß, schauten Alle zu den Fenstern heraus und riefen: „Glück auf den Weg!" — Der Zimmergenosse, der Waldbauer, aber stand am Wagen und sagte: „Du hast schöne, stolze Pferde. Wenn du einmal ein neues Gespann brauchst, denk' an mich, ich habe auch und gebe sie dir zu gerechtem Preis, auf Treu' und Glauben eines Geschworenen."

Martin reichte ihm nochmals die Hand, nickte fröhlich zu den Grüßenden an den Fenstern zurück, schwang die Peitsche, und fort ging es zur Stadt hinaus. Sie fuhren eine geraume Weile, ohne etwas mit einander zu reden. Afra schaute immer vor sich nieder. Endlich steckte Martin die Peitsche neben sich und begann: „Jetzt sag', warum hast du das gethan? Warum bist du allein daher gefahren? Es hätte dir ja können ein Unglück passiren, und du hättest den Spott noch dazu gehabt."

„Ich habe es dir zu lieb gethan."

„Mir zu lieb? Du hast mich ja mit Kummer in der Seele davonziehen lassen, und Tag für Tag habe ich gehofft, daß du mir schreiben wirst, und du hast nichts gethan, bis ich mir ein Herz gefaßt und dir geschrieben habe; denn es ist eine Sünde und eine Schande obendrein, daß zwei Menschen wie wir, die so glücklich auf der Welt sein können, nur eine verbitterte Minute haben."

„Ja, das ist es," sagte die Frau. „Darum bin ich auch allein gekommen, es sollte kein Knecht dabei sein, wir Beide ganz allein, und ich habe es nicht erwarten können, bis ich dir um den Hals fallen und sagen kann: Ja, du hast Recht, und ich bin einfältig und du thust das Gescheite und Rechte. Heute, wie ich das Alles gesehen habe, da ist es mir gewesen, wie wenn du noch einmal confirmirt würdest."

„Confirmirt?"

„Ja, ein Mann, der ein Ehrenamt hat und ihm vor aller Welt rechtschaffen vorsteht, der wird als Mann confirmirt. So kommt mir's vor."

„Das ist ein braves Wort, das läßt sich hören. Aber weißt du, was mir jetzt das Liebste wäre?"

„Was?"

„Wenn ich nicht Obmann und nicht gelobt worden wäre. Ich fürchte, es ist die Eitelkeit allein, die dich bekehrt hat."

Die Frau wehrte ab, er solle das nicht denken, aber Martin fuhr fort:

„Ich wäre lieber da beim Gericht wie beim Militär nichts als ein gemeiner Soldat gewesen, ohne alle Auszeichnung. Wenn nur Jeder seinen Posten gut ausfüllt, dann ist Alles gut. Schau, Afra, ich bin jetzt gelobt und ausgezeichnet worden; es kann aber auch einmal kommen, daß ich so vorgehen muß, daß mir Niemand Dank sagt, ja noch mehr, daß ich, statt gelobt, geschimpft werde. Wie wird's dann bei dir sein?"

„Dann stehst du bei mir in hohen Ehren, in Allem was du thust. Du willst nur, was gut und rechtschaffen ist. Du sollst dein Leben lang nicht mehr hören, daß ich dir in diese Sachen dreinrede. Und jetzt bist du gut, und Alles ist gut, und red' nichts mehr."

Martin hielt die Pferde an, schaute sich um und um, dann umhalste er seine Frau.

„Wie wir von der Hochzeit heimgefahren sind, war ich nicht glückseliger als jetzt," sagte die Frau wieder. Und obgleich es eben zu schneien begann, war es den Beiden, als führen sie durch den hellen, sonnigen Frühling dahin.

Als man in Obernstadt ankam, sagte die Frau: „Ich bin froh, daß wir hier einkehren und füttern. Ich muß dir sagen, ich habe gräßlichen Hunger. Ich hab' heut Mittag keinen Bissen essen können, so schwer ist mir's gewesen, weil du immer so nebenaus gesehen und gesprochen hast."

Im Erker in der Post saß der Sprösser-Martin und seine Frau, und sie aßen und tranken mit einander und lachten einander zu, wie wenn sie zum Erstenmal so beisammen und wie wenn sie allein auf der Welt wären. Und doch war Lärm und Gedränge genug um sie her, der Boden über ihnen schwankte und Musik schallte drein. Der alte pfiffige Postmeister trat zu den Beiden in die Erkerstube und sagte: das freue ihn, daß sie auch zur Hochzeit seiner Tochter kämen; ob sie denn nicht den Tanz mit ansehen oder

selbst mittanzen wollten, sie thäten ja mit einander wie verliebte junge Leute.

„Mein Mann ist Geschworener gewesen," sagte die Frau.

„Hab's gehört, und Obmann dazu. Wenn wir zum nächsten

Landtag einen Abgeordneten wählen, bringe ich Euch in Vorschlag, Sprösser."

„Da muß ich danken. In zehn Jahren wollen wir davon reden, jetzt bin ich noch zu jung. Und Ihr habt Recht, jetzt will ich noch tanzen. Willst du mit mir tanzen, Afra?"

„Ja, komm'," sagte die Frau, und die Beiden gingen mit einander auf den Tanzboden und tanzten so fröhlich, daß die anderen Paare still hielten und ihnen zuschauten.

„Ich meine, ich hätte mein Leben lang noch gar nicht getanzt, so schön ist's," sagte die Frau.

„Jetzt ist's aber genug," sagte Martin. „Jetzt will ich heim, ich habe Verlangen, unsern Buben zu sehen."

Es war eine fröhliche Heimfahrt, und Martin und seiner Frau klang es noch auf dem Wege wie Musik in den Ohren. Aber die schönste Musik war es doch, als Martin daheim zum Erstenmal hörte, wie sein Kind rief: „Vater!"

Der erste Schulgang.

Aus den Denkwürdigkeiten
eines
deutschen Familienvaters.

Es gilt im Staate nicht mehr, daß die Beamten allein wissen und zu bestimmen haben, wie die öffentlichen Angelegenheiten geordnet werden müssen; ebenso sollte es auch in der Schule sein. Die Eltern sollten weit mehr als bisher ihre Erfahrungen und Wünsche zur Geltung bringen.

Nur dann kann die so nothwendige Zusammenwirkung von Schule und Haus zur Wahrheit werden.

Ich will einen Anfang machen, und zwar indem ich ganz von vorn anfange.

Auf den Rath unseres Freundes, des Gymnasial-Directors Gräser hier, hatte ich meinen ältesten Sohn Richard noch nicht in die Schule gegeben, trotzdem er bereits vor Ostern das sechste Jahr zurückgelegt hatte. Ich ließ das Füllen noch den Sommer über sich die Knochen im Freien auslaufen, und ehrlich gestanden, ich hätte den Schulbesuch gern noch weiter hinausgeschoben; denn von dem Tage an, wo der Junge in die Schule geht, gehört er nicht mehr uns allein an. Meine Frau aber klagte stets, daß sie den Knaben nicht mehr zu beschäftigen wisse. So brachte ich ihn denn im Herbste nach der Schule. Ich meine, man sollte ein Kind immer nur im

Herbste der Schule übergeben; da macht die Natur ihr großes Haus zu, und da wird es dem Kinde nicht gar zu bang in der engen Schulstube.

Seit vielen Tagen träumte und sprach der kleine Richard von nichts Anderm, als daß er nun auch in die Schule gehen dürfe. Es erschien ihm als höchster Festgenuß und höchste Ehre zugleich.

Wir Erwachsenen mögen uns noch so getreu in die Seele eines Kindes hineinversetzen, wir verstehen sie doch nie ganz. Wir müssen uns Alles klar denken und vorstellen, und das ist eben die Haupteigenschaft des Kindes, daß es sich die Sachen nicht klar denkt, sondern ins Blaue hinein sich freut und betrübt. Mir ist nichts mehr zuwider, als wenn Eltern den Kindern Alles vor der Zeit klar machen wollen. Laßt sie selber versuchen, sich die Nüsse aufzuknacken! Das thut viel besser.

Die Schule, in die ich Richard gab, war eine Privatanstalt. Zum ausgeschriebenen Tage ging ich mit Richard nach dem Zimmer des Directors. Viele Männer und Frauen mit ihren Kindern waren hier bereits versammelt. Es herrschte ein eigenthümlicher Zug von Gemeinsamkeit, und doch fand das keinen Ausdruck: Jeder stand oder saß mit seinem Kinde allein, und es gab nur ein heimliches Flüstern. Endlich kam der Director, wir begrüßten ihn Alle.

Wenn unsere Maler nicht immer alte Trachten und längst bekannte Vorgänge liebten, solch ein Bild, wie die Eltern der neuen Zeit ihre Kinder im Tempel des Wissens vorstellen, wäre gewiß eine anmuthende Aufgabe.

Ein Kind nach dem andern wurde nun zu dem Director gebracht, der ihm Name, Geburtstag und Confession abfragte und diese Angaben in ein großes Buch eintrug.

So ist nun das Kind wissentlich gebucht.

Es zeigt sich, daß sehr viele Eltern — zumal in der Stadt — ihre Kinder gern vor Eintritt des schulpflichtigen Alters in die Schule geben.

Die Kinder und die Eltern blieben einander fremd, Jedes ging für sich davon.

Richard war es von der Procedur heiß geworden; er verlangte von dem Brunnen im Hofe zu trinken. Er trank zum Erstenmal

aus dem Becher, der da an einer Kette herabhängt. Mir erschien das wie eine von selbst sich ergebende sinnbildliche Handlung.

Diese erste Darstellung war offenbar ohne Eindruck auf das Kind vorübergegangen — sie war leer, wie sie vielleicht nicht anders sein kann.

Von diesem Tage an trug nun Richard den ganzen Tag seine Schiefertafel und seine Fibel mit sich herum, und ich mußte ihm auch ein Ränzchen kaufen; denn er wollte ein vollkommener Schuljunge sein.

Am Tage des Schulanfangs war er schon in aller Frühe wach, und lange bevor es Zeit war, wollte er, daß ich mit ihm nach der Schule gehe. Endlich war es Zeit. „Großmutter! Nun geht's auf die Wanderschaft," rief Richard meiner Mutter zu, die damals noch rüstig bei uns lebte. Sie nickte und half ihm sein Ränzchen auf den Rücken nehmen und sagte noch in ihrer stillen und sinnigen Weise, mit der sie Alles zu heiligen verstand: „Mein Kind, von nun an hört das Lastentragen nicht mehr auf. Ich wünsche nur, daß du durch dein ganzes Leben alle Lasten so freudig auf dich nehmen und so leicht tragen mögest, wie diese."

Meine Frau begleitete uns bis vor das Haus und sah uns noch lange nach. Sie sprach kein Wort; sie fuhr dem Richard nur einmal mit der Hand über das Gesicht, aber wie um das schnell zu verbergen, zupfte sie ihm die Halskrause zurecht.

Ich darf sagen, daß ich nicht zu den Weichherzigen gehöre. Das Leben hat mich hart geschult. Aber es war mir doch seltsam zu Muthe, als ich nun so mein Kind an der Hand führte. Diese Hand ist so warm und weich, dieses Wesen so lenksam, wenn es auch starken Eigenwillen hat; nun gebe ich diese Hand und dieses mein eignes Leben in fremde Hände. Das Kind ist fortan nicht mehr mein eigen allein.

Der Knabe mochte spüren, was ich dachte; denn er drückte mir mehrmals die Hand, aber ich ließ mir nichts merken.

„Hat dich dein Vater auch zum Erstenmal in die Schule geführt?" fragte er. Ich konnte das leider nicht bejahen. So wohl bedacht auch mein Vater war, daß wir Alles lernen und recht fleißig sein sollten; er kam doch nicht dazu, sich näher um uns zu kümmern.

Er ließ sich, wie so viele Väter, eines der schönsten Feste — denn so möchte ich es nennen — eines der rührendsten Lebensbegegnisse entgehen.

Der Schuldirector sagte mir auch heute, daß nur wenig Väter ihre Kinder selbst zur Schule bringen; meist wird es einem Nachbarkinde übergeben, oder die Mutter bringt es und macht dem armen Kinde noch das Herz weich mit Besorgnissen und Klagen, oder sie will es recht gut machen und sagt dem Kinde: „Nun geht's strenger her; nun wirst du gebändigt und gezüchtigt, wie ich's nicht mehr konnte."

Abgesehen davon, welche tiefe Erinnerung man damit in die Kindesseele pflanzt, sollte es doch jedem Vater als Nothwendigkeit erscheinen, gleichsam durch eine feierliche Handlung sein Kind aus der väterlichen Gewalt zu entlassen und es nun in die gemeinsame von Lehrern und Eltern zu überliefern.

Wir kamen an dem Garten vorüber, wo die Trauerweide ihre Zweige über die Mauer hängt. „Der Baum regnet Blätter," hatte Richard einmal gesagt, als er den Baum zum Erstenmal genau beobachtete. Der Pfau stand auf der Mauer; es war derselbe Vogel, bei dem Richard, als er ihn zum Erstenmale mit dem zusammengelegten schwanken Schweife gehen sah, ausgerufen hatte: „Fischvogel!" So als Fisch und Vogel zugleich war ihm der Pfau erschienen.

Ich bin sonst kein Freund davon, die ausgefallenen Kinderzähne aufzubewahren oder, was eben so viel ist, die eigenthümlichen Aussprüche der Kinder wieder und wieder zu erzählen. Jetzt aber mußte ich doch daran denken; denn jetzt ist's vorbei mit den ganz eigenthümlichen Anschauungen, jetzt wird dem Kinde fremdes Wissen eingepfropft, fremde Anschauung gegeben. Man bekommt, wenn man so sagen kann, durch den Unterricht Brillen aufgesetzt; man sieht damit freilich schärfer und sieht Dinge, die man sonst gar nicht beachtet, aber das freie Auge, wie es die Natur gegeben, sieht nicht mehr allein. Eine Weile wird deine ganze Seele mit Ueberkommenem zugedeckt, und du weißt nicht mehr, was du aus dir selbst denkst und siehst; es wird dir gewissermaßen deine angeborne Natur verschüttet, und wenn du ein Mensch für dich werden sollst, mußt du wieder durchbrechen.

Die ganze Aufgabe des Lebens ist, daß man jenseits des Unterrichts, ausgestattet mit Kenntnissen, die die Vorwelt uns errungen, wiederum aus seiner eigenen Natur heraus selbst sehe, selbst denke, selbst empfinde, und keine herkömmliche, überlieferte und eingelernte Anschauung für die eigene halte. Nur wer das erringt, daß er wieder zu sich selbst kommt, sich selbst gewinnt, der allein ist ein freier Mensch.

Es begegneten uns viele Kinder, die ebenfalls zur Schule gingen. Sie sahen den Neuling verwundert an, und dieser machte große Augen, indem er sie betrachtete.

Der Director empfing uns freundlich, reichte dem Knaben die Hand und zeigte ihm die Stelle, wo er seinen Schulranzen bei den übrigen aufhängen sollte. Er erklärte dabei — gewiß in wohlwollender Weise — daß Richard sich noch nicht mit einem Ranzen zu schleppen brauche; das sei noch nicht nöthig. Dem Jungen that das offenbar weh; er wurde damit gewissermaßen degradirt; er war noch kein echter und vollkommener Schuljunge.

„Dort spielen die Kinder im Garten! Lauf', spiele mit ihnen!" sagte der Director und rief einem Trupp Knaben zu, der sich lärmend tummelte: „Da kommt ein Neuer; laßt den auch mitspielen!"

Richard sprang unter den Trupp hinein, blieb aber plötzlich stehen, preßte den Finger an den Mund, als müßte er ein Weinen und Schreien zurückhalten, und schaute nach uns um. Nun rief der Director statt den ganzen Trupp einen Einzelnen an und befahl ihm, den Neuling an der Hand zu nehmen. Das war besser. Richard rannte bald mit den Jungen hin und her und dachte wohl bald an nichts mehr, weder an mich, noch an den Lehrer, noch an seinen Schulranzen.

Ich schilderte indeß dem Director die Eigenthümlichkeiten des Kindes. Ich sprach viel von seinen Fehlern, um nicht parteiisch zu erscheinen; aber ich glaube, ich war doch nicht unparteiisch. Welcher Vater ist es nicht, zumal in solcher Stunde?

Der Mann hörte mir aufmerksam zu und sagte, er hoffe Charaktereigenschaften und Fähigkeiten des Knaben bald selbst kennen zu lernen. Die erste Zeit sei weniger zum Lernen als zur Beobachtung da und um den Knaben an Ordnung und Gemeinsamkeit zu gewöhnen.

Es sei nur zu wünschen, daß ich öfter zu dem Knaben käme und nach ihm schaue, überhaupt eine beständige Beziehung zwischen Schule und Haus erhalten werde, um die edeln Eigenschaften des Kindes zu stärken und die Mängel auszugleichen.

Der Mann sprach verständig, allerdings auch etwas handwerksmäßig; denn das läßt sich einmal nicht ändern: ein Beruf, in dem man beständig steht, eine Sache, die man hundert und aber hundert Mal wiederholen muß, bekommt etwas von der Litanei.

Alle Knaben, die an dem Director vorübergingen, grüßten und gaben ihm die Hand; die Frau Directorin war auch gekommen, auch sie wurde freundlich begrüßt. Widerwärtig aber war mir's, daß der Herr Director und Frau sich von den Kindern Onkel und Tante nennen ließen. Das ist eine gemachte und darum unschöne Gemüthlichkeit. Es ist nicht gut, irgend ein Verhältniß mit einem erborgten Namen zu benennen. Der Lehrer ist Lehrer und nicht Onkel; das Kind muß ihn als Lehrer achten und lieben lernen, es bedarf dazu keiner Onkelsmaske.

Ich konnte mich nicht enthalten, diese meine Ansicht auszusprechen. Die Mienen des Directors verfinsterten sich; denn so sind die Menschen! Sie wollen, daß man gemeinsam wirke; das ist aber nicht möglich, wenn man nicht auf einander wirkt, wenn man sich nicht gegenseitig Irrthümer berichtigt.

Der Director gab mir kurzen Bescheid, daß diese Sache sich einmal so eingewöhnt und zweckmäßig erwiesen habe.

Ich verfolgte meine Einsprache nicht weiter; aber da stand ich sofort an einem jener schweren Punkte, die man nur mühsam überwinden lernt. Man möchte gern seinem Kinde den Lebensweg einfach und gerade machen; man möchte Unnöthiges, Störendes, Verwirrendes abhalten; aber bald muß man sich sagen: Du mußt es nun auch gehen lassen, wie einmal der Lauf der Dinge ist. Das Kind wird an manchen Haken und Irrthümern sich verfangen und sie am Ende auch von selbst überwinden lernen müssen.

Wir gingen in die Schulstube, wo Richard bereits auf der Bank saß. Ich glaubte, der Director würde irgend eine Ansprache, kurz, mit wenig Worten, an die bereits vorhandenen Schüler richten und ihnen den Neuling so einordnen. Eine ganz kurze feierliche Hand-

lung, so einfach als nur denkbar, etwa das Schließen einer Kette mit Gesang, wäre gewiß hier angemessen. Ich dachte schon darauf, dann auch ein Wort an die Kinder zu richten: es kam aber nichts Derartiges vor. Ich sagte nun zu den Kindern: „Haltet brav zusammen! Seid fleißig und gehorsam, und du, Richard, sei tapfer!"

Ich fürchtete, wie gesagt, das Kind zu erweichen und gab ihm nicht noch einmal die Hand. Ich ging davon; aber auf dem Wege mußte ich oftmals umschauen, es war mir immer, als ob ich den Knaben weinend und schreiend mir nachrennen hörte. Es war aber nichts; es waren nur meine eigenen Gedanken, die sich mir so in Bilder und Töne verwandelten.

Es ist gut, daß dem Kinde die Vorstellungen nicht klar sind, und daß es sich nicht deutlich machen kann, was in dem kleinen Herzen vorgeht.

Der Knabe hatte gewiß ein tiefes Heimweh, als ich ihn verlassen hatte; aber das ist das Glück der Jugendzeit, daß man sich da bald an neuen Gegenständen zerstreut und sein selbst vergißt.

Ich ging noch lange tiefbewegten Herzens auf unserm Stadtwall umher; es war mir fast wie damals, als ich zum Erstenmal, nachdem mir mein Sohn geboren war, unter den freien Himmel und unter die Menschen kam. Ich selbst war ein anderer Mensch geworden, und ich meinte, die ganze Welt müsse mir's an den Augen absehen.

Von heute an war mein Kind nicht mehr mein eigen allein; fremde Menschen, Lehrer und Kameraden wirken auf dasselbe ein. Das muß so sein, und es ist gut, daß es so sein muß. Jeder Mensch ist nicht blos das Produkt einer einzigen Familie; die ganze Welt, alle Stände, wobei die Dienstboten eine Hauptrolle spielen, wirken auf die Entwickelung jeder Seele ein. Wir können und sollen eine Menschenseele nicht allein in der Hand haben und sie nach unserm besondern Sinne modeln. Das Menschenkind gehört der Menschheit, es gehört der ganzen Welt an!

Ich glaube, daß meine Arbeit an diesem Morgen nicht viel nütze war. Meine Frau hätte gern am Mittag den Richard aus der Schule abgeholt. Aber ich sagte ihr, es ist besser, wenn man ihn allein gehen läßt und ihm den ersten Tag seiner Selbständigkeit

nicht durchkreuzt; daß wir uns überhaupt gefaßt halten, ihn möglichst seinen Weg allein gehen zu lassen. Kommt er dann auch einmal mit einer Beule nach Haus, weil er sich mit einem Schulkameraden gerauft hat, — das schadet nichts; es macht ihn fest und sicher und gewöhnt ihn an Selbstführung und Selbstvertheidigung.

Am Mittag kam Richard wie aus der Fremde nach Haus. Er hätte es gerne gesehen, wenn man ihn mit irgend einer Ausrede von der Nachmittagsschule zurückgehalten hätte. Aber Niemand von uns sagte ein Wort, und mit dem Glockenschlag ging er seinen ersten pflichtmäßigen Gang.

Ich hoffe, er bleibt für alle Zeit auf dem Wege der Pflicht.

ie Friedenseiche.

Aus den Aufzeichnungen eines Reichstagsabgeordneten.

(1880.)

Das war eine frohmuthige, das ganze Leben neu erhebende und beglückende Stimmung, damals nach Aufrichtung des Deutschen Reiches. Wir hatten die Einheit errungen und die Freiheit mußte uns werden; denn das mußte doch von allen Seiten anerkannt werden: es waren die nach Freiheit strebenden Geister, die trotz aller Plagen und Quälereien, trotz Kerker und Verbannung den Gedanken der deutschen Einheit in der Seele des deutschen Volkes immer neu erweckten und unentwegt festhielten.

Ich war von dem Landesausschuß, der sich gebildet hatte, dazu bestimmt, in dem Wahlbezirk, wo ich von früher her bekannt war, mich um die Stelle eines Reichstagsabgeordneten zu bewerben. Ein treuer Genosse begleitete mich von der Hauptstadt aus, und von Ort zu Ort schloß sich mir ein Angesessener an, der mich meinen Wählern vorzustellen hatte.

Es ist kein Kleines, Tag für Tag, ja oft an einem Tage mehrmals, vor einer fremden Versammlung darzulegen, was man seit lange wohlbedacht still in der Seele gehegt.

Ich hatte das Gefühl, daß ich da und dort nicht ohne Wirkung ausgesprochen hatte, was ich für das Vaterland empfinde und wünsche. Damals, in der ersten Zeit, da das allgemeine Stimmrecht eingeführt wurde, glaubten wir uns im Besitz des höchsten Rechts, um die Wege zu einer gesunden Freiheit zu schaffen. Ich bin noch heute der Ansicht, trotz bitterer Erfahrungen. Ein Volk, welches das allgemeine Stimmrecht hat, hat auch nicht das entfernteste Recht zu gewaltsamer Umgestaltung seines öffentlichen Lebens. Die Zeit der Revolutionen ist vorbei.

Zwei große Dörfer in dem einsamen Waldthale mußten noch gewonnen werden. Jeder sagte, dort wohne eine verwegene und zu Gewaltsamkeiten geneigte Einwohnerschaft. Es waren nicht geschlossene Dörfer, sondern weithin auf vereinzelten einsamen Gehöften wohnten die Waldbauern; Niemand hatte Einfluß auf sie, auch nicht die Geistlichen. Es wurde nun beschlossen, daß ich es versuchen sollte, am nächsten Sonntag die Wähler da drüben zu sammeln und für mich zu gewinnen.

Es war ein heißer Samstagabend, als ich mit dem alten Freunde und einem neu gewonnenen nach dem abgelegenen Walddorf wanderte.

Der alte Freund sagte mir, wenn er einen Mann im Felde arbeiten, wenn er einen Fuhrmann neben dem Fuhrwerk hergehen sah: „Schau, das ist einer deiner Wähler, den du vertreten sollst." Er grüßte zuvorkommend einen Jeglichen und ich grüßte gerne mit. Ich sagte mir oft: durch dich soll nun zu Wort und That kommen, was diese alle wünschen sollen, ja was sie verlangen müssen, was ihnen selber noch nicht klar ist, sondern vielleicht nur dunkel vorschwebt. Wenn ich mir das so recht ausdachte, kam es mir vor, als wäre es zwar schön, aber auch zu groß und schwierig. Ich durfte mich aber Derartigem nicht überlassen; klar und bestimmt, je nach der Fassungskraft meiner Zuhörer, mußte ich darlegen, was ihnen werden sollte und was ich für sie kundzugeben hatte. Es war auch oft ein Glücksgefühl ohnegleichen, wenn es mir gelang, in all-

gemein verständlichen und zutreffenden Worten das den Menschen zu sagen, was ihnen bis dahin nur unklar und mit Irrthümern vermischt in der Seele gelegen hatte.

Wir wanderten also über den Berg nach dem Waldthal, und als wir gegen das Dorf kamen, sahen wir die Häuser geschmückt, in den Gassen wurde gescheuert und geputzt und der Freund sagte: „Hier ist man schön vorbereitet für deine Ankunft, das ist ein festlicher Empfang.“ Ich konnte mir das nicht denken.

Wir kamen ans Wirthshaus zum rothen Löwen. Das Wirthshaus war besonders schön geschmückt und der junge Wirth begrüßte uns mit überaus fröhlicher Miene. In der Wirthsstube sagte er: „die Herren kommen wohl zu unserem Feste. Das ist schön, ja es ist herrlich, und hoffentlich bleibt das Wetter gut.“

Wir sahen einander verwundert an. Wir hörten vom Rathhause gegenüber Gesang von Männer- und Frauenstimmen, der zuweilen unterbrochen wurde; es stimmte noch nicht genau zusammen. Auf unsere Frage erklärte der Wirth: „Wir haben hier einen neuen Sängerkranz. Die Herren werden staunen, wie meisterhaft die jungen Leute singen. Mein Bruder und meine Schwester sind auch bei der Probe, darum bin ich allein. Sind die Herren vielleicht auch von einem fremden Liederkranz?“

„Ja wohl, ich bin Liedermeister,“ sagte mein Freund, ging auch bald nach dem Rathhaus und als er wieder kam, war er vom Schulmeister des Dorfes begleitet.

Der Schulmeister erzählte: „Ja, die Friedenseiche, die wir pflanzen, hat einen doppelten Sinn. Sehen Sie dort drüben den Hohlweg, dort hört unsere Gemarkung auf und beginnt die Gemarkung von Kreuzlingen; dort stehen drei steinerne Kreuze als Denkzeichen, daß hier drei Männer erschlagen wurden, zwei aus unserem Dorfe und einer aus Kreuzlingen. Niemand weiß mehr, wann und warum die Feindseligkeit zwischen den beiden Dörfern begonnen hat; aber sie erbte sich fort von einem Geschlecht zum andern. Es gab keine Lustbarkeit, wo nicht die jungen Männer aus beiden Dörfern mit einander in Raufhändel geriethen; es gab blutige Köpfe und gebrochene Arme. Das war in der sogenannten guten alten Zeit so Herkommen. Einstmals kamen die von Kreuzlingen in

unser Dorf zu einem Hochzeitstanz; es wurde Versöhnung gefeiert und dabei wacker getrunken. Die hiesigen Bursche gaben den Kreuzlingern das Geleit, und dort drunten im Hohlweg kam es wieder zu Raufhändeln und drei Männer lagen erschlagen. Es ist, wie gesagt, schon so lange, daß Niemand mehr die Namen weiß; aber das Hänseln und die Gehässigkeit erbten sich fort, und wo Kreuzlinger und Wolfenhausner zusammenkamen, gab's eben immer wieder arge Raufhändel. Noch im vorigen Jahre, als der Krieg gegen Frankreich ausbrach und die jungen Bursche aus beiden Dörfern einberufen wurden, gingen sie nicht mit einander; jetzt aber, da der Krieg so glorreich zu Ende ist, und ein Mann aus unserm Dorfe und zwei von drüben in Frankreich gefallen sind, jetzt haben wir beiden Schullehrer es dahin gebracht, daß beide Dörfer gemeinsam eine Friedenseiche pflanzen, und zwar eben dort am Rande des Hohlweges, wo die drei eingesunkenen Grabsteine stehen. Die Pfarrer haben uns beigestanden, und der gesammte Gemeinderath beider Dörfer hat in gemeinsamer Versammlung unsern Vorschlag angenommen."

So erzählte der Schulmeister. Der Abend brach herein und vergoldete die Spitzen der Berge und die hellen Gesichter der Mädchen am Brunnen, es war, als schöpften sie eitel Gold in ihre Eimer. Der Freund sagte nun dem Schulmeister, daß ich der Kandidat für den deutschen Reichstag sei. Es wurde ausgemacht, daß ich bis zu dem Feste den Dorfbewohnern unbekannt bleiben, aber draußen andern Tags das Wort ergreifen solle, das gewiß gute Aufnahme finden werde.

Am andern Morgen nach der Kirche war großer Jubel im Dorfe, mit freudigem Gesicht ging Jeder hin und her; man rief einander an und begrüßte sich, daß dem Feste so schöner Sonnenschein beschieden sei, und dazu hatte es noch in der Nacht gewittert und Alles war erfrischt. Man zog hinaus ins Freie; die Einwohnerschaft der beiden Dörfer begegnete einander am Rande des Hohlwegs; die Glocken läuteten von hüben und drüben, die Sänger der beiden Dörfer ordneten sich unter Führung der Schullehrer und nun tönte aus wohlgeübten Kehlen der Gesang: „Das ist der Tag des Herrn".

Als der Gesang vorüber war, hörte man den Lerchensang in den Lüften und ein Geistlicher nach dem andern sprach den Segen.

Die Eiche wurde aufgerichtet und in den Boden gepflanzt; jedes der Kinder von beiden Dörfern warf eine Hand voll Erde in die Grube.

Der Lehrer von Wolfenhausen rief nun mit lauter Stimme, daß der Mann, der neben ihm stehe, derjenige sei, der als Abgeordneter zum Reichstag in Vorschlag gebracht worden; er bitte ihn nun, auch ein Wort zu reden. Verwunderung und Staunen, leises Murmeln und laute Zurufe entstanden unter den Versammelten. Die Ueberraschung schien nicht gering. Ich war eine Sekunde zweifelhaft, ob es wohlgethan war, mich hier den Leuten vorzustellen; aber es war geschehen, ich faßte mich schnell.

„Deutsche Männer, Frauen und Kinder! Ich grüße euch von Herzen; ja auch die Frauen und Kinder, denn auch sie geht an, was ich von euch will und für euch soll. Ich will und ich soll das Wort für euch nehmen, wenn ihr mir eure Stimme dazu gebt, und es sind gute, schöne Stimmen unter euch; das haben wir jetzt in dem Gesange gehört. (Das ist lustig, der versteht's. — Still! Laßt ihn ausreden, hießen die Zwischenrufe und ich fuhr fort.) Ja, redet nur immer drein, unterbrecht mich, ich werde den Faden schon wieder finden und zunächst bleibe ich bei dem Gesange. Da loben die Alten und sagen gar viel von den Zeiten ihrer Jugend, wo es lustig und übermüthig herging bei Gelagen und Raufereien, bis zuletzt die Stuhlbeine lebendig wurden und auf den Köpfen tanzten. Wo ist diese Art Lustigkeit? Sie ist dahin. Sind wir aber darum trübselige Kopfhänger? Ich sehe, daß ihr Alle eure Köpfe aufrecht habt und die Freude lacht daraus. Wenn wir uns heute des Rebensaftes freuen oder auch des Gerstensaftes — und ihr habt einen guten Tropfen — da fügen sich schnell die Stimmen zu einem Lied, und Menschen, die ihre Stimmen fügen gelernt, können nicht mehr auf rohe Raufereien sinnen, die man wohl lustig nennen mag, die aber nichts weiter sind als Wildheit. Ihr Männer, ihr Jünglinge aus den verschiedenen Orten! Haltet ihr es noch möglich, daß ihr in blutigen Händeln mit einander rauft? Ich frage euch, gebt Antwort, ja, oder nein?! — (Nein, erscholl es hundertstimmig und man sah Viele, die einander umarmten und einander ans Herz drückten.) Ihr haltet treu und fest zusammen? — (Ja, erscholl es jetzt wieder hundertstimmig, ohne

daß dazu aufgefordert war.) — Ihr lieben Landesgenossen! Es gibt einen Wunderbrunnen und Millionen die daraus trinken, machen ihn nicht leer, und je mehr sich daraus laben, desto höher quillt er. Und dieser Wunderbrunnen ist das deutsche Lied und seine nie versiegende Quelle das deutsche Herz!"

Ich legte nun dar, was dem Volke noth thue und was ich vertreten wolle, dann fuhr ich fort:

„Ich rede hier zu euch nicht als Mann, der um eure Stimmen wirbt; ich sage euch nur, ich begrüße es als ein Glück, daß ich an dem Tage zu euch gekommen, da die Friedenseiche gepflanzt wird. Dieser Baum ist hier eingepflanzt und Kinderhände haben die Erde bereitet, daraus er den Saft ziehen soll zu gesundem Gedeihen. Diese Kinderhände werden bald Hände von Männern und Frauen, die thätig und treu arbeiten sollen für das tägliche Brod, und im Herzen hegen den Gedanken für das ewige Brod, das ist die Liebe, die Menschenliebe, die Liebe zum Vaterland. Diese Eiche wird manchen Sturm, verschiedenes Wetter zu erleben haben und auch Ungeziefer kann sie benagen; aber wir vertrauen, daß sie gedeihen wird in Kraft und Fülle und Gesundheit und künftigen Geschlechtern Schatten bieten und ein Wahrzeichen sein von dem, was unsere Herzen bewegt, wenn unsere Herzen längst nicht mehr klopfen. Es ist jetzt eine große, eine herrliche und fröhliche Zeit. Das deutsche Volk war lange in heißer, oft fast verzagter Brautwerbung für die Einheit und Freiheit; jetzt sind noch die Flitterwochen, die erste Zeit der glücklichen Ehe. Es wird aber auch Ungemach kommen und da gilt es, treu auszuharren, unverzagt; da heißt es, fest stehen in Treue wie dieser Baum hier im Erdengrund. O du blauer Himmel, o du grünende deutsche Erde, wir grüßen dich als einige Brüder des einigen Vaterlandes. Und nun stimmt an das Lied, das unsere kämpfenden Söhne und Brüder gesungen haben in Kampf und Noth im fremden Lande, und es soll immer neu aufleben; dann wird Wahrheit, was das Lied sagt: Lieb Vaterland kannst ruhig sein!"

Die ganze Versammlung, Männer, Frauen und Kinder, alle stimmten das Lied an, und das war ein Tag, wie ich ihn schöner nicht erlebt hatte, vielleicht so schön nie wieder erleben werde.

Der englische Angler.

(1880.)

Es ist kein Thal so weltvergessen und unwegsam, daß nicht ein Engländer sich doch dahin fände, und so sahen auch die Kinder, die Waldbeeren sammelten und Ameiseneier ausgruben, einen stattlichen Mann in Grau gekleidet, mit hohen, weit über das Knie hinaufreichenden Wasserstiefeln über Felsen klettern, durch Schluchten sich hindurchwinden und dann stundenlang still, zumal dort, wo der wilde Bergbach gurgelte und strudelte, mit seiner Angel sitzen. Der Mann sprach mit Niemand und dankte kaum einem Gruße, ja, er sah unwirsch drein, wenn man ihn grüßte; er ließ die Menschen treiben, was sie wollten, sie sollten's mit ihm auch so halten.

Wenn er gegen das Jägerhaus kam, das einsam, in halber Höhe des Waldberges, einen Büchsenschuß entfernt vom Dorfe stand, dann benützte er seltsamerweise nie den Steg, der über den Bach führt, er watete vielmehr, offenbar mit Behagen, durch den Bach. Die Hunde, die im Hofe eingesperrt waren, bellten dann laut, aber nicht in jenem Ton, der Zorn und Fremdheit ausdrückt, sondern in jener Lust, die das Verlangen mitzugehen anzeigt, und die Hunde, die draußen frei umherliefen, drängten sich an ihn und folgten ihm nach, bis ihnen der Forstwart oder einer der Waldknechte pfiff. Der Fremde schien aber nicht darauf zu achten, ob die Hunde ihm folgten oder nicht.

Es war ein trüber Tag zu Ende April, da und dort in den Schluchten lag noch Schnee, als der Fremde wieder durch den Bach watete. Er hatte einen Binsenkorb über der Schulter hängen, trug

eine schön gearbeitete, mit einem Rädchen versehene Angelruthe in der Hand, und um den grauen Hut waren Drähte geschlungen, daran künstliche Fliegen von verschiedenen Farben und Formen befestigt waren.

„Schau, da geht der stumme Engländer wieder," sagte die Försters-magd, Balbina mit Namen, zu dem jungen Töchterchen des Forstwart, mit dem sie zum Dachfenster hinausschaute. „Er ist kräftig; er hat graue Haare, aber sieht sonst gar nicht so alt aus."

Unter der Thür stand der alte Forstwart und brockelte den Hühnern, die bald zu ihm aufschauten, bald sich wieder duckten, Brod vor.

Der Fremde stand still, und zum ersten Mal nickte er dem Forstwart zu. Dieser aber schien darauf kaum zu achten; er zog die Unterlippe etwas gegen den schlohweißen Schnurrbart herauf und fütterte ungestört die Hühner weiter, indem er noch einem zurückgebliebenen Huhn, das eilig herbeieilte, zurief: gluck! gluck! gluck!

Der Fremde sprach einige Worte, es war wohl englisch. Der Forstwart verstand die Worte nicht und wollte sie auch nicht verstehen; er warf den Hühnern das noch unzerkleinerte Brod hin, ging ins Haus und schloß die Thür hinter sich. Er wollte dem Mann offenbar zeigen, daß es Lebensart gewesen wäre, bei dem Angeln in seinem Reviere ihm einen Besuch zu machen und nicht erst zu warten, bis er ihn draußen am Bach traf, wo der Engländer, als er ihn ansichtig wurde, ohne irgend einen Gruß, ja ohne einen Laut, ihm den Erlaubnißschein hinhielt, still wartete, bis der Forstwart ihn gelesen hatte, ihn zurückempfing und wieder ohne ein Wort in die Tasche steckte.

Der Engländer sah immer gleichgiltig drein, nur für die Fische hatte er ein aufmerksames Auge, und er war stumm wie die Fische. Der Forstwart war Soldat gewesen und sogar anderthalb Jahre Bursche bei seinem Hauptmann; er wußte, was Lebensart ist und wollte dem Engländer zeigen, daß er auch die Kunst verstehe, seinen Nebenmenschen zu betrachten, als ob er nicht da wäre.

Wer weiß, ob das nicht den Engländer zu anderen Gedanken brachte, denn es gibt Menschen, und besonders sagt man das den Engländern nach, welche die Zutraulichkeit für Zudringlichkeit halten

und erst Respect vor Jemand bekommen, der sich nichts um sie kümmert oder gar grob ist.

Mit der Grobheit konnte der Forstwart auch dienen; davon hatte er ein erkleckliches Erbstück von vielen Geschlechtern her.

Der Engländer ging davon, aber bei der großen Steinlinde wendete er sich plötzlich um. Hatte er gespürt, daß vom Dachfenster ihm Jemand nachschaute; er lüpfte den Hut, Balbina zog sich zurück und drunten im Hofe erzählte sie dann dem Forstknechte Thaddä, der schon bei Jahren war, daß der stumme Engländer sie gegrüßt habe.

„Und ich kann mit ihm reden, wenns auch wenig ist," fügte sie hinzu. „Ich habe ja anderthalb Jahre in Baden-Baden bei der Feinwäscherin gedient, und da habe ich ein paar Worte Englisch gelernt."

Der Forstknecht paffte aus der kurzen Pfeife weiter, als Balbina so sprach, dann sagte er:

„Du bist ein Plappermaul."

Balbina aber spitzte den Mund, der so gescholten worden war und lachte. Wer weiß, ob der Forstknecht nicht diese Lippen schon geküßt hatte.

Balbina war nicht schön, das konnte ihr der beste Freund nicht nachsagen; sie war auch nicht mehr jung, wer auf einige dreißig Jahre rieth, hatte nicht weit gefehlt, aber sie war behend und lustig, und wenn Niemand mit ihr reden wollte, sprach sie mit dem Kreuzschnabel im Käfig, mit den Hunden im Hofe oder mit den Kühen im Stall; denn Thaddä, der Forstknecht, war zwar kein Engländer, aber im Schweigen konnte er's mit jedem Engländer aufnehmen. Er war mindestens zehn Jahre älter als Balbina, und die Beiden hatten offenbar ein zutrauliches Verhältniß zu einander.

Der Engländer kam wieder, angelte rechts und angelte links am Ufer; ins Haus des Forstwart kam er nie.

Einmal aber, als ein entsetzliches Frühgewitter losbrach mit prasselndem Regen, mit einem Sturmwind, daß eine alte Tanne auf dem Felsen zusammenbrach und in den angeschwollenen Bach stürzte, so daß das Wasser hoch aufspritzte und sich bald staute, da war lautes Gerede in der Stube.

„Ohm," sagte Balbina, „es ist unbarmherzig, den Menschen da draußen sitzen zu lassen."

„Der hat seine Freude daran, bis auf die Haut naß zu werden," erwiderte der Forstwart.

„Und nasser als naß kann man nicht werden, hat der Rothfuß selig im Sprüchwort gehabt," lachte Thaddä. „Der Kerl hat gutes Essen im Leib, da kann man schon von außen naß werden."

„O du," schalt Balbina, „du meinst, Essen und Trinken thut Alles."

„Essen und Trinken ist die halbe Nahrung, hat der Rothfuß im Sprüchwort gehabt," entgegnete Thaddä.

„Laß mich mit deinem Rothfuß! — Ohm, Ihr solltet den Engländer hereinrufen."

„Er muß mir selber das Wort . . . ." entgegnete der Forstwart. Aber was er zufügen wollte, wurde ihm abgeschnitten, denn der Donner rollte und grollte, daß man keines Menschen Laut mehr vernehmen konnte.

„Ich geh hinaus und hol den Mann," sagte Balbina. „Ich nehme einen Kübel über den Kopf, da thun mir die Schlossen nichts."

„Nein, gib her," rief Thaddä, nahm den Kübel über den Kopf, ging hinaus und kam mit dem Engländer wieder herein.

Der Engländer sperrte den Mund auf, wie ein Fisch, den man auf den Kopf getroffen hat, da Balbina ihn mit einigen englischen Worten begrüßte. Jetzt sprach er mehr; aber Balbina war mit ihrer Kenntniß der fremden Sprache zu Ende, und wo die Sprache aufhört, beginnt das Deuten. Balbina faßte den Rockärmel des Engländers, zog ihm den Rock aus und bot ihm einen Rock Thaddä's dar. Der Engländer lehnte dankend ab und sein sonst so finsteres Gesicht — er war damals noch glatt rasirt — nahm fast unwillkürlich einen freundlichern Ausdruck an. Aber auch jetzt noch sprach er nichts, sondern that den Hut ab und betrachtete die glänzenden künstlichen Fliegen, die da an den Schnüren hingen.

Der Engländer zündete sich eine Cigarre an und bot auch dem Forstwart eine solche an; dieser aber lehnte ab und der Engländer sagte „Well!"

Der Regen hatte aufgehört, draußen gurgelten noch kleine Wässerlein in allen Rinnsälen, aber schon sangen alle Vögel wieder und heiter glänzten die Regentropfen an Baum und Strauch und

Gras. Der Forstwart und Thaddä gingen hinaus, der Engländer bewegte sich nicht; er sah noch immer starr vor sich hin und zog kaum die Füße aus der Lache, die sich um ihn gebildet hatte. Auch Balbina verließ die Stube; es war Zeit, das Mittagessen fertig zu machen. Der Tisch wurde gedeckt, der Forstwart winkte dem Engländer, mit zu essen, und ohne Weiteres setzte er sich an den Tisch und ließ sich's wohl schmecken. Nach Tisch nahm der Engländer ein Stück Geld, um zu bezahlen; der Forstwart aber lehnte ab und der Engländer sagte wiederum „Well!"

Durch die umgestürzte Tanne hatte sich der Bach gestaut, so daß das Wasser schon an den untern Blumengarten drang. Der Forstwart und Thaddä suchten die Tanne bei Seite zu schieben. Der Engländer ließ sich eine Axt geben, stellte sich mitten in den Bach und hieb mit Geschicklichkeit die Zweige ab, die er auch sofort an das Ufer warf, damit sie nicht weggeschwemmt werden. Von der Kronenspitze des gewaltigen Baumes pflückte er sich einen Schoß, steckte ihn an den Hut und ging davon. Aber andern Tags kam er wieder und so Tag für Tag, und endlich brachte er einen Lohndiener aus der Stadt mit, der mit dem Forstwart Alles beredete.

Nun wurde dem Engländer die untere Stube, in der ehedem ein Auszügler gelebt hatte, eingerichtet. Der Engländer legte sich eine Decke auf den Boden; es kam ein Koffer mit Kleidern und Büchern und ein anderer mit Jagdgewehren und Angelzeug. Der Engländer blieb im Hause und jeden Tag brachte ihm der Postbote die große Zeitung, hinter der er wie hinter einem Vorhang stundenlang saß und las. Er schien an Balbina besonderes Wohlgefallen zu finden und sie verstand ja auch, ihm Alles bequem herzurichten, obgleich er gar keine Ansprüche machte. Er war mit Allem zufrieden, nur schweigen mußte man mit ihm, obgleich er allmälig von Balbina etwas deutsch lernte.

Der Engländer blieb den ganzen Sommer und blieb auch den Winter. Er rasirte sich nicht mehr und ließ den Bart wild wachsen, und er war fast kaum mehr zu erkennen, so verändert war sein Antlitz mit dem grauen langen Bart und den dicken, vollen grauen Haaren; auf seine Wäsche hielt er viel und da war es just geschickt, daß Balbina diese ihm zu seiner vollen Zufriedenheit bereiten

konnte. Er ging mit dem Forstwart und auch mit Thaddä oft zur Jagd und er war so glücklich, einmal einen Wolf zu schießen, auf den man schon seit Wochen im Reviere fahndete; als er aber das Thier geschossen hatte, sah er nur kurz darauf und kümmerte sich nicht weiter darum.

Er ließ sich im Hause John nennen; auf der gedruckten Adresse, mit der er täglich die Zeitung bekam, stand John Gordon.

Im Winter wurde Thaddä plötzlich krank und Balbina pflegte ihn mit großer Aufmerksamkeit Tag und Nacht.

Als der Engländer sie darob lobte, sagte sie: „Er ist ja auch mein Gevatter."

Der Engländer sah sie staunend an, dann nickte er fast heiter, nahm aber schnell seine gleichgiltige Miene wieder an.

Mit dem Kreisphysikus, der den kranken Thaddä wieder herstellte, trat der Engländer in freundschaftliche Beziehung; er be-

gleitete ihn mehrmals in das Wirthshaus des Dorfes und erzählte ihm auch Einiges von seinem Leben. Er war der jüngere Sohn eines Adelsgeschlechts, hatte in Indien als Soldat gedient, war zurückgekehrt, als sein Oheim Wittwer wurde; aber der Oheim heirathete wieder in seinem dreiundsechzigsten Jahre. Der junge Offizier hatte sich in seinen Erb-Hoffnungen getäuscht. Er reiste nach Deutschland und blieb hier still für sich. Mehr von seiner Lebensgeschichte ließ er nicht verlautbaren.

Im zweiten Winter brach im ganzen Thale ein pestartiger Typhus aus. Der Engländer packte seine Habseligkeiten, ließ einen Wagen kommen und reiste ab. Eben als er am letzten Hause des Dorfes war, kam der Arzt mit seinem Gefährt daher. Er wurde angehalten und der Arzt sagte, daß vielleicht etwas Größeres als militärischer Muth dazu gehöre, in einer solchen verpesteten Landschaft auszuhalten.

„Glauben Sie, daß ich mich fürchte? daß ich feig bin?" rief der Engländer.

Der Arzt zuckte die Achseln und sagte:

„Die Menschen hier zu Lande gehen Sie allerdings nichts an; Sie können indeß ein Gutes bewirken, wenn Sie hier bleiben und mir helfen."

Der Arzt erzählte, daß er im Amte und bei der Gemeinde es dahin gebracht habe, daß in einer großen Küche kräftige Speisen für die Kranken zubereitet würden, denn nur so sei ihnen zu helfen.

Der Engländer kehrte um und Balbina empfing ihn mit den Worten: „Hab mir gedacht, Sie können nicht fort; Sie wollen auch helfen."

Und er half mit einer Umsicht und Unerschrockenheit, als wäre es gar nicht möglich, daß die schwere Krankheit auch über ihn komme und als seien die Leidenden alle seine nächsten Angehörigen.

Balbina durfte es ihm nicht sagen, aber er sah es ihr an den Augen an, wie sie ihn verehrte, ja, wie sie ihn liebte. Er sah sie oft starr an.

Die Seuche war vorüber und nun half der Engländer, indem er selber Hand anlegte — nachdem er vermessen und geordnet hatte — eine gute Quelle, die oben im Walde entsprang, ins Dorf zu leiten;

denn der Arzt hatte ihm gesagt, daß das Trinkwasser des Dorfes verdorben sei und davon immer wieder Krankheit kommen müßte.

Der Brunnen, nicht weit von der Kirche, sprudelt noch heute aus zwei Röhren helles, klares Wasser und heißt noch heutigen Tages der Jordansbrunnen, denn die Leute haben den Namen Gordon in Jordan verwandelt; das ist ihnen bequemer.

Eines Tages, als der Engländer vom obern Wald herkam, begegnete ihm Balbina, die fröhlich vor sich hin sang. Als sie den Engländer sah, hörte sie plötzlich auf und fragte, warum er denn so verdrossen drein sehe. Er schien nicht gern Antwort zu geben, denn er liebte es nicht, viel gefragt zu werden; dennoch erzählte er, daß ihm eine Unannehmlichkeit geschehen sei, er hatte eine mächtige Forelle an die Angel bekommen, und als er sie herausziehen wollte, riß ihm die Forelle die Angel entzwei und entschwand mitsammt der Angel; er konnte nicht genug sagen, was für ein prächtiger, gewaltiger Fisch das gewesen war.

„Mich dauert nur der Fisch," sagte Balbina, „der jetzt mit der Angel im Maul langsam und bitterlich sterben muß."

Der Engländer schüttelte den Kopf, sein der Verdrossenheit abgezwungenes Lächeln zeigte wohl, daß er die Gutherzigkeit der Balbina zu würdigen wußte.

Er kehrte um und begleitete Balbina eine Strecke Wegs. Sie kamen an ein neugebautes einstöckiges Haus mit grünen Fensterladen. Hausthür und Fensterladen waren verschlossen, denn hier hatten zwei junge Leute gewohnt, die, nur wenige Wochen verheirathet, dem Typhus erlegen waren.

„Das ist ein schönes Haus; wer so eins haben könnte!" sagte Balbina.

Der Engländer erkundigte sich nach der Kaufsumme und wieder schüttelte er den Kopf, da er die Geringfügigkeit derselben hörte. Ohne weiter ein Wort zu sagen, verließ er Balbina und als er am Mittag wieder in die Försterei kam, gesellte er sich zu Balbina, die am Herde stand, und sagte ihr, daß er das Häuschen gekauft habe und daß er es bewohnen wolle, wenn Balbina mit ihm ziehe.

Balbina war glückselig einverstanden, aber sie erklärte, daß natürlich auch Thaddä mitziehe, und der Engländer werde gewiß nichts

dagegen haben, daß Thaddä sie heirathe; sie wollten ihn gemeinsam pflegen, wie er es nicht besser wünschen könne.

„Was sagst du? Deinen Vater willst du heirathen?!"

„Wie so, Vater?"

„Du hast ja gesagt, er sei dein Vater."

Lange konnte Balbina vor Lachen nicht zu Worte kommen; endlich sagte sie, es war unter dem Lachen kaum verständlich:

„Der Thaddä, mein Vater! Er ist ja gerade nur vierzehn Jahr älter als ich."

„Warum hast du ihn aber Vater geheißen?"

„Vater? — Ah, jetzt weiß ich's, Gevatter habe ich ihn geheißen. Er ist als halbwüchsiger Bursche Gevatter gestanden, weil meine Mutter keinen andern gefunden hat. Der Thaddä mein Vater! Es ist zu närrisch, es ist zu lächerlich!"

Und sie fing wieder zu lachen an. Der Engländer aber lachte nicht und hörte kaum, als Balbina erklärte, wie Thaddä als Holzknecht einen guten Verdienst habe und sie selber habe sich auch etwas erspart, und jetzt sei Alles gut, es könne bald Hochzeit sein.

„Hochzeit, ja wohl Hochzeit," sagte der Engländer, ging in die Stube und setzte sich an den Tisch; er aß aber heute wenig. Er verreiste auf einige Tage, kam wieder und half nun Alles ordnen, daß Balbina und Thaddä heirathen konnten. Er richtete sich ein Zimmer ein, in dem er wohnen wollte; er ließ alle seine Habseligkeiten in Kisten packen, aber nicht nach dem Häuschen, sondern nach der Bahn fahren. Er wollte nach England reisen und dann wiederkommen. Nur sein Angelzeug hing er in dem Häuschen auf.

Die Hochzeit von Balbina und Thaddä wurde gefeiert. Der Engländer ging mit zur Kirche und saß zwischen dem Bürgermeister und dem Arzt am Hochzeitstisch; er sprach mit den Beiden mehrmals leise. Als Alles noch in vollem Jubel war, fuhr ein Wagen vom Hochzeitshause weg und drinnen saß der Engländer. Der Bürgermeister erklärte nun, daß der Engländer gerichtlich bestimmt hatte, das Häuschen solle zehn Jahre lang ihm gehören; wenn er nach zehn Jahren nicht wiederkomme, sei es Eigenthum von Balbina und Thaddä. . . .

Die zehn Jahre sind um, der Engländer ist nicht wiedergekommen bis auf den heutigen Tag. Der Brunnen sprudelt fort und fort, und wenn die Mädchen warten, bis sich ihre Kübel gefüllt haben, dann sprechen sie noch manchmal von dem wunderlichen und so wunderbar verschwundenen englischen Angler.

Der Steinklopfer.

(Geschrieben 1846.)

I.

Eine Krankheit, die sich in deinem Leibe festsetzt, merkst du selten in dem Augenblicke, da sie in dir entsteht, du gehst da oft noch tage- und wochenlang frisch und wohlauf einher; erst wenn dein Leib den Krankheitsstoff ausscheiden will, wenn die Gesundheit in dir mit aller Macht arbeitet, da wirst du inne, wie es mit dir steht. Du bist niedergeworfen und die ganze Welt ist dir wie mit Nacht zugedeckt, du weißt und willst nichts mehr von Allem draußen, wenn nur erst das Wehe von dir genommen wäre. Aber der Augenblick der Erkrankung (wenn diese nur eine vorübergehende) ist zugleich auch der Beginn der Gesundung; denn jetzt, da du des Fremden und Störenden in dir inne wirst, arbeitet dein Leben, sich wieder frei zu machen.

Und wie mit der Krankheit des Leibes, so steht es auch mit der Krankheit der Seele.

Der Straßenknecht Stephan geht das Dorf hinaus und pfeift einen lustigen Parademarsch; einen zweiklöppeligen Steinhammer am

langen Stiele, ein strohgefülltes Kissen und eine hölzerne Sohle mit Schnüren trägt er am Arm. Wie du ihn so dahinschreiten siehst, merkst du nicht, daß ihm ein Wurm in der Seele sitzt; und wenn du ihn selber aufs Gewissen frügest, könnte er dir auch nichts davon sagen, denn der Wurm schläft noch.

Jetzt ist Stephan an einem wohlgeschichteten Steinhaufen angelangt. Er späht nochmals, von wannen der Wind kommt, denn es ist Spätherbst und er weht mit mächtigem Zuge. Stephan hebt die Mütze, gleich als grüßte er sein Tagewerk. Dann springt er in den Graben, wo er das strohüberflochtene Gitter geborgen, und stellt es als Schutzwehr nach der Windseite auf. Es ist eine luftige Hütte,

aber das Herz Stephans steckt in einem wohlgezimmerten Haus. Er schnallt sich nun die hölzerne Sohle unter und beginnt rüstig zu arbeiten; denn aus dem Steine springt ihm sein Brod hervor, wenn auch nur ein kümmerliches.

Gute zwei Stunden hat Stephan so gearbeitet und sich nur selten einen Augenblick zum Ausschnaufen gegönnt; jetzt macht er Halt, legt das Kissen auf den Steinhaufen, stopft sich eine Pfeife als Lohn für seine bisherige Arbeit, zieht einen gepolsterten Daumenhandschuh an und beginnt nun sitzend die grobgespaltenen Steine in kleine zu zerschellen. Als es elf Uhr läutet kommt ein Knabe barfuß aus dem Dorfe mit einem tuchumwickelten Topfe. Er bringt dem Vater Brod und eine warme Suppe. Es schmeckt Stephan wohl und er arbeitet wieder, bis der Abend hereinsinkt; dann nimmt er sein Werkzeug auf und wandert heim.

Stephan bewohnt ein kleines Häuschen abseits der Straße, sein dreijähriges Töchterchen steht hinter der blinden Scheibe und ruft sich selber zu: der Vater kommt! Es liefe ihm gerne entgegen, aber es hat nur ein Hemdchen und kein Kleid.

Stephan tritt in den Hausflur, der zugleich als Küche dient; er grüßt die Frau, die hier am Herde steht, nur mit stummem Kopfnicken, geht in die Stube, nimmt sein Töchterchen auf den Arm, das ihn am Schnurrbarte zupft, sieht nach der Wiege, wo ein dicker Knabe einen Bettzipfel in den Mund steckt und dem Vater mit den Füßen entgegenstrampelt. Dann geht er nach der Kammer und fragt: „wie geht's Euch, Großmutter?" Eine klagende Stimme antwortet: „Die Kinder sind so wild und lärmig, und der Peter hat mir meine Bohnen genommen, ich sag's dem Lehrer, wenn ich wieder gesund bin und in die Schule gehen kann."

„Ich bring' Euch andre Bohnen," entgegnete Stephan.

„Ja, schöne lange braune, und auch runde weiße."

„Alles, Alles," sagte Stephan und ging wieder nach der Stube.

Man konnte nicht lange mit der Großmutter reden, sie war wieder ganz kindisch geworden, spielte immer mit der Katze oder mit Bohnen; auch wollte sie immer, daß man sie den Gesangbuchvers abhöre, damit sie in der Schule nicht zu Schande werde. Heute war Stephan nicht dazu aufgelegt; er setzte sich hinter den Tisch unter

ein großes eingerahmtes Bild mit einem großen Siegel und wartete, bis Licht und das Abendessen käme.

Du sagst, lieber Leser, solche Dinge kann ich täglich sehen, wenn ich nur zwei Schritte weit gehe, und das ist noch nicht einmal das größte Elend; ich kenne noch Schrecklicheres.

Gib nur Acht, ob hier nicht Etwas vorgeht, was du nicht so leicht siehst; ob hier in dieser kleinen Hütte nicht der größte Kampf der Menschheit gekämpft wird; ob hier nicht Heldenthaten vollbracht werden, schwerer und tapferer als Feldzüge der Könige, die für ewige Zeiten im Buche der Geschichte verzeichnet sind.

Da das Essen so lange nicht kam, holte sich Stephan Licht und jetzt können wir sehen, was das große eingerahmte Bild dort bedeutet. Es ist der ehrenvolle Abschied des Schützen Stephan Huber, der elf Jahre im fünften Regiment gedient. Die Tinte ist gelb geworden, das Wappen am Siegel ist zerflossen und die Fliegen halten ihre letzten Herbstmanöver auf der glatten Glasfläche.

Stephan sitzt da und starrt in das Licht, das Kind auf seinem Schooße sitzt gleichfalls ruhig, unverwandten Blickes da, als verlöre es sich in allerlei Gedanken gleich dem Vater. Denn dieser sieht nichts von Allem um ihn her, wie im Traume schattengleich zieht sein vergangenes Leben an ihm vorüber.

Das war ein lustiger Tag, als er zum Soldatendienst abzog, denn ihm weinten nicht Vater, nicht Mutter nach, er war schon frühe verwaist. Aus dem Dienste des einzelnen Brodherrn trat er in das Regiment, wo Alle gleich ihm dienten. Die Jahre schwanden dahin, er wußte selbst nicht wie, und als die pflichtmäßige Dienstzeit um war, nahm er Handgeld und blieb als Einsteher noch weitere fünf Jahre. Die aufgenähte Borde an seinem linken Aermel zeigte allein sein Alter, sonst kam er sich noch so jung vor wie früher, und jetzt erwarb er sich noch ein Besitzthum durch seinen Dienst. Da lernte er in den letzten Jahren seine Margret kennen. So groß auch die Zahl der Kameraden in der Kaserne war, Stephan erkannte doch, wie er allein und verlassen dastand; jetzt erst sollte er Jemandem in der Welt angehören. Da kamen nun Tage voll Glück und voll Betrübniß, denn das Soldatenleben ward Stephan fortan beschwerlich, und nach jahrelangem treuen Ausharren forderte er seinen Abschied, löste mit dem Gelde, das er auf der Kriegskasse stehen hatte, das verschuldete Häuschen und die zwei Aecker der Mutter Margrets aus, zog mit ihr in ihr Heimatsdorf und wohnte gemeinschaftlich mit der Mutter.

In dem langen Soldatenwesen war Stephan dem Dorfleben fremd geworden, er war zu lange gewohnt, Handschuhe zu tragen; aber die Arbeitsgewohnheit zog ihm bald eine gegerbte Haut über die Hände, die sich nicht abstreifen ließ. Jede Arbeit ward ihm anfangs sauer; aber das hätte nicht viel zu bedeuten gehabt, ein gesunder Mensch findet sich bald wieder in Alles. Dennoch war eine traurige Nachwirkung geblieben; Stephan hatte verlernt für sich selber zu

sorgen. In der Kaserne war Essen und Feuerung und Wohnung und Alles im Stande, das machte sich wie von selbst und ging seinen geregelten Weg, wenn man nur seine pflichtgemäße Obliegenheit vollführte. Jetzt war Stephan sein eigener Commandant und sein eigenes Regiment, das war ihm beschwerlich; er wäre am liebsten wieder in einen Dienst getreten, um bestimmte Arbeit und bestimmten Lohn zu haben. Aber das fand sich nicht und es war gut, daß Margret eine entschlossene Frau war. In den ersten Jahren, da das Hauswesen noch klein war, ging es gut; aber jetzt war das Häuschen bereits wieder verschuldet, ein Acker verkauft und in die tägliche Nahrung eingebrockt, und nirgends eine Hoffnung auf Besserwerden.

Eine Schuld auf ein Haus setzen ist als ob man sein Dasein dem Bösen verschrieben hätte; es geht ein Gespenst im Hause um, das durch die dicksten Mauern plötzlich Lucken und Löcher reißt und dich aus der Verborgenheit kalt anhaucht.

Stephan war es jetzt, als ob es zugig in der Stube sei, denn er hatte eben an die Schuld gedacht und das Gespenst heraufbeschworen. Dann fragte er sich, wie er hoffen könne, sich wiederum frei zu machen, und er versank in Trübsinn.

So erging es ihm oft. Er war nicht geeignet, um Plane zu entwerfen, wie zu helfen sei und ihm fehlte auch jede Handhabe.

Ein Verarmender ist wie ein Schiffbrüchiger mitten im weiten Weltmeere auf eine Sandbank gestellt; er steht verlassen und sieht wie die nie rastende Welle Stück auf Stück ablöst und auf ewig verschlingt. Noch steht er auf einer Scholle, die ihn trägt, und er fühlt auch diese endlich und sich selbst mit ihr versinken.

Das Aergste, was dem Verarmenden geschehen kann, ist die Muthlosigkeit, die ihn nicht mehr sich ermannen läßt, um seine Kraft zu gebrauchen, sondern ihn still verzweifelnd Alles über sich ergehen läßt.

Stephan lebte dumpf in sich hinein und einförmig so dahin. Er war zu jeder Arbeit bei der Hand und vollführte sie emsig, und wenn das Sprüchwort sagt: Arbeit hat bittre Wurzel aber süße Frucht, so kannte er Beides nicht mehr. Ihm ward keine Arbeit schwer, aber ihm fehlte auch der Trost, der darin liegt, zu wissen, daß man seine Pflicht gethan. Seine Seele war wie zugedeckt und verschüttet.

Darum hatte er auch noch gestern zugesehen, wie man sein ältestes Kind in die Erde senkte und war starr dabei gestanden. Als er die Bahre sah, dachte er, woher er das Geld nehme, sie zu bezahlen, und als der Pfarrer Trostesworte und Segen sprach, gedachte er, daß er diese Rede bezahlen müsse. Der Tod ist nicht umsonst! murmelte er vor sich hin.

Darum hatte er noch spät in der Nacht einen scharfen Zank mit seiner Frau, weil er sie über ihr Wehklagen und sie ihn darauf über seine Hartherzigkeit gescholten hatte. Jetzt saß er still da und sein Sinnen verlor sich in die Zeit, da er noch los und ledig in der Welt gestanden, da sich noch nicht so vieler Menschen Leben an ihn gehangen hatten, und seine Vergangenheit erschien ihm wie das verlorne Paradies. Er gedachte nicht der vielen Mühseligkeiten von

damals (denn so geht es fast immer, wenn man zurückdenkt), wie er gar nie sein eigner Herr gewesen und oft dies Leben verwünscht hatte. Er sah jetzt nur das Traurige um sich her; wie anders war's, wenn ihm Niemand auf der Welt etwas anging. Ein schrecklicher Gedanke mußte jetzt in ihm aufgestiegen sein, denn er zuckte zusammen wie vom Blitz getroffen; sein Antlitz ward flammenroth — da griff ihm das Kind auf dem Schooße, von der Erschütterung aufgeschreckt, nach dem Kinn. Das Angesicht Stephans erheiterte sich, er hob das Kind auf und küßte es inbrünstig. Es war, wie wenn er ihm mit diesem Kusse den schwarzen Gedanken abbitten wolle, der ihm in der Seele aufgekeimt war.

Er ging mit dem Kinde auf dem Arme nach der Küche zu seiner Frau, mit der er seit gestern Abend kein Wort gewechselt hatte.

„Bist bald fertig?" fragte er.

„Ich habe nur zwei Hände!" antwortete sie barsch.

Sie war noch unwillig vom gestrigen Abend her und glaubte Stephan sei unwillig. Dieser aber fragte in mildem Ton: „Kann ich dir nichts helfen?"

Margret hörte nichts von dem milden Tone und sagte: „Nein! geh' du nur wieder in die Stube. Die Männer sind einem nur im Weg in der Küche. Hörst du, wie das Kind schreit? Geh doch, ich kann nicht an zwei Orten auf einmal sein." —

Stephan gehorchte, aber voll Ingrimm; er dachte, er sei doch so liebreich gewesen und sei so hart behandelt worden; er vergaß, daß seine Frau nicht ahnen konnte, was in ihm vorging, und daß er ihr ja eigentlich nichts gesagt.

Wunderbar! Wenn die Menschen in Zank und Streit gerathen sollen, da werden die Zaghaftesten beredt; wenn es aber gilt, ein Liebeswort, ein versöhnendes zu sagen, da krümmen und winden sie sich wie Stotternde, oder meinen gar, der Andre müßte von selbst ihnen ins Herz schauen und wissen, was darin vorgeht.

Stephan wiegte zornig das Kind, das mit geschlossenen, gegen die Brust gehobenen Händchen bald fest schlief, bis er merkte, daß er es fast auf den Boden warf und hielt inne. Er war doppelt ärgerlich, denn ihn hungerte. In den leeren Magen läuft gern die Galle über; du kannst das in der Stunde vor der Essenszeit merken, und

diese Stunde dehnt sich bei den Armen, Unglücklichen oft zum ganzen Tage aus. Darum erklärt es sich auch leicht, warum sie so oft von Kleinigkeiten gereizt werden und einander noch peinigen. Die bitterste Frucht der Armuth ist leider oft der Unfriede mit sich selber und mit den nächsten Angehörigen.

Voll Aerger harrte Stephan des Abendessens. Zwar lag noch ein Stück Brod in der Tischlade; er betrachtete es prüfend und legte es wieder ungeschmälert an seinen Ort. Morgen war erst Samstag, und vor Sonntag ging es nicht, daß man wieder Brod kaufte.

Endlich brachte Margret den Topf voll gesottener Kartoffeln, schüttete ihn auf den Tisch aus und stellte Salz daneben. Dann faltete sie die Hände und sprach das Tischgebet; Stephan betete leise

nach. Aber was ist das für ein Beten, während man gegen seinen Nächsten, dessen Andachtsworte man mit ihm auf der Zunge hat, Groll im Herzen hegt? Wie kann sich die Seele zu dem Höchsten erheben, belastet von solcher Bürde? Wird da das Beten nicht bloßes Maulwerk und Litanei?

Freilich sagst du, wenn man allen Menschen das Beten versagen wollte, die noch gegen ihre Nebenmenschen verschlossen und hart sind, da wüßten viele Lippen schon lange nicht mehr, wie man Amen sagt und auf den Kirchenbänken läge jähriger Staub!

Aber denk' einmal darüber nach, ob man ein Recht hat, die Hände zu falten, statt sie aufzumachen und dem Andern zu reichen, zur Versöhnung und Hülfeleistung. —

Nun aber wollen wir unseren beiden Leutchen beim Abendessen zuschauen; man beißt ja vom Zuschauen kein Stück ab.

Es geht still her, denn Niemand will ein Wort reden. Das kleine Mädchen, welches Stephan auf einen Stuhl neben sich gesetzt hatte, unterbrach das Schweigen, indem es fragte: „Wo ist denn unser Anton?"

Peter erwiderte mit kluger Miene:

„O, der ist jetzt schon lang im Himmel und ißt mit unsrem Herrgott zu Nacht. Der Lehrer hat gesagt, es sind so viel Millionen von der Erde bis zur Sonne; wenn man aber gestorben ist, ist man in einer Minute dort."

Margret seufzte schwer, große Thränen standen ihr in den Wimpern; Stephan sah sie mit eingekniffnen Lippen an; man wußte nicht, war es Zorn oder Mitleid, was aus ihm sprach. Er rief nur den Kindern zu:

„Seid still und ruhig beim Essen."

Er zwang sich selber eine Kartoffel hinabzuwürgen, und doch war ihm die Kehle wie zugeschnürt, und er murmelte vor sich hin: „Am besten ist's, man ist gestorben." Er lehnte sich zurück, schüttelte mit dem Kopfe, als wollte er das Andenken an das, was nun einmal unabänderlich geschehen war, abschütteln.

Es gelingt oft wunderbar schnell, einen bedrückenden Gedanken los zu werden; auch Stephan erging es so. Zwar spürte er keinen Hunger mehr, aber er wollte nun essen, weil es einmal

Zeit dazu war und er sich erinnerte, daß er nagenden Hunger gehabt habe.

In solchen Augenblicken schmeckt Alles, was man zum Munde führt, wie dürres Stroh.

Nach einer Weile schaute Stephan seine Frau an mit einem Blicke, der viel sagen konnte, in der That aber verwundert und bittend fragte:

„Krieg' ich denn heute Nichts?" Denn Margret hatte sonst in der Regel, bevor sie einen Bissen zum Munde brachte, mit wundersamer Behendigkeit die besten aufgesprungenen Kartoffeln geschält, in der Mitte entzweigebrochen, mit Salz bestreut und ihrem Manne hingeschoben. Mit dieser Freundlichkeit fuhr sie dann fort, während sie selbst aß. Heute aber dauerte dies für Stephan zu lange — denn Margret trödelte in der That etwas — und er warf ihr jenen bemerkten vielsagenden Blick zu. Die Frau erkannte darin nur Vorwurf und Zorn. Was für ein Recht hatte denn Stephan auf ihre Zuvorkommenheit? Konnte er sich nicht selbst schälen, was er essen wollte? So dachte Margret und schob die geschälten Kartoffeln den Kindern hin, gleichsam um sie zu begütigen, weil der Vater sie so hart angerannt hatte.

Da lächelte Stephan vor sich hin, und theils aus wirklicher Freundlichkeit, um damit zu versöhnen, theils aber auch aus einem versteckten Rachegefühl, um die erfahrene Unbill heimzubezahlen — denn so gemischt sind oft die Empfindungen und Thaten der Menschen — legte er jetzt eine von ihm selbst geschälte Kartoffel vor Margret. Sie aber sagte trutzig:

„Iß du nur selber, und du hast dir ja nicht einmal die Hände gewaschen vom Steinklopfen her."

Stephan biß die Lippen auf einander und knirschte endlich hervor:

„Schaff' dir einen Bäcker an, der hat immer saubere Hände, wenn er den Teig geknetet hat."

Er klappte sein Taschenmesser zusammen, stand auf und verließ sein Haus.

Draußen aber begann er erst recht in sich hinein zu wettern und zu fluchen, und eine ungehörte tiefe Stimme erlaubte sich drein zu reden. Stephan dachte:

„Ich bin doch der elendeste Mensch von der Welt — es ist die Frage, wie das verstanden wird, bemerkte die Stimme — muß ich nicht für Weib und Kind arbeiten und mich schinden wie ein Pferd draußen in Wind und Wetter? — Und die Frau muß daheim bei der kranken Mutter und den schreienden Kindern ohne Rast und Ruh mühen und sorgen. — Ich bekomme kein gutes Wort für alle meine Mühe. — Es ist die Frage, ob du nicht schon mehr gute Worte bekommen als gegeben hast. — Jeden Heller von meinem Verdienste gebe ich her und behalte Nichts für mich. — Gehört denn dein Verdienst dir oder den Deinigen, oder hat deine Frau geheime Schätze? — Ich thue mir nie etwas zu Gute. — Ißt denn deine Frau heimlich Braten und Salat? — Ich weiß seit vielen Wochen nicht wie ein Tropfen Bier schmeckt. — Trinkt denn deine Frau täglich Malvasier? — Und für Alles keinen Dank. — Was für Dank verlangst du denn, wenn du deine Pflicht thust? — Sie behandelt mich wie einen Hund, für alle meine Gutheit nichts als Bosheit; ich habe noch keine glückliche Minute gehabt. — O wie lügst du in deine Seele hinein! Wie hast du jetzt die Hunderte von Stunden und Tagen vergessen, wo dich ihr gutes Herz beglückte und stärkte, und war sie nicht stets für ein liebreiches Wort um den Finger zu wickeln? — Mein Haus ist mir verleidet, mein Leben ist mir verleidet, wenn mir nur einer eine Kugel durch den Kopf schießen möchte! — Schlag du die bösen Gedanken todt, das ist gescheiter. — Und wenn ich gestorben wär', da würde sie erst einsehen, was sie an mir gehabt hat. — Ja was? einen Mann, der sich selbst oft hat übermannen lassen und sich noch plagt zu den Plagen, die von selbst kommen. — Wenn ich nur in die weite Welt hinaus könnte und von gar Nichts mehr wüßte! — Von mir aber müßtest du wissen, ich zöge doch überall mit." —

So dachte Stephan vor sich hin und so suchte sich die Stimme des Gewissens in ihm laut zu machen, aber er wollte nicht darauf hören.

II.

ie in einer fremden Welt, ja wie in einer Einöde, wo gar kein Mensch lebt, ging Stephan durch das Dorf. Er kam sich so verlassen und einsam vor, als ob er Niemanden kennte, denn er war fremd in seinem eignen Herzen wie in seinem Hause.

In das Wirthshaus zu gehen und dort seine Sorgen zu zerstreuen, deß schämte er sich, da man erst gestern sein ältestes Kind begraben hatte. Da sah er die Stube des Schullehrers erleuchtet; er wollte zu ihm hinaufgehen. Mit dem Schullehrer, einem wackern Manne in den besten Jahren, stand Stephan in besondrer Verbindung; er hatte für ihn die Eingabe gemacht, wodurch er den kleinen Dienst als Straßenknecht erhalten hatte, und seitdem sahen sie sich öfter. Stephan, der lange in der Stadt gelebt und ein besondres Ehrgefühl hatte, glaubte, das wäre der Mann für ihn, der ihn trotz seines niedern Standes zu achten verstehe, und dies war auch in der That der Fall.

Bei dem Schullehrer traf Stephan eine große Zahl von Männern und Jünglingen; es sah fast wie eine Betstunde aus, so andächtig hörte Jeder zu. Aber man sprach von einem Jenseits, nach dem die Versammelten noch bei lebendigem Leibe steuern wollten. Es waren Auswanderer, die sich von dem Lehrer aus Büchern über die Beschaffenheit Nordamerika's, über die Art, wie man dahin gelange und sich am besten ansiedle u. s. w. vortragen ließen.

Wie ein Blitz durchzuckte ein Gedanke das ganze Wesen Stephans, und während er zuhörte, hob er stets einen Fuß nach dem andern leise empor, gleichsam als wollte er sich vergewissern, daß er nicht am Boden festgewachsen sei, sondern auch fort könne.

Als die Vorlesung zu Ende war, stürmte Alles mit Macht ins Freie. Ein Jeder wäre jetzt am liebsten gleich kurzweg in den Urwald gerannt und hätte dort die vom Tage der Schöpfung an unberührten Stämme gefällt und das Erdreich umgerodet; so viel Mark und Kraft glaubte Jeder in sich zu spüren, daß er mit einem Griff einen dicken Stamm wie eine leichte Gerte knicke.

In solch einem Augenblicke der Spannung und Begeisterung wären die Menschen oft fähig, Großes, fast Uebermenschliches zu vollbringen, in solchen Augenblicken geschehen ruhmvolle Heldenthaten auf dem Schlachtfelde. Aber es ist weit leichter, unter Kanonendonner muthig vorzuschreiten, als jahrelang an einem stillen Vorsatz arbeiten und einen Kampf mit den kleinen Plackereien des Lebens, einen Kampf im Herzen auszufechten.

Einen solchen hatte Stephan zu bestehen.

Viele der Versammelten zogen in das Wirthshaus. Da sie einstweilen nichts für ihre Zukunft thun konnten, glaubten sie über alle Stränge hauen zu dürfen und sich dem Müssiggange zu überlassen, bis die neue Thätigkeit begänne.

Es gibt Menschen, ja ganze Völker, die sich und Andere stets auf einen kommenden Lebensmontag vertrösten; sie sagen oder denken: jetzt, so mitten in der Woche, da kann man nichts Rechtes mehr anfangen, laßt nur erst diese paar Tage und dann den Sonntag vorüber sein, ihr sollt sehen, wie wir dann frisch zugreifen.

Kennst du nicht auch solche Zukunftströster, die sich so zu sagen immer in die Hände spucken und nie anfassen?

Das Vertrösten ist aber nichts als faule Flausenmacherei. Jeder Tag hat seine Pflicht, und überlässest du dich heute der Nichtsthuerei, so findet die kommende Arbeit in dir einen lässigen Gesellen.

Im Wirthshause ging es hoch her, denn dort bankettirte der Herzog Lumbus und seine Schaar, die aus dem größten Theil der jüngeren Auswanderer bestand. Der Herzog Lumbus war Besitzer eines ansehnlichen Bauernguts gewesen und erst vor wenigen Monaten hatte er seine junge Frau verloren. Er war gerade seit zwei Tagen verreist, als sie von der Leiter in der Scheune herabstürzte, und als er Tages darauf heim kam, ward ihm die schreckliche Kunde von ihrem Tode entgegengebracht. Er schien nun des Lebens im

Dorfe überdrüssig, verkaufte sein Gut und bekam von seinem eignen Vermögen und dem Eingebrachten seiner Frau eine bedeutende Summe Geld in die Hand.

Von ihm zuerst war der Auswanderungsplan gefaßt worden, und er hatte dafür namentlich das junge Volk begeistert. Einstmalen sagte er zu den Versammelten:

„Ich bin's doch, der euch zuerst den Weg nach Amerika gezeigt hat, und ich ziehe vor euch her und bin euer Herzog. Ich habe Amerika für euch entdeckt, ich bin euer Columbus."

„Herzog Lumbus!" schrie Alles, und seitdem führte er diesen Namen mit Stolz und majestätischer Würde.

Der Name des edlen Mannes, der mit unbeugsamem Muthe eine neue unbekannte Welt entdeckte, die für so viele Hülflose und Freiheitsuchende ein Zufluchtsort geworden, wurde hier zu einem Spaß verwendet.

Herzog Lumbus war ein stattlicher Mann, der seitdem er auszuwandern beschlossen hatte, seinen röthlichen Bart unverschoren ließ; das war die einzige Pflanzung, die er noch zu Hause anlegte, er nannte sie seinen fürstlichen Domänenwald.

Auf den heutigen Abend versprach er eine große Zeche.

„Wir wollen einen ganzen Acker vertrinken!" rief er, und seine Schaar war dazu willfährig. Sie geberdeten sich überhaupt, wie ehedem die Rekruten, bevor sie in die Garnison einzogen, die tage- und wochenlang sich alle Freiheit herausnahmen und von der gewöhnlichen Ordnung der Welt nichts mehr wissen wollten.

Als man spät in der Nacht vom Zechen aufstand, rief der Herzog Lumbus:

„Wirthschaft! heda! das Hofthor aufgemacht, es will ein Acker hinaus!"

Unterdessen war Stephan längst mit einigen ruhigen und besonnenen Männern nach Hause gewandert; sie sahen wohl ein, daß das Tollen und Jubiliren der falsche Weg zum wahren Fortkommen sei, aber es gelang ihnen nicht, ihre Söhne vom Herzog Lumbus loszumachen, und Einige machten sogar manchmal gute Miene zum bösen Spiel und tranken selber mit.

Tagelang ging nun Stephan umher und hegte den Gedanken an das Leben in der neuen Welt in sich.

Ein Mensch, der den Gedanken der Auswanderung über sich kommen läßt, ist wie ein Baum, der plötzlich aus seinem Erdreiche gerissen wurde; die Wurzeln, die im Dunkel ruhten, liegen zu Tage

und es ist leicht möglich, daß er verkommt und verdorrt, bevor er neuen Grund gewinnt.

Mit Margret redete Stephan kein Wort von seinem Vorhaben. Ganz allein wollte er den Plan vollenden. Auch kannte er wohl die Hindernisse, die der Ausführung entgegenstanden, und erst wenn diese beseitigt waren, wollte er mit der fertigen Zurüstung hervortreten. Er dachte immer, hier zu Lande könne er kein rechter Mann werden, das werde erst in der neuen Welt recht angehen. Es war ihm, wie wenn er jetzt erst zu seiner Manneskraft erwache und allerdings war dies in gewissem Sinne der Fall. Er fand einen gewissen

Stolz, ein Selbstgefühl darin, ohne Dreinreden eines Andern Alles abzumachen; aber er sollte es erfahren, wohin man gelangt, wenn man sich von den Menschen entfernt, die uns zu eigen gegeben sind, und wie er einem Abgrunde entgegenstürzte.

Margret ihrerseits hegte auch ein neues Leben in sich und sie wagte nicht, solches Stephan zu offenbaren. Er war ihr doch vor Gott und der Welt angetraut, und sie weinte im Stillen, als müßte sie eine Schande verbergen. Sollte ja mit dem neuen Leben neuer Kummer ins Haus kommen; hatte doch er den Tod des ältesten Kindes mit einem Kaltsinn ertragen, als wäre ihm dadurch nur eine Last von der Schulter genommen.

So waren zwei Menschen, so nahe verbunden, unter demselben Dache, wie durch Meere getrennt.

Bei seiner Arbeit schüttelte Stephan den Kopf, als säßen ihm Bremsen im Gehirne, dann hielt er bisweilen minutenlang einen Stein unter dem Fuße und vergaß, ihn zu zerspalten, so sehr hatte er sich in Gedanken verloren. Die Zeit kam ihm dabei unendlich lang vor, denn ihm fehlte noch das einzige Kleinod, das er sich durch alles Elend erhalten hatte, seine Sackuhr. Um die Begräbnißkosten zu bestreiten, hatte er sie zwar nur verpfändet, aber er wußte, daß er sie nie wieder einlösen könne; es war ihm, als ob er dadurch ein Stück von seinem Wesen verloren habe. Es war ihm fast, als ob nach und nach seine Gliedmaßen sich ablösten, als spürte er die Verarmung leibhaftig an sich. Sonst hatte er oft tagelang nicht nach der Uhr gesehen, jetzt war's ihm zu Muthe, als fehlte ihm ein Theil von seinen Sinnen. Wenn es im Dorfe eine Stunde anschlug, hielt er inne, um zu wissen, welche Zeit es sei, als ob er das ganz genau im Kopfe haben müsse und sonst nicht leben und arbeiten könne. Strich der Wind so, daß er keine Glocke vernehmen konnte, so kam es ihm vor, als ob er in tiefer Wildniß, fern von allen Menschen wäre, und dann dachte er wieder: so wird es einst auf deinem Gute in Amerika sein, da gibt es keine Dorfuhr mehr, da läutet keine Glocke, da mußt du dir selber die Zeit bemessen und dir Alles selbst richten. Waren einmal die Gedanken auf dem Neubruch im Urwalde, so kam ihm jeder Schlag, den er hier noch auf die Zerspellung

eines Steines wendete, wie eine unnütze Verschwendung vor; für sein eigen Gut wollte er arbeiten und nicht blos für kärglichen Tagelohn. Und ernst griff er wiederum nach der Tasche, wo er ehedem die Uhr hatte, und er dachte, wenn das Bett der Großmutter frei wird, da kann man die Uhr dafür einlösen. Es war ihm plötzlich, als ob seine Gedanken der Großmutter die Kissen unter dem Kopfe wegzögen, er lachte unwillkürlich und weiter jagte sein böser Geist mit ihm davon. Der Tod der Großmutter war fortan sein einziges Dichten und Trachten. So lange sie lebte, konnte Margret nicht in die Auswanderung willigen; auch hätte Niemand das Häuschen gekauft, darauf die Großmutter noch ein Leibgedingrecht hatte.

Eines Sonntag Morgens war Stephan der Erste, der die Kirche verließ, draußen aber stand er wie angewurzelt fest; er ließ alle Kirchgänger an sich vorübergehen, betrachtete sie starr und dachte, was Der und Jener dazu sagen würde, wenn die Großmutter plötzlich stürbe.

Zu Hause war er fast immer stumm und brauste nur bisweilen im Jähzorn auf, das Kleinste machte ihn ärgerlich; er haderte mit der Welt, weil er mit sich haderte.

Es ist dir wohl auch schon vorgekommen, daß du tage- und wochenlang in der Welt umhergingst und kaum etwas davon sahst, denn deine Seele war ein einziger Gedanke, der dir überall entgegenschaute; wie in einem Taumel lebtest du da, Alles ist dir fremd und du selbst bist dir fast fremd geworden, und was du endlich thust, — es kann entscheidend für dein ganzes Leben sein, — du thust es kaum mehr mit hellem klaren Willen. Wohl dir, wenn es ein rechtschaffener Gedanke war, der so dich aufgenommen, dich zu Thaten ermuthigte und stärkte, die über deine sonstige schwache Kraft hinausreichten.

Stephan besuchte noch allabendlich die Vorlesungen des Lehrers, aber er hörte wenig mehr davon; er saß da, aber seine Seele war weit weg und rang einen schmerzlichen Kampf. Margret merkte wohl, was mit ihm vorging, aber das Letzte ahnte sie doch nicht.

Das häusliche Elend vermehrte sich; der Tagelohn blieb derselbe und die Preise der Lebensmittel stiegen mehr als über das Doppelte. Die Großmutter war wieder frisch auf, und immer hieran

heftete sich die Leidenschaft Stephans. Eine wunderbare Veränderung war mit ihm vorgegangen, er richtete sich immer straff auf und griff Alles keck und behende an, denn ihn ermuthigte eine Hoffnung. Aber wie ein schwarzer Fleck durchschnitt alsbald wieder das Hinderniß die schimmernde Zukunft. Er fand einen eigenthümlichen Trost darin, den zur Auswanderung Entschlossenen in der Abwickelung ihrer Verhältnisse und in der Zurüstung ihrer Abreise beizustehen. Es war ihm wie damals, als er Denen half, die aus dem Soldatendienste wieder an den heimischen Herd zurückkehrten, sie konnten Alle lustig fortziehen, sie hatten ein Daheim, das auf sie wartete; jetzt aber wollte Stephan selber fort. Es lag ihm im Sinne, als ob drüben überm Meere kräftige Baumstämme und saftige Ackergründe seiner harrten und so zu sagen verwundert fragten, warum er so lange nicht käme.

In diesem Umgange aber mit den Menschen, die keinerlei Arbeitspflicht mehr in der Heimat hatten, versäumte auch Stephan vielfach seine Obliegenheit und vermehrte dadurch seine Noth.

Und wenn er dann wieder allein bei der Arbeit war, dachte er: warum schlägt man im Kriege Hunderte todt und wird als ein Held gepriesen; — hier ist ein Menschenleben, das uns Alle täglich tiefer ins Elend zerrt; — sie *will* sterben, warum helf' ich ihr nicht? . . . So dachte er und er hob den Hammer hoch in die Luft und schlug dann auf die Steine, daß die Splitter davonflogen; und er dachte wieder: es gibt doch nichts Schmählicheres, als auf den Tod eines Menschen hoffen und harren; Alles lebt so gern, warum soll es denn mir aus dem Weg gehen? Nein, du sollst noch leben, Alte, so lange du magst; es ist doch gut, daß nicht alle Gedanken gleich wahr werden.

Zu Hause aber konnte er doch der Großmutter nicht ins Auge sehen; er war sich eines schweren Verbrechens gegen sie bewußt. Und einst, als er ihr mit Mißgunst und leisen Verwünschungen zusah, wie sie so tapfer die Speise verzehrte, ward er sich dieses Frevelgedankens bewußt und reichte ihr den Bissen hin, den er eben zum Munde führen wollte.

Nicht immer aber konnte er ihr einen Bissen vom Munde reichen, denn das bleiche Hungergespenst ruhte oft auf seinen Lippen.

Es war kein Bettstück mehr im Hause als das, worauf die Großmutter lag; alles andere war verkauft. Stephan legte sich hungernd nieder und deckte sich mit seinem alten zerrissenen Soldatenmantel zu. Margret hatte das Kind zu sich genommen, sie wollten sich Beide einander erwärmen, aber sie fand keine Ruhe, und es war ihr, als ob es tief in ihr nach Nahrung schreie. Dazu kam noch der Unfriede mit ihrem Manne; sie wollte mit ihm reden, denn Worte waren ja noch das Einzige, was ihnen gegeben war; sie wollte ihm Alles offenbaren, aber die Kehle war ihr wie zugeschnürt und die Zunge wie vertrocknet.

Weißt du, wie es thut, wenn man sich hungrig zum Schlafen niederlegt? Du wälzest dich gramvoll hin und her und kannst die Ruhe nicht finden. Schwere Gedanken zerren und reißen an dir, wenn nicht die Noth dich ganz ermattet hat, und kommt der Schlaf und wiegt dich eine Weile ins Vergessen, du zuckst in plötzlichem Erwachen auf, wie von bösen Geistern aufgeschreckt, und die nagende Pein zehrt an deinem Leben. Grauenhafte Gebilde, die vor dem Hungernden in einsamer Nacht aufsteigen! Die ganze Welt ist todt und still, dein Gram und deine Noth allein wachen. Ein Fluch aus dem tiefsten Dunkel deiner Seele will aufsteigen — du willst verderben — halte fest, o Herz! daß du nicht in Wuth gegen dich und die Welt eine ewige Schuld auf dich ladest.

So war Stephan hungernd zur Ruhe gegangen, und so erwachte er mitten in der Nacht. Er schnellte rasch empor. Wer hat ihm den Steinhammer vor sein Lager gestellt? Er faßt ihn, schwingt ihn hoch, und steht im Sprunge nach der Kammer zur Großmutter. Da ruft Margret, die mit ihm gewacht:

„Um Gottes Willen, Stephan — du wirst doch nicht mich und das Kind, das ich unter dem Herzen trage, umbringen!"

Stephan stürzte unwillkürlich an ihrem Lager auf die Kniee nieder; er konnte lange nicht reden. Tod und Leben begegneten sich in diesem Augenblicke in seiner Seele — er hatte morden wollen, und ein junges Leben ward ihm verkündet.

Endlich brach er in heftige Thränen aus und sagte:

„Das Kind ist ein Engel, der mich erlöst hat — du gute, gute Margret, warum hast du mir denn gar nichts gesagt?"

Sie weinte mit ihm und erklärte, daß sie seine Auswanderungsgedanken wohl kenne, daß sie sich aber vor ihm doppelt gefürchtet habe. Stephan wüthete nun gegen sich selber. Margret tröstete ihn mit liebreichen Worten, und er sagte endlich:

„Vergiß Alles, verzeih; ich seh's, ich seh's, wie hätt' ich auf dem einsamen Haus leben können, und in mir weiß ich, was ich be-

gangen habe? Frage mich nichts weiter, vergiß Alles, verzeih, du bist ja gut, ich will dir's gedenken. Wir Beide, wir müssen mit einander vor Allem ein Herz und eine Seele sein, wenn wir auswandern; denn draußen in der weiten Welt auf dem einsamen Gehöfte, da haben wir Niemand als uns."

Wie war jetzt alle Noth und die lange Trennung vergessen, und den Beiden war's, als ob sie die beste Speise genossen hätten. Traulich sprachen sie über ihre Zukunft, und suchten sich drein zu fassen, einstweilen geduldig auszuharren.

Stephan nahm sich vor, fortan wiederum emsig zu sein und alles böse Sinnen in sich zu tödten. Dieser Gedanke ließ ihn endlich wieder Ruhe finden.

Durch die dünne Wand in den Halbschlaf der Großmutter mußte etwas von der leisen Unterredung gedrungen sein, denn gegen Morgen wurden beide Eheleute durch ein heftiges Jammergeschrei geweckt. Sie eilten zu der Mutter und konnten sie lange nicht beruhigen, bis sie zu Wort kam und sagte:

„Du bist mit der kleinen Marie — so nannte sie sich selber stets — auf einer großen Einöde gewesen, und da habt ihr mich plötzlich angebunden und die Marie verlassen; ich bin allein, allein in Wind und Schnee übrig geblieben; verlaßt die kleine Marie nicht; wenn mein Vater kommt, so gibt er euch Schläge!"

Nur mit Mühe gelang es, die Mutter zu beruhigen.

Fortan war Stephan doppelt rüstig in seiner Arbeit. Der Frühling nahte und mit ihm eine Erleichterung der Noth. Gegen die Großmutter aber legte er eine unbeschreibliche Zärtlichkeit an den Tag, und Margret verstand ihn nicht, was er damit wollte, als er einst sagte:

„Wenn nur die Großmutter noch recht lang lebte! ich hab' mir gedacht, unser kleines Kind soll in Amerika auf unsrem eignen Boden laufen lernen, — aber es muß sich's auch hier gefallen lassen."

Stundenlang spielte er dann oft Abends mit der Großmutter wie ein Kind und gab ihr Alles nach, denn sie war sehr eigenwillig. Solch ein Thun ist mit wenigen Worten gesagt, aber es gehört in der Wirklichkeit viel Geduld und Zartsinn dazu. Den Gesangbuchvers hörte er die Großmutter regelmäßig ab, oftmals wußte sie aber auch nicht, welchen Gesang sie in der Schule auswendig zu lernen bekommen habe; er las ihr dann die Liederanfänge nach dem ABC vor. Während des Lesens vergaß sie aber, was sie gewollt hatte und verlangte wieder mit Bohnen zu spielen.

Eine besondere Freude wurde ihr einst, als der Lehrer selber, der zu Stephan zu Besuche gekommen war, sie ihren Vers abhörte und ihr ein Bildchen schenkte. Auch an dieser kindischen Freude nahm Stephan harmlosen Antheil.

Als im Frühling der große Zug der Auswanderer sich zur

Abreise anschickte, begann die alte Unruhe wieder in Stephan sich zu regen, und als sie draußen, wo er Steine klopfte, an ihm vorüber fuhren, sagte er bitter lächelnd zum Abschiede:

„Ich muß die Wege gut in Stand halten, damit ihr gut fort könnt, aber es kommt mir auch vor, wie wenn ihr der Bahnschlitten wäret, der durchbricht, daß ich besser nachkommen kann."

Der Herzog Lumbus lärmte und sang unaufhörlich bei der Wegfahrt, er wollte nichts von dem tiefen Herzeleid wissen, das jetzt so Viele ergriff.

Mit dem Herzog Lumbus war Stephan stets in einem eigenthümlichen Verhältniß gestanden. Er ließ sich nie zu seinen Schmausereien verleiten; eine gewisse Scheu vor diesem Menschen lebte in ihm, und doch konnte ihm Niemand etwas Böses nachsagen. Daß er einen guten Theil seines Geldes verthat, ging sonst Niemanden etwas an. War's vielleicht der Trotz, die oberherrische Keckheit, mit der Herzog Lumbus die Welt anfaßte und die Menschen behandelte wie Puppen, die er bald da, bald dort aufstellte und nach seiner

Laune aufjauchzen und tanzen machte, — war's vielleicht dies, was Stephan von ihm entfernt hielt? In der That dachte Stephan oft vor sich hin: so ein Mensch, der Geld hat, sieht doch ganz anders in die Welt hinein, er ist überall daheim und kann Alles kaufen und haben, und Unsereins ist immer bang und furchtsam, und meint, es käm' alle Augenblick Jemand ins Haus und jagt' Einen fort.

Als nun der Herzog Lumbus vorüber fuhr, sagte er zu Stephan:

„Du, Steinhammer, in Amerika kauf' ich mir ein Herzogthum und heiß es Lumbia, und wenn du kommst, schenk' ich dir hundert Morgen Ackers."

Stephan antwortete nicht.

In den ersten Tagen nach Abgang des Zuges war's im ganzen Dorfe, als ob überall eine Lücke wäre; da fehlten die von je her gewohnten Menschen und Jedes meinte, man werde ihrer nie vergessen. Aber wie das so geht. Wenn ein Mensch oder eine Gemeinschaft in den Strom des Lebens versinkt und dem Auge entschwindet, es ist dies doch nur wie ein Stein, der ins Wasser fällt; anfangs öffnet er den Strom und bricht ihn, dann zieht er nur noch verschwimmende Ringe, bis endlich die Welle wieder gleichmäßig fortfließt.

Als die Wanderer fortzogen, beriethen sich die jungen Schwalben noch mit heimlichem Zwitschern, auf den Weiden am Bache ruhend, wo sie ihre Nester anheften sollten, sie flogen dann auf und umkreisten manche Dachfirste und besprachen in der Luft ihren Bauplan. Noch hatten sie ihre Nester nicht vollendet, als fast Niemand im Dorfe mehr daran dachte, daß auch einst von hier ein Wanderzug von Brüdern sich entfernt, um sich in fernen Landen anzubauen. Wo flatterten sie jetzt umher?

Nur Stephan und der Lehrer sprachen oft von den Entfernten und geleiteten sie mit ihren Gedanken bis über das Meer.

III.

Der Herbst war wiederum da. Ein munteres Mädchen hatte die Familie Stephans vermehrt, aber ein Freund war ihm entzogen. Der Lehrer war verhaftet, denn er hatte einen Brief von seinem Bruder, der mit zu den Auswanderern gehörte, erhalten, worin ihr trauriges Loos mit grellen Farben geschildert war. Sie hatten wochenlang auf die Ueberfahrt harren müssen und nirgends Hülfe gefunden; die Ueberfahrtsverträge wurden von den Schiffsrhedern wortbrüchig aufgelöst und nirgends fanden die Verlassenen einen Beistand, der ihrer Klage Nachdruck gegeben hätte; dazu kam, daß Viele in die Hände von Betrügern und Seelenverkäufern fielen und sich aus Mangel an Geld und Fürsorge nach den ungesundesten englischen und französischen Colonien übersiedeln ließen, wo sie nach wenigen Jahren einem gewissen Tode entgegen gingen. In dem Briefe des Bruders hieß es:

„O wir Deutschen! Wißt ihr's, ihr seid Deutsche! Von allen Völkern des Erdbodens am reichsten gesegnet mit landesväterlichen Herzen, und wenn ihr hinaus kommt über die bunten Grenzpfähle der landesväterlichen Obhut, da merkt ihr's, was ihr in der Welt geltet und wie überall Wächter eures Heils aufgestellt sind. Wir

bezahlen von unsern Steuern die Gesandten an allen Residenzen der Welt, damit sie Kurierpferde keuchen machen und berichten, welche Feste gefeiert wurden, welche hohe Niederkunft stattgefunden hat — die Unterthanen aber, welche die Steuern bezahlen, bedürfen keines Schutzes in fremden Landen. Mögen sie zu Grunde gehen, das Gespött der Welt sein und höchstens ihr Mitleid erregen — was liegt daran? Wenn ein Bekannter von dir gestorben ist oder ein Kunde, der dich mit ernähren half, so gibst du ihm das Geleite bis zur Ruhestätte im Grabe; die Unterthanen aber, die bis jetzt den Staat mit erhalten haben, und die größtentheils aus Noth und Furcht vor der zukünftigen Noth auswandern — sie gehen die landesväterliche Liebe nichts mehr an. Nur so lange ihr Steuern bezahlt, nimmt man euch in Obhut, bezahlt ihr keine Steuern mehr, könnt ihr zum Teufel gehen. Das ist landesväterliche Liebe."

Gerade um vor fahrlässiger Auswanderung zu warnen, hatte der Lehrer mehrere Abschriften von dem Briefe nehmen und auf diese Weise ihn verbreiten lassen, weil die Erlaubniß zum Druck in einem öffentlichen Blatte von der Polizei versagt war. Darum war nun der Lehrer verhaftet.

Stephan stand eines Sonntag Morgens an die Pfosten der Hausthür gelehnt und sah ruhig den Schwalben zu, die pfeilrasch voll Hast durch die Luft schossen. Der Gedanke an die Auswanderung, der stets in ihm schlummerte, erwachte leise wieder; er gedachte, daß auch die Schwalben hier auswandern wollten und nun keine Ruhe mehr hätten, da sie Frost und Hunger leiden müßten. Sie konnten frei ziehen, denn die Thiere haben nur für sich zu sorgen und für ihre Jungen nur, so lange sie noch klein sind; Eltern kennen sie nicht.

Das war doch noch ein Ueberrest von den alten bösen Gedanken, aber Stephan war's, als hätte ein anderer Mensch und nicht er selbst solche ehedem in sich gehegt.

Da erscholl es plötzlich von allen Seiten: „der Herzog Lumbus ist wieder da! der Herzog Lumbus ist wieder da!"

Ein Mensch in zerfetzten Kleidern rannte durch die Gassen, dem Kirchhofe zu und schrie mit schäumendem Munde: „Mein Weib, mein Weib gebt mir! Wo ist sie? Ist sie nicht da, so schlagt mich todt."

Es läutete zur Kirche und er schrie:

„Wird sie jetzt begraben? Wer hat sie umgebracht? Wer sagt, daß ich's bin? — Ja, ich bin's! Schlagt ihn todt!"

Die Kirchgänger umstanden den Rasenden, der sich immer auf die Brust schlug, daß es laut dröhnte und dabei schrie:

„Seht ihr, auf der Strickleiter im Schiffe, da ist sie hoch oben gestanden und ihre Schürze hat in der Luft geflattert, ich kann nicht hinauf aufs Schiff, ich kann sie nicht hinabstürzen. Von der Leiter in der Scheune hab' ich sie hinabgestürzt und bin drei Tage im Heu gesteckt — meint ihr, ich sei fortgewesen? Ich war nicht fort, ich bin nicht fort, ich bin da!"

Er sank in heftigen Zuckungen zusammen und Stephan war der Erste, der zitternd, aber doch voll Kraft den vom Fieber Ergriffenen anfaßte, um ihn in das nächste Haus zu tragen. Es war ihm, als trüge er sich selbst, seinen Doppelgänger, so dahin.

Hier hatte einer vollbracht, was er nur gewollt hatte. Mit zärtlicher Sorgfalt bemühte er sich um den Rasenden, und als dieser endlich zur Ruhe und zur Besinnung gelangte, schnitten ihm seine Worte tief in die Seele; denn er sagte:

„Stephan, du bist gut; ich danke dir, du bist immer gut gewesen."

Zu Hause sah Stephan die Großmutter immer mit einem Blicke voll Dank an. Sie hatte er als die Grundursache seines Zurückbleibens in Noth angesehen; nun war sie ihm zum Schutze vor viel höherm Elend geworden.

Nach wenigen Tagen wurde der Lehrer wiederum frei; aber er erkannte aufs Neue, daß seine kärgliche Stellung untergraben war, und auch er beschloß, gemeinsam mit Stephan auszuwandern.

Stephan aber sollte noch vorher eine schwere Buße und Sühne erleiden für das böse Sinnen, das früher in seinem Herzen aufgeschossen war.

Eines Tages schlug er auf dem Speicher losgewordene Bretter fest. Ehedem hatte er unbekümmert das Unordentliche und Zerfallende mit ansehen können, da konnte ein Dachladen sich noch mühselig in einer Angel halten, da konnte man hundertmal über die lockeren Bretter stolpern — jetzt aber schlug er da und dort Alles

fest, es war als ob er auch sein Haus fest und geordnet zusammenhalten wollte, seitdem er begonnen hatte, sich selber in all' seinem

Denken und Thun fest zusammen zu nehmen. Die Großmutter saß auf den Stufen der Treppe, die zum Speicher führte und spielte mit der Katze. Plötzlich ward ein durchdringender Schrei vernehmbar,

die Großmutter stürzte jählings herab. Stephan eilte herbei und stand oben an der Treppe mit dem Beilhammer. Mehrere Nachbarn waren herzugeeilt, sie umstanden die Herabgestürzte, die im letzten Röcheln auf der Steinplatte lag.

Todtenbleich starrte Stephan auf die Leblose: da war nun endlich, was er ehedem so oft verborgen in der Seele gewünscht hatte. Ein tiefer Schreck ergriff ihn, als hätte sein Wünschen das vollführt. Er wollte die Anwesenden entfernen und rannte wie von Sinnen umher, er wußte nicht, was er thun sollte. Da kam die Ortspolizei und Stephan mußte mit in das Verhör.

Was er tief in dem geheimsten Winkel seiner Seele verborgen und ausgekämpft hatte, was er glaubte, daß nie eine sterbliche Seele ahnen könne — es lag so in dem Sinne Aller, daß man alsbald eine Anklage darauf stützte.

Denn er war beschuldigt, die Großmutter mit dem Hammer herabgestürzt und getödtet zu haben.

Der von Gewissensbissen heimgetriebene Herzog Lumbus, der sich freiwillig der Todesstrafe auslieferte, hatte solchem Verdacht in den Herzen der Menschen leicht Raum gegeben.

Und doch hätte gerade dieses grausenhafte Ereigniß wieder gemahnen sollen, daß es Jeden abschrecken müsse von einem solchen Verbrechen.

Wie empfand jetzt Stephan aufs Neue all' den Schauder seiner frühern Mordgedanken. Da lagen sie nun offen in den Augen des Richters, als fluchwürdige, vollendete That. Er konnte und wollte nicht leugnen, was ehedem seine Seele belastet hatte; mußte aber das nicht seine Schuld als offenkundig und erwiesen darstellen?

Margret, entschlossen wie sie war, hatte ihren Mann, als er von der Polizei abgeführt wurde, nur mit einem großen Blicke angesehen; dann griff sie rasch zu und unterließ keinen Belebungsversuch an ihrer Mutter. Glücklicherweise gelangen sie; die Alte gewann die Sprache wieder und jetzt wie das so oft geschieht in der Stunde vor dem Tode erlangte sie die volle Kraft des Geistes und erzählte, daß sie die Katze habe haschen wollen, von ihr aber hinabgerissen auf den Boden gestürzt sei. Noch bevor sie am Abende verschied, wurde Stephan frei.

Als die Großmutter begraben wurde, stand er weinend an der offenen Grube; es waren die letzten Thränen, die er auf heimischem Boden weinte; denn mit unerschütterlicher Ruhe bereitete und vollführte er seine Auswanderung. Er war stark geworden im Kampfe mit sich und der Welt.

Er war aus der schwersten Versuchung errettet worden, hatte in harten Prüfungen sich selbst und die Seinigen kennen gelernt,

und war nun einig mit sich und den Seinigen. Mit verjüngtem Muthe konnte er dem neuen Leben entgegen steuern.

Der Lehrer und Stephan hatten nun noch ein neues Band, das sie vereinigte: sie hatten auch noch die Gefängnisse des Vaterlandes kennen gelernt. Stephan hatte den Auswanderungsplan fort und fort in sich getragen, aber so zu sagen nur so wie er an jenem ersten Abende, da wir ihn kennen lernten, aß, weil er sich's einmal vorgenommen hatte, und ohne etwas davon zu schmecken; jetzt kam ein neues Reizmittel hinzu, er hatte eine öffentliche Buße erfahren für einen Kampf in seinem Herzen.

Stephan und der Lehrer mit ihren beiderseitigen Familien gehörten zu den Ersten, die von dem Schutzvereine für Auswanderer, der sich rasch gebildet hatte, unterstützt, nach Amerika auswanderten.

Von der Heimat bis zu ihrem Bestimmungsorte wurden sie aus einer guten Hand in die andere gegeben, und oft gedenken sie stillsegnend Derer, die ohne Eigennutz aus reiner Menschenliebe ihnen den traurigen Weg der Auswanderung ebneten.

Das jüngste Kind Stephans, welches den Namen der Großmutter trug, lernte in der That erst auf amerikanischem Boden laufen, und er liebte es, das Kind Großmutter zu nennen und dabei der Verstorbenen zu gedenken.

Nur eins.

Kniet ein braves Bauernmädchen am Beichtstuhl, hat alle Beschwerniß seines jungen Herzens bekannt. Spricht der Beichtvater:

„Du bist entsühnt. Bete drei Tage je Morgens und Abends sieben Vater Unser." — „Ach, hochwürdiger Herr Pfarrer! Ich kann nur eins."

Der Blitzschlosser von Wittenberg.

I.

Der Nagelschmied, der die Nägel fertigte, womit der Doktor Luther seine 95 Sätze an die Thür der Schloßkirche da drüben annagelte ... der Nagelschmied, der die Nägel fertigte, hat nicht gewußt und nicht geahnt, wozu sie dienen sollten. Der Handwerker weiß oft nicht, wozu und für wen er seine Arbeit vollführt. Was da in Werkstätten und Fabriken fertig wird, hat das Gleiche wie das Wachsthum des Feldes. Das Getreide wächst, es wird Brod daraus für Gerechte und Ungerechte, für Betrüger und Betrogene.

„Wie wir hier beisammen sind, sind wir Bürger von Wittenberg, und wer in der Fremde gewesen, besonders in Süddeutschland

und auch in Schweden und Holland, weiß davon zu erzählen, wie Einem das zugute kommt.

Ah! heißt es da, Sie sind von Wittenberg! Muß eine schöne Stadt sein, und eine freisinnige, tapfere Bürgerschaft haben. — In katholischen Ländern haben sie gar geglaubt, man wallfahrte hierher.

Wir Handwerksleute haben eigentlich zu dem, was von hier ausging, wenig beigetragen. — Ich möchte euch aber doch etwas erzählen, worin sich zeigt, daß auch der Handwerker das Seinige thun kann, um die verfolgten und gehaßten Anstalten der Freiheit auszuführen."

So erzählte der Schlossermeister Friedrich Benjamin Knolle, ein Mann aufgeweckten Geistes, der sich viel in der Welt umgesehen hat. Seine Erzählungsweise ist absonderlich. — Wie man nämlich bei seinen Schlössern immer zweimal umdrehen muß, bis sie aufgehen, so hat er's auch bei seinen Geschichten.

Er beginnt also von Neuem:

„Ich verzage nie, und wenn ich sehe, daß eine ehrliche Einrichtung, die dem alten Aberglauben den Garaus macht, nur schwer durchdringt, — ich verzage nie. Zuletzt bleibt die Freiheit doch oben auf, und man will später gar nicht mehr glauben, daß es einmal so viel Mühe gekostet hat.

Wißt ihr, warum man meinen Meister den Blitzschlosser geheißen hat? Es ist ein Ehrenname, besser als ein Adelstitel, und der Meister hat mehr dafür eingesetzt als Mancher in der Schlacht. Das war nämlich so:

Es war im Jahr 1769 — gerade damals, als man die Schloßkirche wieder aufgebaut hat, die im siebenjährigen Krieg, bei dem Bombardement durch die Reichsarmee, abgebrannt war — damals muß allerlei in der Luft gelegen haben, was nachher in der Revolution, in Napoleon und den Freiheitskriegen ausgekocht wurde, und das heutigen Tages noch nicht gar ist. Zu damaliger Zeit hatte ein Amerikaner, — wer ihn noch nicht kennt, soll keinen Tag versäumen, ihn kennen zu lernen, — also Benjamin Franklin hat die Entdeckung gemacht, daß man den Blitz fangen kann wie einen Fisch an der Angelhake. In jetziger Zeit ist solcherlei kein Wunder mehr. Wir haben ganz Anderes erlebt. Da draußen vor dem Elsterthor neben der Eiche, wo einstmals Doktor Luther die Bannbulle des Papstes

verbrannte, da rennt und keucht jetzt der Dampfwagen und zieht so viel Menschen als in einer kleinen Stadt wohnen, hinter sich drein, und jetzt haben wir ja den Blitz so gefangen, daß er für uns reden muß über Länder und durch Meere. Zu jener Zeit aber hat die ganze Welt über die Entdeckung des Benjamin Franklin gelacht, heißt das, nicht die ganze Welt, nur der größte Theil, oder was ebensoviel ist — der dümmste Theil.

Dazumal haben wir hier noch eine Universität gehabt; sie war dort neben dem Hause Melanchthons, wo jetzt die große Kaserne ist, in die der Blitz schon zweimal eingeschlagen hat; da war die Universität. Ein Professor mit Namen Titius, der auch die Naturkunde vorgetragen, hat sich über die Entdeckung des Franklin gefreut und hat sie bei uns heimisch gemacht. Wohlverstanden, nicht er selber, denn die Professoren können nicht Alles allein. Ohne meinen Meister hätte der Professor Titius, — er soll eigentlich Tietz geheißen haben, aber die Professoren haben ihre Namen ins Lateinische übersetzt, — also der Professor Tietz oder Titius hätte ohne meinen Meister den Blitzableiter nicht auf sein Haus bringen können, und fast hätte die Geschichte meinen Meister das Leben gekostet.

Ich erinnere mich des Professors noch ganz gut. Er war ein schöner Mann mit einem Löwenkopf, so hat er ausgesehen in der Perrücke, und sein Meerrohr mit dem goldenen Knopf ist als Erbstück meinem Meister verblieben, und der hat es seinem Sohn vermacht, der jetzt auch Professor ist. Er verkauft den Stock eben so wenig als der König den Krückstock vom alten Fritz. Der Professor Titius ist lang vor meinem Meister gestorben, er war gut und gern doppelt so alt als mein Meister, aber sie waren doch die besten Freunde, fast wie Brüder, und sie sind auch Brüder geworden, aber anders als wie Kinder Einer Mutter.

Das kam daher:

Damals ist in unserer Stadt viel neugebaut worden, nicht wie in jetzigen Tagen, wo man fast nie ein neues Haus bauen sieht. Der Weltverkehr bleibt eben nicht an Einem Ort haften, er sucht sich immer wieder andere Plätze und andere Geschlechter. In der Collegienstraße neben dem Bürgermeister Giese, dem die Stadt die schönsten Baumpflanzungen verdankt, baut sich also der Professor ein neues Haus.

Er soll in den Grundstein allerlei seltsame Sachen hineingelegt haben, die Niemand hat sehen dürfen, und soll dabei ein Schurzfell mit wunderlichen Zeichen getragen haben. Denn der Professor war ein Freimaurer. Ihr könnt kaum glauben, was man sich vor Zeiten Alles gedacht hat, was die Freimaurer im Geheimen treiben. Man hat sich das Vehmgericht und allerlei heimliches Zeug vorgestellt. Jetzt weiß man besser, was das ist. Ihr wißt, ich bin selber Freimaurer, und kann euch sagen: es ist eine Genossenschaft der besten Menschen, die nichts als das Rechtschaffene und Gute wollen, und Jedem zu helfen trachten, ohne Ansehen der Person, des Standes und der Religion. Freilich haben sich auch Eigennützige und Nichtsnutzige eingeschlichen. Aber die Mehrzahl ist und bleibt doch der Grundstock von Denen, die das Gute wollen und allem Pfaffenthum Widerpart leisten.

Aber halt! Ich komme ab von Dem, was ich erzählen will. Also der Professor baut sich ein neues Haus. Mein Meister, der vor Kurzem erst von der Wanderschaft heimgekehrt, sich hier gesetzt hat, bekommt alle Schlosserarbeit. Das war ein guter Anfang, und der Bäcker Stenz, der bei zwei Innungen war, als Müller und als Bäcker, hat es nicht ungern gesehen, daß mein Meister ein Auge auf seine Tochter hat, und sie auf ihn. Mein Meister muß in seiner Jugend ein Prachtmensch gewesen sein, etwas gestreckt, aber dabei stark in den Knochen, und noch mit 76 Jahren hat er ein volles Haar gehabt. Ihr müßt euch ja noch erinnern, wie er ausgesehen hat. Fremde, die ihm auf der Straße begegnet sind, haben den Hut vor ihm abgezogen, so ehrfurchtgebietend hat er ausgesehen; und die Meisterin — ich freue mich, daß die Alten immer sagen, meine Tochter sähe ihr ähnlich; so groß in der Statur ist sie aber doch nicht. —

Der Professor muß ein feiner Menschenkenner gewesen sein, er muß es dem Meister angemerkt haben, daß er sich nicht umsonst in der Welt umgesehen hat, und daß er auch einen hellen Kopf hat. Eines Tages kommt er zu ihm in die Werkstatt und sagt: „Meister Lukas," — denn damals hat man Meister gesagt und nicht Herr, — „Meister Lukas," sagt er, „habt Ihr Curasche?"

„Soviel ich bis jetzt nöthig gehabt, hat mir noch nie gefehlt, und wenn weiter Noth an Mann geht, werde ich auch bei der Hand

sein." So gibt ihm der Meister zur Antwort. „Recht so," sagt der Professor, „ich will's kurz machen. Habt Ihr schon gehört, daß man jetzt den Blitz fangen kann?" —

„Wenn man ihm Salz auf den Schwanz streut," — sagt der Meister. Er meint, es wäre ein Spaß. Der Professor erklärt ihm die Sache ganz ernsthaft und zeigt ihm, auf ein Blatt gezeichnet, wie das Alles zu machen ist.

Der Meister hat mir tausendmal erzählt, es zuckte ihm im Kopf, als wäre ein Blitz drein gefahren, alle Haare sind ihm zu Berg gestanden über Dem, was sich die Menschen unterfangen.

Der Professor merkt, was mit ihm vorgeht, und sagt: „Kommet Sonntag nach der Kirche zu mir in mein Studirzimmer. Ich will Euch Alles zeigen, Ihr braucht es zwar nicht, um mir das Eisen mit der vergoldeten Spitze zu machen, aber Ihr scheint mir ein dankbarerer Schüler als Mancher, der Latein und Griechisch im Kopf hat. Also Sonntag Morgen nach der Kirche!"

Der Professor geht fort, der Meister schaut ihm nach, wie wenn das ein Zauberer und Verführer wäre, der ihn mit der schwarzen Kunst beheren will. Aber er geht doch Sonntags gegen Mittag zum Professor.

Habt ihr euch schon einmal elektrisiren lassen? — Hui, wie fährt das durch den ganzen Körper! Und was ist's denn? Man kann's nicht wägen und nicht messen, nicht sehen und nicht riechen. Ja, es gibt eben Dinge, die sich nicht so rump und stump packen lassen. Und jetzt erklärt der Professor meinem Meister, daß er ihn dazu ausersehen habe, den ersten Blitzableiter hier in Wittenberg zu machen. Wittenberg, das einen so guten Namen hat in der Welt, dürfe nicht zurückbleiben, wo es darauf ankommt, einen Aberglauben auszutreiben und ein Stück Freiheit in die Welt zu bringen. Der Meister, dem das Herz im Leib zittert, sagt: „Herr Professor, ich meine, das kommt eher älteren Meistern zu." Der Professor gesteht, daß er bereits bei drei anderen gewesen, daß aber Alle aus Furcht und Aberglauben sich weigern. „Die Finsterlinge," — sagt er, — „die Finsterlinge mit und ohne Kutte, verdammen Den in die unterste Hölle, der die Hand dazu bietet, — wie sie es nennen, — in Gottes Allmacht einzugreifen. Sie bedenken nicht, daß man dann

ja auch keine Medicin nehmen dürfte; man müßte Alles gehen lassen, wie es eben geht, denn die Aerzte sind doch auch fast eine Art Blitzableiter. — Und eigentlich kann ich's von Euch verlangen, Meister Lukas; Ihr habt die Schlosserarbeit an meinem Hause, und der Blitzableiter ist nichts als ein Riegel, den man dem Mordbrenner Blitz vorschiebt. Ich hab's Euch nicht auferlegen wollen, weil Ihr der jüngste Meister seid. Jetzt aber kehrt sich's um: eben weil Ihr der jüngste seid, müßt Ihr auch der Aufgeklärteste sein."

Dem Meister ist es, wie er das hört, wieder, als ob der leibhaftige Teufel vor ihm stände. Er hat immer gewünscht, wenn er nur erst wieder draußen wär' aus der Stube, und da stand in der Ecke das Gerippe eines Menschen, und es war auf Einmal, wie wenn der Kopf, der hohle, kahle, dreimal nickte. Ausgestopfte Vögel stehen auf den Schränken, und es ist, wie wenn sie auf Einmal alle zu schreien anfangen, und es wird finster, als ob's Nacht würde, und auf Einmal knattert draußen der Donner und zucken die Blitze, als wollte das jüngste Gericht hereinbrechen.

„Ihr werdet ja ganz blaß," sagte der Professor. „Glaubt Ihr wohl gar, unser Herrgott habe jetzt weiter nichts zu thun, als mit Blitz und Donner drein zu fahren, um einen Professor und einen Schlosser in einer kleinen Stube in einer kleinen Stadt sich heraus zu holen, weil sie Etwas vorhaben zum Schutze gegen" . . . . Das letzte Wort wurde ihm vom Mund weggerissen, denn es knatterte wieder drein, daß die Mauern zittern und die Fenster klirren.

Der Professor breitet schnell ein seidenes Tuch über die Elektrisirmaschine, dann öffnet er das Fenster und sagt: „Nächsten Sonnabend könnt Ihr mir Antwort sagen. Wenn der grüne Maien abgenommen wird, soll die Stange mit vergoldeter Spitze auf den gestaffelten Giebel. Ueberlegt's Euch im Herzen, Meister Lukas. Ihr müßt auch das Eurige thun gegen den Aberglauben. Wir Gelehrten sind die Officiere, wir müssen den Schlachtplan entwerfen, euch anführen; aber ihr, die große Zahl, mit euren starken Händen, müßt das Werk vollführen. Also auf Wiedersehen."

Doppelt frei athmete der Meister die frische Luft, wie er von der Universität herunter kam. Er stand so verloren da, daß er erst

erwachte, als ihn eine Stimme anrief: „Was schaust denn so drein, als wenn du vom Himmel gefallen wärst? —"

Das war eine gute Stimme, denn es war die von der Tochter

des Bäcker Stenz, und tausendmal haben später Meister und Meisterin darüber gelacht, daß er ihr zur Antwort gegeben hat: „Das ist gut, das ist schön, daß du auch noch auf der Welt bist."

Es lebten damals — Geschwister hat er nie gehabt — keine Blutsverwandten mehr vom Meister, als nur noch ein einziger Onkel,

und der Meister war nicht wenig stolz darauf, daß der Onkel Senator war. Damals, in churfächsischen Zeiten, hat sich der Senat, so was man jetzt Stadtrath heißt, aus sich selbst ergänzt, und zum Senat gehörten nur die vornehmsten Familien. Mein Meister gehörte in die Familie des berühmten Malers Cranach, von dem das Bild mit den Zehn Geboten in unserm Rathhaus ist.

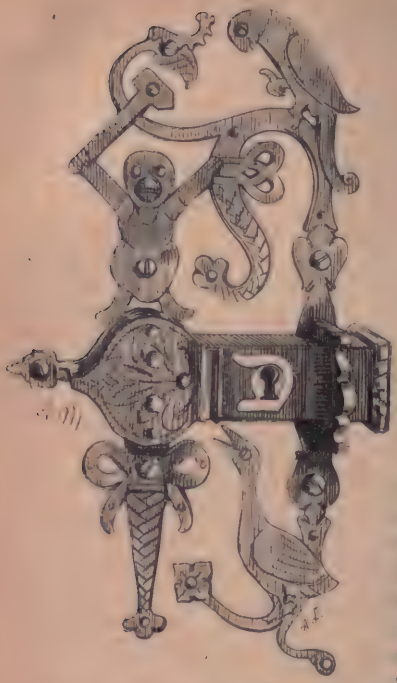
Wie nun der Meister und die Bäckerstochter so bei einander stehen — der Himmel ist wieder hell und die Sonne scheint vergnügt

auf die erfrischte Erde — da sehen die Beiden sich an wie Kinder, die aus dem Schlaf erwachen. Man hatte zu Wetter geläutet, denn damals glaubte man noch, daß der Glockenton das Wetter breche. Die große Glocke auf der Stadtkirche klingt eben aus — es ist doch ein wunderschöner Ton, ich habe nie in meinem Leben einen schöneren gehört; das brummt so fort, bis wieder ein anderer Ton einfällt, und es soll noch viel schöner gewesen sein, als auch die Schloßkirche noch ihre Glocken hatte, und von dort die Glocken, die mit der Susanne auf der Stadtkirche zusammengestimmt waren, einfielen. — Ja, was hab ich denn sagen wollen? . . . Ja wohl, jetzt hab ich's — also wie die Beiden so zusammenstehen, und der Meister hat die Hand des Mädchens gefaßt, da sagt er: „Hörst du? jetzt ist die Su-

sanne dort oben still. — Willst jetzt nicht du, liebe Susanne, — die Meisterin hat auch so geheißen wie die Glocke, — mir ein gut Wort sagen? oder besser, sagst du Ja zu Allem, was ich denke und im Herzen habe?"

„Wenn's was Gutes ist, — und ich will dir nur sagen —"

Sie konnte nicht ausreden, denn eben geht der Onkel Senator vorüber und sagt: „Recht so, Glück zu, ihr jungen Leute —!" Aber er hält sich nicht auf und geht vorüber, denn er bleibt nicht leicht bei Einem auf der Straße stehen, und er muß ja jetzt zum regierenden Bürgermeister zum Mittagessen. Er geht, behutsam auf seine Schnallenschuhe achtend, weiter, und die beiden jungen Leute lachen unversehens mit einander wie aus Einem Halse. Der Senator schaut sich unwillig um, und die beiden jungen Leute rennen in ein offen stehendes Haus und flüchten sich hinter die Thür, und was sie da mit einander geredet haben? Ja, lieben Freunde, just Alles weiß ich nicht und ist auch nicht nöthig."



II.

Der Erzähler zündete seine Pfeife frisch an und fuhr dann fort:

„Es hat Vieles in einem Menschenherzen neben einander Platz, und nicht umsonst ist das Herz ein Pumpwerk, wo immer aus- und eingeschöpft wird. Der nächste Sonntag ist der wichtigste Tag im Leben des Meisters, denn früh vor der Kirche will er zum Bäckermeister Stenz gehen und um seine Tochter freien. Es wäre schön und stolz gewesen, wenn der Senator mitgegangen wäre, aber das darf man von einem so hohen Herrn nicht verlangen, und wer weiß, ob er nicht gar am Ende bös ist vom letzten Sonntag her.

Anders als am Sonntag ließ sich die Freiwerbung nicht anbringen, denn dazumal hat man noch auf strengen Brauch gehalten.

Ein junger Zeugschmied — es leben noch Verwandte von ihm, ich will seinen Namen nicht nennen — warb auch um Susanne, und ihre Mutter, die eine weitläufige Verwandte von ihm war, schien ihn zu begünstigen. Bis ins Herz hinein erschrak der Meister jedes-

mal, wenn ihm der Zeugschmied begegnete. — Wenn der ihm zuvor käme!

Aber nein, Susanne wird den schon gehörig heimschicken. Noch mehr aber als über den Zeugschmied erschrak der Meister über eine andere schwarze Gestalt, und der konnte man nirgends ausweichen.

Bei der Arbeit, im Schlafen und im Wachen, verfolgte ihn der Gedanke, was er denn dem Professor antworten solle. Es war doch entsetzlich, daß gerade Er zu dem Werke, das Niemand unternehmen wollte, ausersehen war. Und der Gedanke an den Blitzableiter nahm eine Gestalt an, im Traume sah er bald aus wie der Zeugschmied, bald hatte er nur dessen Leib, der Kopf aber war der des Professors Titius, und seltsam nahm sich das gepuderte Lockenhaupt auf dem

schwarzen Rumpfe aus. Wenn der Meister bei der Arbeit am Tage singen wollte, da kam plötzlich der Blitzgedanke und schnitt ihm den Ton von den Lippen weg.

Es war am Sonnabend Abend. Der Meister schloß die Werkstatt und ging hinaus ins Freie, zum Elbthor hinaus. Er schaut nach dem Fenster des Bäckers Stenz, der in der Elbgasse wohnt, und hinter den Blumen vor dem Fenster erschien sie, wie wenn sie gewußt hätte, daß er kommen müsse, und sie ruft: „Guten Abend, Lukas, und guten Morgen auf morgen früh!" und wirft ihm ein Rosmarinzweiglein hinab. Damit ist's gut. Der Meister geht hinaus über die Zugbrücke und grüßt den Wachposten am Thor, wie wenn's sein Bruder wäre. Jetzt kann er singen, die Lerchen in der Luft können's nicht besser. Fliegen kann er freilich nicht, dafür aber schwimmen. Ihr müßt nicht vergessen: damals hat's noch wenig Menschen gegeben, die im fließenden Wasser gebadet haben. Man hat viel lieber geschröpft und zur Ader gelassen. Die Scheu vor dem kalten Wasser war auch so ein alter Aberglaube. Man glaubt jetzt kaum mehr, daß er je bestanden hat. Der Meister hat aber schon im Rhein und in den Schweizer Seen gebadet, und jetzt daheim in der Elbe ist ihm gar wohl und froh; wie ein Fisch schwimmt er. Da ist's ihm auf Einmal, wie wenn er ertrinken müßte; er ist sonst ein guter Schwimmer, aber die Elbe hat Untiefen und Strudel, die man nicht kennt, und es ist ja immer so, wenn man ein großes Glück erwartet, da kommt's Einem vor, man müßte sterben, man könne den Augenblick gar nicht erleben, wann es wirklich sein wird. Mitten im Wasser ruft der Meister auf Einmal laut: „Und den Blitzableiter mache ich auch, wenn ich wieder glücklich ans Ufer komme." Der Meister hat vor sich hin gedacht: Wir müssen schwimmen lernen, daß uns das Wasser nichts anhaben kann, und auch den Blitz können wir regieren.

Er kommt richtig am Ufer an, und es war ihm, wie wenn er neu auf die Welt gekommen wäre.

Am andern Morgen steht der Meister am Fenster und ruft vor sich hin: „Gott Lob, der Tag ist da! Wenn morgen der Tag wieder kommt, ist eine andere Welt!" Wie er nun so im Fenster liegt und in den Morgen hineindenkt, zum Himmel hinauf, in die ganze Welt hinaus, zu den Eltern zurück, die im Grabe liegen, und die er sich

jetzt herbeiwünscht, daß sie ihn begleiten, damit er nicht so mutterseelenallein den schweren glückseligen Weg gehen soll — da grüßt ihn der Professor, der sich auch schon früh heraus gemacht hatte. „Nun, wie ist's, Meister Lukas? Ich habe bis heute gewartet. Seid Ihr entschlossen?"

„Ja," sagt der Meister und reicht ihm die Hand zum Fenster hinaus, „ich mache den Blitzableiter, so gut ich's eben kann. Ich bekomme, will's Gott, ein großes Glück, und will mir's verdienen. Und ich habe mir's recht überlegt; das ist die schönste Ehre des Handwerkers, daß er mithelfe die guten Einrichtungen ins Werk zu setzen, die die Kopfarbeiter ausdenken."

„Ich habe Euch was mitgebracht," sagte der Professor und gab dem Meister ein Bildniß. „Seht, ich bin auch nur Einer, der ausführt, was dieser wollte, und wer weiß, wie der Werkmeister heißt, dem dieser seine Arbeit ausführt? Seht, ist das nicht ein ehrliches Gesicht?"

„Ja wohl."

„Und das ist Benjamin Franklin."

Der Professor ging fort und der Meister hielt das Bild in der Hand.

Da lebt ein Mensch in weiter Ferne, drüben über dem Meer, und jetzt sieht er dich an, und es ist, wie wenn er dir zunickte, und er kann auch zu dir reden, ja er hat redliche Worte gesetzt, der Professor muß mir Alles geben, was der Mann mit den getreuen Augen und dem klugen Mund still bei sich und für Andere gedacht hat. „Guten Morgen, Meister Franklin, ich will als guter Gesell bei Euch arbeiten."

Ich kann's euch nicht so gut wiedergeben, wie mein Meister das Alles erzählt hat, was ihm das Herz hoch hebt, und er hat das Bild — es war nur ganz klein, ich hab's noch — in sein Wanderbuch gelegt. Der Sohn des Meisters hat auch das Wanderbuch noch, es ist ihm lieber als seine ganze große Bibliothek.

Von der Art, wie der Meister die Meisterin gefreit hat, hat er mir nichts erzählt, das brauche ich auch nicht zu wissen; das Beste ist, daß er sie gekriegt hat, und zu allen Zeiten werden rechtschaffene Brautleute im Herzen glückselig sein, ob die Kleider, die sie anhaben, nach der alten oder nach der neuen Mode sind.

Beim Bäcker Stenz hat's der Meister bald gemerkt, daß der Professor für ihn vorgeworben hat, denn Stenz hat fast mehr vom Professor gesprochen, als davon, daß der Onkel Senator war.

Am Montag früh — ich weiß nicht, ob's euch auch so geht, mir ist der Montag Morgen immer, als wär's der Morgen der ganzen Woche. Ich habe das von meinem Meister, dem ist's auch so gewesen.

In den besten Stunden sehe ich ihn vor mir, wie er am Montag Morgen ausgesehen hat, da hat er ein Gesicht gehabt wie der helle Tag, wie der blaue Montag, der war aber bei uns immer der beste Arbeitstag.

An jenem Montag nach der Verlobung geht der Meister dran, den Blitzableiter herzurichten. Das ist ein schwer Stück Arbeit, und oftmals hat es ihm wieder ganz wirr zu Sinn werden wollen. Er hätte am liebsten sein Wort wieder zurückgenommen. Aber hundertmal hat er mir's gesagt: „Was man in klarer Stunde ruhig und deutlich sich vorgesetzt hat, das muß man ausführen wie ein Gebot, wie einen Befehl, über den man nicht Herr ist." Als gegen Abend der Professor zu ihm kommt, sagt der Meister: „Ich bitt' Euch, saget Niemand in der Stadt etwas von Dem, was wir mit einander machen wollen. Ist's fertig, mögen die Leute reden!"

„Ja, Meister Lukas," antwortet der Professor, „ich glaube im Gegentheil, alle Menschen sollen's wissen, daß Ihr den Aberglauben besiegen helfen wollt."

„Das kann ich eben so gut, wenn die Sache fertig ist. Wenn die Welt von meiner Arbeit weiß, und absonderlich von einer so neuen, da ist es, als ob Alle, die davon wissen, Einem Hammer und Feile aus der Hand ziehen. Nicht umsonst sagt man im Sprüchwort: man darf Einem nicht zusehen, wenn man Feuer schlägt; die Zuschauer machen Einen ungeschickt und unbeholfen und nachher sagen sie, sie hätten's prophezeit."

„Lieber Meister, unser Streiten nützt nichts mehr; ich hab's schon überall gesagt, daß Ihr der echte, rechte Mann seid, der mir mein Werk vollführen hilft. Ich weiß, Ihr laßt Euch durch keinerlei Gerede abspänstig machen. Denkt nur immer: Die reden, wie sie's verstehen, aber ich verstehe es besser und weiß, was ich zu thun habe."

Der Meister hatte nicht lange darauf zu warten, was er zu hören bekommen sollte. Als er am Feierabend zur Braut ging, traf er diese nicht in der Stube, und der Großvater sagte: „Guten Abend, Blitzschlosser." Damals hat der Meister den Unnamen zum Erstenmal gehört; es ist aber kein Unname, im Gegentheil.

„Meint Ihr mich?" fragt der Meister.

„Ja, dich! Hast dich von dem Freimaurer verführen lassen,

ihm zu helfen, daß er ein gottloses, freches Werk auf sein Haus setzt, zu Schimpf und Spott für die ganze Stadt, wenn's, was Gott verhüte, dazu kommen sollte. Das weiß ich wenigstens gewiß, daß mein Schwiegersohn das nicht macht."

„Es ist nichts Gottloses, es ist ein unschuldiger Blitzableiter, ein Riegel, den man dem Blitz vorschiebt."

„Gut, geh Sonntags in die Kirche, da kannst du hören, wie man dich aufbietet, aber ohne meine Susanne. Sie ist keine Blitzhexe."

„Was? Was soll denn das in der Kirche? Wie kommt denn das dahin?"

„Ja wohl, das Teufelswerk gehört nicht dahin. Kurz und gut, der Stadtpfarrer ist bei mir gewesen und hat gesagt, daß er es nur meinetwegen nicht thun will, ohne es mir vorher angekündigt zu haben. Zu dir will er nicht gehen, von dir will er nichts wissen, und er hat mir versprochen, es noch hinzuhalten, bis du dich öffentlich von dem Professor lossagst. Du willst dem Blitz einen Riegel vorschieben? Wer bist denn du mit sammt deinem Professor? Am nächsten Sonntag wird euch Beiden der Pfarrer das Höllenthor sperrangelweit aufriegeln, ihr könnt hineinspazieren, wenn's euch gelüstet; aber mein Kind nehmt ihr nicht mit. Willst du widerrufen?"

„Nein! Ich habe mein Wort gegeben, und Ihr habt mir auch Euer Wort gegeben."

„Einem Freigeist braucht man das Wort nicht zu halten. Jetzt keine lange Rede mehr. — Willst du widerrufen?"

„Nein."

„Ich kann dich nicht hinauswerfen, ich könnt' es wohl, ich will's nur nicht. Aber ich gehe jetzt fort und komme nicht heim, bis du aus dem Hause bist."

Er faßte nach Hut und Stock, aber nun kamen Frau und Tochter herbei, und beschworen die Männer und weinten und klagten, daß man doch Friede halte. Als die Tochter sagte, es sei ja noch nicht ausgemacht, daß der Blitzableiter ein Teufelswerk sei, es sei vielleicht eher gottlos, an Teufelskünste zu glauben — da hob der Vater den Stock auf. Der Bräutigam fiel ihm noch glücklich in den Arm. Es schien dem Bäcker recht, daß er in seinem Jähzorn aufgehalten wurde, denn er hörte jetzt geduldig an, wie der Meister klärlich

aus einander setzte, das es die schönste Ehre des Handwerks sei, mitzuhelfen, den Aberglauben aus der Welt zu schaffen. Die Bäckerin

schlug die Hände über dem Kopf zusammen und jammerte: da sähe man ja schon deutlich, daß der Freigeist den Menschen bis in den

Grund hinein verdorben habe; das gehe jetzt so weiter, und er verderbe ihre Tochter. Sie bejammerte die Kinder, die aus solcher Ehe geboren werden, aus einer Ehe, die mit Gottlosigkeit anfange. Sie rief die verstorbenen Eltern des Meisters an und beschwor sie, ihren Sohn bekehren zu helfen.

Jetzt fing Vater Stenz aufs Neue an zu wettern und zu fluchen, er warte nicht auf den Beistand von Todten, er sei noch Manns genug, aus einander zu reißen. Er zerbrach ein Brod und rief: „So wenig das wieder zusammen kommt, so wenig ...“ Die Bäckerin ließ ihn aber nicht ausreden; so weit sollte es nicht kommen — „Nur nicht schwören!“ Der Bäcker machte sich nun Luft in grausigen Verwünschungen gegen den Meister. Die Braut stellte sich zwischen ihn und den Meister und winkte immer abwehrend mit der Hand, als finge sie die bösen Worte auf und schleuderte sie weg vom Haupte dessen, auf den sie niedergeworfen wurden.

„Ich hab' dich gar nicht so gekannt“ — das war das einzige Wort, das sie dem Bräutigam zuraunte, und der Großvater glaubte, sie rede ihm zu, und hieß sie sammt der Mutter in die Kammer gehen. Sie mußten gehorchen.

Der Meister verließ das Haus und stand eine Weile vor demselben; das Herz im Leibe zitterte ihm, er glaubte, daß er nie mehr die Schwelle dieses Hauses betreten würde. Auch das hatte noch sein Gutes. Der Meister war so ohne alle Hindernisse zu seinem Glück gekommen; es ist noch viel schöner geworden, weil er es aus Kampf und Noth herausholen mußte.

Es ist mehr Freude in der Seele um ein wiedergewonnenes Glück, als um ein solches, das nie gewankt. Freilich, damals hat der Meister nicht geglaubt, daß sich sein Glück noch herausholen lasse. Wenn ihm nur der Hexen-Professor hätte einen Schlaftrunk geben können, daß er diese Nacht zur Ruhe gekommen wäre. Aber er hat mir erzählt, daß er auf dem Heimweg die Menschen gegrüßt habe, wie Einer, der aus dem Zuchthaus kommt, wie ein Verlorner, wie ein Verbrecher; und die Leute dankten ihm kaum, und Manche thaten, als ob sie seinen Gruß nicht hörten. Wie glücklich war er gestern noch diesen Weg gegangen, und wie ganz anders ist das heute! Wo Zwei mit einander gingen und lachten, und wo ein Mädchen am

Brunnen mit einer Andern plauderte, da war er gewiß, daß sie von nichts redeten, als von seiner Unthat und seinem Unglück. Niemand grüßte ihn als der Zeugschmied, der auch um Susanne geworben hatte, und er grüßte ihn heute so herausfordernd, so triumphirend. Und spät in der Nacht sah der Meister zu den Sternen hinauf und rief: „Du da oben, Du willst nicht, daß wir ruhig zusehen, wie Uebel und Wetter über uns herrschen; Du hast uns Verstand gegeben, sie abzuwehren. Hilf mir, daß ich fest bleibe, halte mich mit Deiner Hand, wenn ich da oben stehe. Es will mir schwindeln, wenn ich jetzt nur dran denke."

Der Meister ist ein frommer Mann nach dem Herzen Gottes gewesen, und wenn man ihn auch einen Freidenker geheißen hat, und wenn er das auch war, es hatte keine frommere Seele gelebt als er.

Während dem als der Meister drunten zu den Sternen hinaufsah und Gott anrief und alle guten Gedanken in sich erweckte, saß ein andrer Mensch zur selben Zeit auf einer Dachkammer und richtete eine Flinte her, schaute rasch zur Dachluke hinaus, sagte vor sich hin: da trifft's ihn — und versteckte schnell die geladene Flinte hinter einem Dachbalken.

Den Meister unten, der zu den Sternen aufschaut, fröstelt es. Wer weiß, ob es ihm nicht geahnt hat, daß Etwas gegen ihn vorbereitet wird, irgendwo. Er hat natürlich weiter nichts gedacht, als: die Menschen sind bös auf dich. Und sie waren auch Alle geladen wie die Flinte.

Der Meister zündet sich Licht an, er hat ein Verlangen, den Franklin zu sehen, und dieser schaut ihn jetzt so freundlich an, wie wenn er sagen wollte: „Sieh einmal mich, wie ruhig ich bin, und sie haben gegen mich noch viel mehr gewettert."

Am Morgen, als der Meister in der Werkstätte war, kam ein vornehmer Besuch; es war der Onkel Senator. Er dankte kaum dem Gruße, stützte das Kinn auf den Stock — es war nöthig, denn der Mund hatte gar schwere Worte zu sprechen: „Ich wollte dir eigentlich zu deiner Verlobung Glück wünschen; ist aber nicht mehr nöthig," sagt er. „Ich komme nur, um dich daran zu erinnern, daß du ein weitläufiger Verwandter von mir bist und mir keine Unehre machen darfst. Verstanden?"

„Ich thu' nichts Unehrliches."

„Ich glaub's. Ich bin nicht so abergläubisch wie die gedankenlosen Menschen hier; ich bin aufgeklärter als du nur begreifen kannst. Aber das mit dem Professor ist ein Spaß, den er sich mit dir macht, und dazu ist unsere Familie zu gut. Wenn es auch wahr wäre mit den Blitzableitern; wir brauchen hier keine, hier in der Ebene. In hundert Jahren hat man hier nichts von Wetterschaden gehört. Also kurz und grad heraus, du sagst ihm die Arbeit auf."

„Das thu' ich nicht."

„Es ist nicht wahr, daß du mir so widersprichst. Du sagst auf. Verstanden? Adjes."

Der Senator ging in stolzer Haltung, seines Sieges gewiß, davon.

Der Meister hatte nicht lange Zeit, sich zu besinnen, denn bald wurde er auf die Zunftstube gerufen, und da saßen die Zunftältesten, das versammelte Gewerk. Damals galt ein Zunftmeister noch große Stücke. — Man heißt mich jetzt auch Zunftmeister, aber was bin ich? Nicht viel mehr als ein Almosenvater, und mit allen Zünften ist es aus und vorbei. Seitdem man sich auf der Eisenbahn holen kann, was man will und wo man will, ist's mit dem Zunftwesen vorbei. Gehört eine Dampfmaschine ins Schlosser- oder Schmied- oder Sattler-Handwerk? Der Zunftmeister, der jetzt gilt, heißt Dampf, und gegen den ist nicht mehr aufzukommen. Damals aber, ja, da war es noch anders. Der Zunftmeister sagt also: „Wir haben da von einem dummen Spaß gehört, den sich der Professor mit dir machen will. Das geht uns so weit nichts an, du darfst dich zum Narren haben lassen. Das aber sollst du wissen: Ein Blitzableiter ist keine zunftmäßige Arbeit. Du darfst ihn nicht machen, oder du bist deines Meisterrechts verlustig. Punktum."

„Und wenn ich auswandern muß," ruft der Meister, „und wenn ich keine Ruhe mehr habe da, wo ich geboren bin, ich führe es aus!"

Der Meister war der Mann, der wirklich lieber ausgewandert wäre, und doch hat's keinen bravern Bürger gegeben, er war dreißig Jahr lang Viertelsmeister, so was man jetzt Stadtverordneter nennt.

Die Zunftältesten schimpften nun auf ihn los. Dem Meister

ist's eng um den Hals geworden, wie er sich so muß anreden lassen, aber er faßt sich und sagt: „Wohlehrsame Meister und Genossen! Bei mir ist eine Arbeit bestellt, ehrlich und grad, und sticht die Spitze, die ich zu machen habe, einem alten Aberglauben ins Auge, so mag er davon bleiben."

Könnt euch denken, wie da auf den Meister hineingeschimpft wurde, und wer weiß, wie es noch gekommen wäre — da geht plötzlich die Thür auf, und der Professor kommt herein, ungefragt und ungemeldet, und der hat ein gutes Mundstück; er sagt's der Zunft, wie sie sich hinters Licht führen lasse, und dann nimmt er den Meister mit und geht mit ihm Arm in Arm heim bis in seine Werkstatt. Die Leute, die's gesehen, haben lachen wollen, aber sie haben doch gemerkt, was es zu bedeuten hat.

Nun hat's aber eine andere geschickte Wendung gegeben, um die Sache zu hintertreiben. Die Schmiedezunft klagt beim Bürgermeister, daß der Meister in ihr Handwerk pfusche; solche Arbeit mit gestrecktem Eisen gehöre der Schmiedezunft. Ich darf nicht verschweigen, daß der Großvater mit schuld an dieser neuen Aufhetzerei war; er hat den Meister doch gern zum Schwiegersohn gehabt, und die Tochter muß ihm viel vorgeweint haben; sie hätten ihn also gern auf gute Manier davon gebracht, daß er die Sache gar nicht machen darf. Denn das haben sie gewußt, auf anderem Weg läßt er nicht ab.

Ein Mann ein Wort, hat bei ihm gegolten, und wie er gestorben ist, hat ihm das der Pfarrer ins Grab nachgerufen.

Die Sache mit der Schmiedezunft hat der Professor zum Austrag übernommen, und er soll fein ausgeführt haben, wie aberwitzig es ist, eine neue Entdeckung in eine Zunft hineinbannen zu wollen. Die Sache hat geruht, aber der Zeugschmied war grimmzornig über den Teufelsspott und eifersüchtig dazu, und er hat öffentlich gesagt, er schieße den Meister vom Dach herunter wie einen Sperling, wenn er es wage, den Blitzableiter aufzusetzen. Es hat natürlich Leute genug gegeben, die das dem Meister zugetragen haben. Vor der Werkstatt des Meisters haben sich die Schulknaben versammelt, und haben allerlei Spott und Schimpf auf den Blitzschlosser gerufen und gesungen. Mein Meister hat oftmals den Strohwisch ins Schwarzwasser getaucht und die lärmende Schaar damit bespritzt, und da liefen sie

davon, sind aber doch wieder gekommen. Ein besonders kecker Bursch hat einmal gerufen: „Der Blitzschlosser hat sich dem Teufel verschrieben, und jetzt will er uns Alle schwarz taufen, wie der Teufel thut.“ Der Professor hat da besonders darüber gelacht, denn der war jetzt

Schlossergeselle oder Goldschmied, wie man will. Das war nämlich so. Die vergoldete kupferne Kapsel, die man oben aufsetzt, hat der Meister nicht machen können, aber der Professor hat's verstanden; er hat nur keine Feuerstätte dafür. Und so hat er nun hemdärmelig beim Meister in der Werkstatt gearbeitet und das hat Beiden gut gethan, sie sind wirklich Kameraden und Brüder geworden.

Der Blitzableiter war fertig, Leitungsstangen und Leitungsstützen und das Ende, das in die Erde kommt, mit fünf Figuren dran, wie eine Geierkralle; Alles wie es im Buch steht, war fertig. Aber jetzt heißt es: Aufrichten vor aller Welt.

III.

Es war ein wahrer Leidensgang, wie der Meister den Blitzableiter durch die Stadt getragen hat. Der Tag war hell, keine Wolke am Himmel. Der Professor hat den Meister abgeholt in die Stadt hinein, und vor dem Hause stehen zwei Stadtsoldaten. Mein Meister erschrickt, aber der Professor sagt: „Die habe ich bestellt zu unserem Schutz; seid nur nicht verzagt."

„Seht, wie er aussieht," sagt eine alte Frau zu den Umstehenden, „er hat keinen Blutstropfen im Gesicht." Aber bald ist dem Meister alles Blut ins Gesicht geschossen, denn jetzt kommt die Braut auf ihn zu und sagt: „Lukas, ich bitte dich bei Allem, was dir lieb und heilig ist, laß sein. Schau, ich habe dieser Tage auch viel überdenken müssen, was du machst; kann sein, du magst Recht haben, es ist nichts Gottloses dabei, im Gegentheil; aber warum willst du dich mit der ganzen Welt verfeinden? Du bist ein Schlosser. Du brauchst die Welt nicht zu bekehren. Laß das dem Professor und den studirten Leuten."

Da hat mein Meister gesagt: „Nein! Ich muß ihm helfen. Jetzt red' nicht mehr viel und gib mir eine Hand."

„Ich darf nicht, es sind so viele Leute da."

„So nehme ich mir sie."

„O lieber Gott, deine Hand ist ja wie eine Todtenhand so kalt!" klagt die Braut leise. Ich bitte dich, du bist nicht gewöhnt,

so oben zu sitzen, wo's dir schwindeln wird. Du hast gethan, was deines Handwerks ist; laß jetzt genug daran sein. Das Aufsetzen laß Anderen."

„Dann verzögert sich die Sache wieder und ist verloren. Nein, ich führ's ihm aus. Behüt' dich Gott."

„Und dich auch tausendmal." Das gab dem Meister doch wieder Trost und machte ihn fröhlich, und wie er die Treppe hinauf ging, sagte er oft: „Und dich auch tausendmal!" Ja, ja, so ein guter Zuspruch ist ein gutes Geleite; man hat noch Den bei sich, von dem man eben fortgegangen ist. Der Meister tritt aufs Dach, Alles schwimmt ihm vor den Augen, wie wenn die ganze Welt um ihn her schaukelte. Er zieht die Mütze ab und betet still ein Vaterunser, und tausendmal hat er mir's gesagt, in seinem ganzen Leben nicht hat er wieder so gespürt, was da drin liegt, und er hat den schweren Blitzableiter leicht auf die Schulter genommen und ist damit an dem Sparrenwerk hinauf, an dem eine Leiter festgebunden war. Der Professor ruft ihm noch zu: „Schaut Euch gar nicht um, Meister Lukas. Schaut nur auf Eure Arbeit, weiter nichts."

Der Meister sitzt also rittlings auf dem Sparrenwerk und fügt Alles fest, und bald bekommt er den Muth, sich umzuschauen. Ja, da oben sieht man weit. Er sieht über den Wald den Wörlitzer Thurm und den Petersberg bei Halle, und drunten in der Stadt, wie klein sind die Menschen, und das Fuhrwerk, das durch die Straßen rollt, ist wie Spielzeug. Jetzt beginnt die Susanne zu läuten, es klingt noch viel schöner hier oben, und unter Glockengeläute nietet der Meister sein Werk fest. Wie er den letzten Hammerschlag gethan, steht er aufrecht neben der Auffangstange, und kein Mensch auf Erden hat es gehört, was er da sagt, aber mir hat er's gesagt, und mir oft geschworen, daß er jene Minute nicht für ein ganzes Leben hingibt; denn er hat's gespürt, daß er dem Himmel nahe ist, so nahe, wie wenn er nur da anzuklopfen brauchte, um eingelassen zu werden.

Ein Volk Tauben kommt daher geflogen, sie fliegen gerade über ihn weg, und wie sie ihm zu Häupten sind, paff! da knallt ein Schuß, und eine Taube stürzt herunter und fällt ihm gerade ins Gesicht und bespritzt ihn mit Blut, und er läßt die Stange los und stürzt selber nach, vom Dache jählings hinab auf die Straße.

Nicht wahr, es zuckt euch auch durchs Herz, wie wenn ihr plötzlich geworfen würdet? So zwischen Himmel und Erde schweben, zwischen Tod und Leben?

Ich sehe den Meister vor mir, wie er die Hand aufs Herz legt, wenn er das berichtet.

„Du kannst dir's nicht vorstellen," sagt er, „und ich selber kaum mehr, wenn ich dran denke. In solchem Augenblick, da gibt's keine Minuten mehr, da war's wie ein Stück aus der Ewigkeit. Hunderterlei, was sich gar nicht so schnell denken läßt, war da zusammengedrängt. Solltest du glauben, daß ich nach dem ersten Schreck beinahe gelacht habe? Es ist mir gewesen, wie wenn's nicht wahr wäre; es ist nicht wahr, daß ich fliege, ich träume es nur, und doch habe ich's schnell wieder gewußt, und eine Sünde aus meiner Kindheit — daß ich einmal meine verstorbene Schwester hart geschlagen habe, daß sie in Ohnmacht gefallen — ist mir plötzlich durch den Sinn gefahren, so schnell, schneller als sich nur denken läßt, und wie ich Schreien von unten höre, entsetzlich, jammervoll, da spüre ich erst, was mit mir vorgeht, und, heiliger Gott! mir ist durch den Sinn gefahren: Wehe! Wenn du in den Tod sinkst, dann hat der Aberglaube gesiegt! Ich leid's nicht. Spring auf die Zehen, du mußt, du mußt dich retten. Hilf mir, heiliger Gott! Das hat man mich schreien hören, und ehe ich's weiß, stehe ich unten auf dem Boden, knicke zusammen und richte mich wieder auf . . ."

Der Erzähler hielt einen Augenblick inne. Nach einer Weile fuhr er fort:

„Mir benimmt's den Athem, wenn ich daran denke, wie der Meister durch die Luft fliegt, daß Alles zugeschaut und geschrieen, geweint und gebetet hat, was da auf dem Markt stand; das ist ja ein Wunder, was da geschehen ist — und Alle, die nicht auf dem Marktplatz waren, haben es bereut, daß sie das Wunder nicht auch mit angesehen. Und wahr ist's, die Menschen lassen sich durch ein Wunder, oder Etwas, das so aussieht, lieber bekehren, als durch klare gerade Vernunftgründe.

Könnt euch denken, oder könnt's euch eigentlich nicht denken, wie es den Brautleuten war, als sie wieder einander in den Armen hielten.

„Du bist mir vom Himmel geschenkt, und jetzt laß ich dich nimmermehr los," sagte die Braut; und ich muß sagen, der Meister

hat sein Leben lang, man kann es nicht Stolz nennen, aber eine gewisse besondere Zuversicht behalten, weil er einmal fast wie durch ein Wunder vom Tod errettet wurde.

Er hat später das Glück gehabt, ein Kind aus dem Wasser zu retten; er hat die Ehrenmedaille dafür bekommen, hat sie aber nie getragen; hundertmal hat er gesagt, daß er ein Glückskind sei, weil ihm das zu Theil geworden. Und tausendmal hat er mit Dank betheuert: „Ich habe mit Gottes Hülfe auch mich selber gerettet. Ein Wunder war's nicht, es war gar nichts Uebernatürliches dabei."

Wer den Schuß gethan? Ob er den Tauben, ob dem Meister gegolten? — fragt ihr. Der Schuß war aus einem Dachgiebel gekommen. Der Zeugschmied war von dem Tag an aus der Stadt verschwunden. Man hat nie mehr Etwas von ihm gehört. — Natürlich, daß jetzt Alle thaten, als ob sie ihr Leben lang kein Wort gegen das Aufrichten eines Blitzableiters gesagt hätten. Der Bäcker Stenz war natürlich auch bekehrt, aber einen Aerger hat er doch von der Geschichte behalten.

Den Tag nach der Rettung des Meisters kommt der Bruder des Stenz, der Schiffmann gewesen ist, aus Hamburg zurück und erzählt, daß man dort vor wenig Tagen auf dem Jakobi-Thurm einen Blitzableiter aufgerichtet hat, und das ist der erste in Deutschland. Hätte man dem Meister nicht so viele Hindernisse in den Weg gelegt, hätte Wittenberg den Ruhm des ersten Blitzableiters in Deutschland. Der Bäcker vergaß das der Schlosserzunft und dem Stadtpfarrer nicht.

Noch im Herbst ist auf unsere Schloßkirche ein Blitzableiter gesetzt worden, und wer hat ihn gemacht? Mein Meister. In der ganzen Umgegend hat Alles nur von ihm Blitzableiter haben wollen, und er hat den Namen Blitzschlosser sein Leben lang behalten. Auf der Hochzeit da soll's lustig hergegangen sein, wie noch nie. Der Professor hat dem Meister ein großes eingerahmtes Bild zum Hochzeitsgeschenk gemacht, und den Spruch drunter gesetzt, der aus dem Lateinischen übersetzt sein soll und Franklin ehrte, der sich auch um die Freiheit in Amerika so sehr verdient gemacht hat. Der Spruch heißt:

Des Himmels Blitz wußt' er zu bannen,
Das Schwert entriß er den Tyrannen.

Franklin ist unser Hausheiliger geworden. Versteht mich recht! Er war ein Mensch wie wir, aber gescheit wie der Tag, und gerad'

und einfach wie ein Erzvater, und wenn der Meister besonders gut gegen mich gewesen ist, hat er mich Benjamin geheißen."

Das Landhaus an der Bahn.

(1880.)

Verstehen Männer oder Frauen besser das Glück zu genießen?

Das soll durch nachfolgende Geschichte nicht entschieden werden. Auch das bleibe dahin gestellt, ob Mutter Eva nach der Frucht vom Baume gelüstet hätte, wenn sie nicht verboten gewesen wäre; aber darauf hinweisen kann die nachfolgende Geschichte von dem Maschinenfabrikanten Reisler und seiner Frau.

Der Mann war eine stattliche und einnehmende Erscheinung, er besaß gute Kenntnisse und unermüdlichen Fleiß; die Frau war anmuthig und zierlich, etwas klein gerathen und es half ihr nicht viel, daß sie sehr hohe Absätze unter ihren Schuhen hatte, das gab nur ihrem Gange etwas unsicher Trippelndes und die Gärtner hatten die tiefen Spuren ihres Ganges allmorgendlich in den Wegen wieder glatt zu harken.

Der Mann hatte seine Fabrik in der Stadt, aber jetzt schon den dritten Sommer wohnte er mehrere Monate, bis in den Herbst hinein, in dem Landhause seines Freundes, des Eisenbahningenieurs, der mit großem Geschick die kunstreiche Bergbahn gebaut hatte und nun zur Oberleitung der Arbeit am Gotthard-Tunnel berufen war.

Der Ingenieur hatte mit besonderem Kunstverstand und auch mit Klugheit sich ein Stück Land in der Nähe der Eisenbahn erworben und dort mit gutem Geschmack ein einfaches, aber überaus wohnliches

Haus erbaut; er hatte das Terrain hier geebnet, dort erhöht, ja er hatte ein Stück des wilden Baches abseits gelenkt, aber immer mit sorgfältiger Schonung der prächtigen alten Bäume, die weit umher standen.

Bei seiner Berufung zum Durchstich des Gotthard bot er dem Maschinenfabrikanten Reisler, mit welchem er von der polytechnischen Schule her nahe befreundet war, das für denselben geschickt gelegene Landhaus zum Verkauf an. Reisler reiste mit seiner Frau dorthin. Die Frau fand freilich Alles sehr hübsch, aber zu einsam, zu öde, und dann, warum sollte man sich binden, warum nicht mehr die kurze freie Zeit, welche die Fabrik dem Besitzer gönnte, auf Reisen verbringen? Und wer weiß, ob man bei dem Rauschen des Baches gut schlafen und ob überhaupt mit der Zeit nicht Alles langweilig wird.

Reisler hörte den sich immer erneuenden Tadel seiner Frau mit großer Ruhe an; er sprach weiter nicht mehr vom Ankauf. Als Tags darauf die Frau sagte, der Freund könne ja das Landhaus einstweilen zur Miethe überlassen, weigerte sich derselbe anfangs; nach einer Stunde aber kam er und erklärte, daß er dem Freunde zuliebe das Landhaus vermiethe, aber nur ihm, und fortan verkaufe er es nicht mehr, unter keinem Preise.

Nun zog Reisler mit Frau und Kind ins Landhaus, und von Tag zu Tag war die junge Frau glückseliger in ihrem Besitzthum, denn jetzt konnte sie fast den ganzen Sommer die Frische des Landlebens genießen, der Mann konnte leicht in die Fabrik zurück und Abends wiederkommen oder auch auf einen oder zwei Tage in der Stadt bleiben; dazu zeigte sich auch behagliche Geselligkeit in der Umgebung, und so war man beglückt und heiter.

Es war im dritten Sommer, eben in diesem Jahre, nachdem im Frühling der glückliche Durchstich des Gotthard-Tunnels gelungen war, da kam der Ingenieur zu Besuch und mit Freuden hörte man ihn erzählen von jenen wunderbaren Tagen, da das Werk gelungen war. Frau Reisler fragte nun, ob er jetzt selber das Haus beziehen wolle. Der Ingenieur zuckte die Achseln, und Reisler wandte sich rasch ab und machte sich im Garten zu schaffen. Die Frau redete eindringlich dem Ingenieur zu, er möchte ihnen doch jetzt das Landhaus überlassen, es sei so schön und sie wisse gar nicht mehr,

wie sie sich anders gewöhnen sollte; jeder Baum, jeder Strauch sei ihr lieb. Der Ingenieur bedauerte, daß Geschehenes nicht mehr rückgängig gemacht werden könne.

Am Morgen als der Ingenieur abreisen mußte, saß man im Garten beim Frühstück; da sagte die Frau:

„Karl, ich bitte dich, hilf mir zureden, unser Freund soll uns nun dieses Besitzthum, an das wir uns so gewöhnt haben, zum Eigenthum überlassen."

„Ich kann es nicht mehr verkaufen; es ist rein unmöglich," rief der Ingenieur lachend.

„Warum unmöglich?"

„Weil es schon seit drei Jahren unser Eigenthum ist," entgegnete Reisler.

„Was? Unser Eigenthum? Und das konntest du mir verhehlen? Es ist mir unbegreiflich, wie du drei Jahre lang meinen Wunsch sehen und hören konntest und immer schwiegst. Aber es ist gut so, gut."

Reisler und seine Frau begleiteten den Freund zur Bahn und als sie heimkehrten, sagte die Frau: „Gottlob, jetzt ist das unser eigen Heim und es soll dir verziehen sein, daß du mich so lange hintergangen hast; aber nicht wahr, du hältst mir nichts mehr verborgen?"

„Gar nichts; ich wüßte nichts weiter" ...

Wenn ihr die Gebirgsbahn hinan fahrt, und in halber Höhe eines lieblichen Thales ein schönes und bescheidenes Landhaus seht, so denkt, dort wohnen glückliche Menschen.

Die Stiefmutter.

Eine Erzählung.

1. Zwei Naturen neben einander und in Einem.

Fromm wie die Taube und klug wie die Schlange waren der Staffelnbäck und seine Frau, das heißt: er war klug und sie war fromm; und er war so klug, daß er sich sogar manchmal nach ihrer Frömmigkeit richtete. Wenn er nämlich etwas nach seiner pfiffigen Weise anlegen wollte, versicherte er sich oft, was denn die Geradheit und Einfachheit dazu denken würde; und das hatte er ganz nahe bei der Hand, er brauchte nur seine Frau zu fragen. Er folgte ihr dann entweder, weil die Geradheit das Klügste war, oder er nahm seine Maßregeln so, daß die Forderungen der Geradheit dabei wohl mit einge-

rechnet waren. Darum sagten viele Menschen, der Staffelnbäck sei gar nicht zu berechnen: manchmal seien seine Plane wie ein Acker voll Mäuselöcher, und manchmal sei Alles so offen und ohne Falsch, als ob er keine Ahnung davon habe, was Hinterlist wäre. Und er galt für siebenfach klug, denn man konnte ja nicht wissen, wie gescheit er die einfache Ehrlichkeit seiner Frau zu verwenden verstand.

Der Staffelnbäck war im Wohlstand, man hielt ihn aber für reich; und seltsam! wie Menschen gut oder schlecht werden, weil man sie dafür hält, so kann es auch kommen, daß Menschen reich werden, weil man sie dafür hält, besonders wenn sie diese Weltmeinung so zu benutzen verstehen, wie der Staffelnbäck. Dabei war er äußerst bescheiden gegen geringere Leute, obgleich auch wieder sehr selbstbewußt gegen Höherstehende. Es gab aber der letzteren Art nicht viele. Sogar den alten Papiermüller, den reichsten und darum auch vornehmsten Mann in der ganzen Gegend, dessen Sohn Kreisrichter war, sogar den alten Papiermüller behandelte der Staffelnbäck höflich, nicht weil er ihn für vornehm, sondern weil er ihn für geringer hielt. Natürlich aber brauchte er ihm das nicht auf die Nase zu binden, und es herrschte der Ruf, daß es gegen Hoch und Nieder keinen freundlichern Mann gäbe, als den Staffelnbäck.

„Als ich noch Schrannenknecht war", lautete viele Jahre lang seine Redensart, dann aber änderte er sie dahin: „als ich noch Fruchtmesser war". Beide Bedienstungen hatte der Staffelnbäck gehabt, bevor er sich selber zum Staffelnbäck und die Stadt ihn zum Stadtrath machte. Er erzählte gern, wie er als armer Bursche, mit sechzehn Jahren schon ausgewachsen und baumstark, in die Stadt gekommen sei, beim Getreidemarkt in der Schranne geholfen habe die Säcke auf- und abladen, hin- und hertragen, und wie er froh gewesen sei, für je sechs Maltersäcke zwei Kreuzer Trägerlohn zu erhalten. Dann knüpfte er gern daran, wie er zum vereideten Fruchtmesser geworden, wie ihn endlich der alte Staffelnbäck als Lehrling einschreiben ließ und er's überhaupt nach und nach vom Bettelbuben zu Etwas gebracht.

Solche öftere Erzählungen thaten ihm wohl; man merkte das dem zufriedenen Tone an und der ganzen Art, wie er die

Einzelheiten ausmalte. Es war das nicht nur ein gewisses Wohlgefühl im Ausruhen nach überstandenen Mühseligkeiten, es war auch eine Dankbarkeit gegen die Führung seines Schicksals, gepaart mit stolzer Freude an sich selbst. Und dann war solche Erzählung auch klug. Erzählte er selbst, was er gewesen und was er geworden, so gereichte es ihm zur Ehre; verschwieg er's und ließ es durch Andere berichten, so konnten boshafte und neidische Nebenbemerkungen nicht fehlen. Berichtete er da und dort oft, wie es ihm in Noth ergangen war, so rechnete es ihm der Geringere dankbar an, daß er sich ihm gleichstelle, und die Vornehmeren priesen seine Bescheidenheit und waren glücklich, ihm durch ihre Gunst bezeigen zu können, wie weit er's gebracht. Denn sie, die Vornehmen, stellten sich ihm gleich. Der Kameralverwalter holte ihn manchmal ab zum Gang nach dem Bierkeller vor der Stadt; ja manchmal saß er beim Staffelnbäck oder schaute rauchend mit ihm zum Fenster hinaus und ließ es gern geschehen, daß dem Hause dadurch hohe Ehre widerfuhr.

Es gab aber auch kein behaglicheres Haus, als das des Staffelnbäck. Beiläufig gesagt, es waren an die steinernen Treppen sogenannte Staffeln gebaut, die von der oberen Stadt nach der unteren führten, wenn man nicht den Fahrweg an der Krone und der Post vorbeigehen wollte. Das Haus des Staffelnbäck war ein sogenanntes Durchhaus; die Treppe, die an der Stube vorüberführte, diente auch zum allgemeinen Wege. In der Stube war es allzeit behaglich; der Duft des frischen Brodes machte das Verweilen darin fast nahrhaft und das Antlitz der Staffelnbäckin sah aus, als ob immer „Gesegn' es Gott!" darauf geschrieben wäre.

Man sagt, daß in Hungerjahren ein Laib Brod von gleichem Gewicht nicht die Nahrungskraft habe, wie in einem gesegneten Jahre. Es mag wohl sein, daß der Nahrungsstoff darin minder entwickelt ist, aber es ist auch noch etwas Anderes, das sich nicht wiegen und nicht messen läßt, und das ist der allgemeine Segen, der das Wunder der Speisung vollzieht, die mit Kleinem ausreicht. So war es einem Jeden, der von der Staffelnbäckin ein Brod erhielt, als ob sie in der Art, wie sie es darreichte und dazu nickte, einen eigenen Segen drein lege, daß es viel nahrhafter wurde, als

Anderes von anderen Menschen. Sie war auch haushälterisch für fremde Leute. Wenn Dieser oder Jener neubackenes Hausbrod haben wollte, gab sie ihm keins, und wenn man doch drängte, sagte sie im Stillen vor sich hin: „Gott verzeih' mir die Sünde!" und betheuerte laut: „ich hab' nur noch altbackenes, und du wirst sehen, das nährt besser." Gegen eine Käuferin, die mit aller Gewalt frischbackenes Brod haben wollte, rief sie einmal: „Wir backen nur gestriges"; und das Witzwort gab viel zu lachen im Städtchen.

Von ihrem Stuhle vorm Schiebfensterchen aus gewann die Staffelnbäckin eine Weltkenntniß, die sie immer liebreicher, immer wohlwollender und milder machte. Sie hatte aber auch eine gute Grundlage dazu, denn sie war die Tochter des Musterlehrers Straubenmüller, eines feinen und tiefbegeisterten Menschen, der eben, weil er Alles so warm, mit ganzer Seele erfaßte, früh hatte sterben müssen. Es klingt wohl seltsam, aber der Titel „Musterlehrer" ist keine Spottbezeichnung, sondern ein wirklicher in Akten und Dekreten ausgesprochener Titel. Man hatte nämlich im Städtchen eine Volksschule mit vermehrten Klassen errichtet und ihr die Bezeichnung „Musterschule" gegeben. Wenn auch sonst nicht viel davon bekannt wurde, daß Mustermenschen daraus hervorgingen, die Tochter des Musterlehrers war des Vaters und seines Berufes würdig. Es war ihr nicht gering anzurechnen, daß sie den ehemaligen Fruchtmesser heirathete und ohne allen Hochmuth ganz glücklich mit ihm lebte. Sie ließ die Menschen reden so viel sie wollten, daß ein so wohlerzogenes, gebildetes Mädchen einen Menschen heirathe, der kaum aus dem Taglöhner herausgewachsen war. Sie verstand die Mannhaftigkeit desselben wohl, und eben diese Achtung seiner Frau war es, die den nachmaligen Staffelnbäck in allen seinen Unternehmungen mächtig hob, und er blieb ihr zeitlebens dankbar dafür, wenn er es gleich nach seiner besonderen Weise so aussprach: „Ja, meine Frau, die ist die pfiffigste, die hat mich auf Zeit gekauft, die hat auch gut gerechnet, denn sie hat gewußt, daß ich in ein paar Jahren aufschlage und das Dreifache gelte." Dabei blieb sie still und bescheiden. Der Staffelnbäck nannte sie oft seine Hausuhr: die hängt an der Wand, geht ruhig fort, redet nicht drein zu Allem, was geschieht, aber wenn man darauf sieht, zeigt sie Einem, wie viel Uhr es ist. Die

Staffelnbäckin wußte aber auch bei Anderen, was die Stunde geschlagen hatte. Wie viel Menschen aller Art gingen an ihr vorüber, hielten sich bald kürzer, bald länger vor ihrem Fenster auf;

sie verfolgte im Stillen deren Lebensgang. Besonders auf die Dienstmädchen hatte sie ein wachsames Auge. Es schien, als könne sie in den Gesichtern lesen, und manche Bemerkung, die sie Diesem und Jenem nur beiläufig hinwarf, ward oftmals zur Errettung vom

Untergang. Sie wußte sich die Menschen dadurch zu verbinden, daß sie Diesem und Jenem einen Auftrag gab, der im Vorbeigehen zu besorgen war; die halbe Stadt diente ihr dadurch und war ohne Scheu vertraulich gegen sie. Man hatte ihr Gefälligkeiten erwiesen und ließ sich daher gern von ihr helfen und rathen. Sie war die stille Dienstbotenmietherin und wußte ganz geschickt ausfindig zu machen, wohin Diese oder Jene taugte, und doch, es war fast wunderbar, sie duldete keinen langen Aufenthalt beim Brodholen; bald fiel das Schiebfensterchen nieder und sagte: „Das Gespräch ist aus!" und der gold'ne Haubenplätz am Hinterkopfe, der nur noch durch die Scheibe sichtbar war, sagte wohl: „Reden ist Silber und Schweigen ist Gold".

Bis vor wenigen Jahren hatte die Staffelnbäckin fast nur Glück und Freude in ihrem Hausstande gehabt. Ihre einzige Tochter war an den Oelmüller im Thale verheirathet und lebte in Frieden und Wohlstand, und ihr einziger Sohn war Kronenwirth im Städtchen, drinnen an der Ecke des Marktplatzes, wo jedes Fuhrwerk, das vom Berge kommt, anhalten und den Radschuh aushängen muß. Das war ergiebig für die Wirthschaft, und Vermögen und Glück des Sohnes mehrten sich. Die Staffelnbäckin kam aber nur selten in die Krone, und es wurde jedesmal als ein Fest betrachtet, wenn sie kam; sie ging fast nie in die Wirthsstube, sondern saß in der Hinterstube bei der Schwiegertochter und deren beiden Kindern und nahm es, wenn auch ablehnend, doch mit Freude an, daß man der Großmutter einen bessern Kaffee machte. Die Staffelnbäckin war eben am liebsten zu Hause, und wenn sie einmal, und zwar immer sorgfältig gekleidet, nach der Krone ging, winkten die Obstweiber, die an der andern Seite der Straße gegenüber feilhielten, einander zu und jedes Gesicht wurde heiter, dem sie einen Gruß zunickte. Seit bald zwei Jahren aber war die Staffelnbäckin oft auch traurig, denn die Kronenwirthin, die zugleich ihre Schwestertochter gewesen, war gestorben, und die Großeltern hatten das älteste Kind derselben, ein Töchterchen, damals von sieben Jahren, mit Namen Ernestine, zu sich genommen. Seinen zweijährigen Knaben hatte der Vater behalten, und die Staffelnbäckin hatte eine Verwandte, die schon seit zwanzig Jahren bei ihr im Hause war, ihrem Sohne als Wirthschafterin überlassen.

Während die Staffelnbäckin noch immer um den Tod der Schwiegertochter trauerte, war es ihres Mannes einziges Sinnen und Trachten: wie man dem Sohne zu einer Frau verhelfe, und zwar zu einer solchen, die den Glanz der Familie aufs Neue erhöhe, so daß man, wie der Staffelnbäck immer wünschte, noch ein Stockwerk auf die Krone aufsetze und den Bären, das Lamm, das Roß und den Adler, d. h. die Wirthshäuser dieses Titels, zu Grunde richte. Eine Schwestertochter des Papiermüllers schien die geeignetste; der Papiermüller selber hatte einmal darum herumgeredet, und nicht umsonst ging er, statt zu den Herren in die Post, jetzt so oft Abends in die Krone; aber weder der Kronenwirth noch die Mutter gingen darauf ein, wenn der Staffelnbäck davon sprach. Der Kronenwirth wollte nicht mehr heirathen, er wollte seine Kinder nicht zu Stiefkindern machen.

Man sagt sonst, daß Eheleute mit der Zeit einander ähnlich werden; dies war hier nicht der Fall. Der Staffelnbäck war schlank aufgeschossen und knochenspitz, Alles an ihm schien zu Knochen geworden, seine Oberlippe zeigte kein Roth, während die untere etwas vorstand, sein ganzes Gesicht war wie fein geschnitzelt, die Staffelnbäckin dagegen war rund, voll und behaglich. Aber trotz ihrer äußern und innern Verschiedenheit lebten sie friedfertig mit einander, und bei genauerer Betrachtung konnte man auch manches Aehnliche zwischen ihnen entdecken.

Die hintere Stube des Staffelnbäck hieß in der ganzen Gegend die Bäckenkanzlei, denn der Staffelnbäck war, was man einen Advokatenkopf nennt, und er machte von dieser Befähigung ausgiebigen Gebrauch: es gab nicht leicht einen Rechtshandel im ganzen Bezirk, der nicht zuerst vor seinen Richterstuhl gekommen wäre, und wie von der Frau, war auch von ihm eine Redensart in Aller Munde, und die hieß: „Berichte mir lieber, was dein Gegner sagt". Es kam nämlich, wie jeder Rechtsanwalt zur Genüge erfahren hat, immer wieder vor, daß ein Rechtsuchender ihm die Sache so darstellte, daß nichts auf der Welt klarer sein konnte als sein Recht, und es unbegreiflich schien, wie da irgend Zweifel und Streit obwalten könnte. Da sagte der Staffelnbäck oft dem Vortragenden: „Was nützt es dir, armer Schelm, wenn du mich hintergehst? Sag' mir lieber,

was dein Gegner vorbringt; da kann ich dir besser rathen. Denk' dir einmal, du wärst der Andere, und dann schau' zu, was du verlangen kannst und mußt."

Das war nun freilich schwer. Es ist nur wenig Menschen und auch diesen nur selten gegeben, sich selbst wie einen Fremden zu betrachten, sich selbst aus dem Auge eines Andern anzuschauen, und das liegt auch mit inbegriffen in jenem hohen Spruch: Lerne dich selbst kennen. Klopf' bei dir an, komm' einmal zu dir, wie wenn du ein Fremder wärst; schau, was für ein seltsamer Besuch das ist! Zuerst mußt du glauben, daß du dich nicht kennst, dann erst kannst du dich kennen lernen.

Aus den Rechtshändeln und deren Vortrag beim Staffelnbäck ging darum manchmal noch etwas mehr hervor, als bloße Feststellung von Mein und Dein. Das Verzichten auf einen angesprochenen Besitz wurde auch oft zum Aufgeben einer Meinung. Der Staffelnbäck wurde so manchmal auch zum Friedensrichter, und er führte dabei ein seltsames Scepter: das war nicht mehr und nicht weniger als eine Fliegenklappe; die wußte er so geschickt zu handhaben, daß er auf dem Rande eines Glases eine Fliege treffen konnte, ohne das Glas umzustürzen, und das ist keine geringe Kunst. Wenn dann so ein rechthaberischer zäher Gewaltthäter ein Recht bis aufs letzte Pünktchen verfolgen wollte und alle Nachgiebigkeit verschmähte, da sagte der Staffelnbäck oft: „Schau, man muß nicht nach allen Fliegen klatschen; man muß auch manche fliegen lassen." Und es gelang ihm, manchen Streit zu schlichten, ehe er vor den gesetzten Richter kam.

Der Staffelnbäck hatte auch eine Dose, mit der er viel hantierte; es war eigentlich eine Spieldose, obgleich sie keine Musik machte. Der Tabak darin war immer frisch, aber der Staffelnbäck schnupfte eigentlich nicht selber, er gebrauchte seine Dose nur, um daran allerlei glückliche Absatzpunkte für sich und Andere zu gewinnen. Wenn er schnalzend mit dem rechten Zeigefinger darauf klopfte, dann die Dose öffnete und lange mit einer Prise spielte, indem er die Dose ruhig in der Hand hielt und eine Prise durch Daumen und Zeigefinger der Linken laufen ließ, da war es, als ob er auch äußerlich das gewänne, was er innerlich bedurfte: Ruhe auf

der einen und bewegliche Ueberlegung auf der andern Seite; und wenn er dann endlich weit ausholend eine Prise zur Nase führte, aber wie schnell sich besinnend die Körnchen wieder wegwarf und rasch zu dem Anwesenden sprach: alles das waren geschickte Finten, um Ueberlegenheit und Vortheile zu erringen. Zuweilen gelang es ihm auch, einen hitzigen Gegner dadurch zu beschwichtigen, daß er ihm still die offene Dose hinhielt, ja, es war dies oft ein Mittel, um trotzig Abgewendete auf eine glückliche Weise wieder mit einander zu verbinden.

Niemand wußte, selbst seine eigene Frau nicht, wie ergiebig die Spieldose war.

Die Leute redeten dem Staffelnbäck oft zu, er solle sich doch die Wirthschaftsgerechtigkeit erwerben, und sein Haus werde eines der besuchtesten in der ganzen Gegend sein; aber darin war er vollständig einig mit seiner Frau, daß man nicht darauf eingehe. Sie behauptete nämlich, daß sie nicht Wirthin sein könne, sie habe dann kein eigen Haus mehr und es wäre ihr, wie wenn sie auf der Straße wohnen sollte; jetzt müsse Jeder sie schön begrüßen, der in die Stube trete; sei aber ein Wirthshaus da, so müsse sie im Gegentheil zuvorkommend und höflich sein, wenn es ihr auch gar nicht darum zu thun wäre. Der Staffelnbäck dagegen suchte seine Gründe nicht so weit und so tief her und war doch mit seiner Frau einverstanden. Er wollte einfach seinem Sohne keinen Abbruch thun, und er fand nun ein geschicktes Mittel, diesem sogar geregelt förderlich zu sein.

War es dem Staffelnbäck schon an sich angenehm, einen Sohn

als Wirth in der Stadt zu haben, so zu sagen ein Stück Oeffentlichkeit, in der man doch eigen zu Hause ist — man geht ins Wirthshaus und ist doch daheim, man kann Bedienung verlangen wie ein Gast und Willfährigkeit als Angehöriger — so nutzte er das auch noch weiter aus. Er hatte im Sommer und im Winter seine bestimmten Stunden, wo er in der Krone zu treffen war, und wenn Einer sonst nach ihm begehrte, da hieß es: um die und die Zeit in der Krone! Er ertheilte dort öffentliche, und wenn es gewünscht wurde, auch geheime Audienzen in einem besondern Stübchen. Am Weinkauf bei Handelsabschlüssen, am Johannestrunk bei friedlichen Vergleichen fehlte es in der Krone selten. Ja, einen großen Theil seiner eigenen schwunghaften Geschäfte — denn er trieb neben der Bäckerei einen schwunghaften Fruchthandel — verlegte der Staffelnbäck in die Krone; das brachte nicht nur dem Sohne einträglichen Verkehr, sondern führte ihn auch immer entschiedener in das Geschäft des Vaters, zu dem er sich sonst nicht recht hatte schicken wollen, denn der Kronenwirth hatte etwas von der stillen gemüthlichen Natur seiner Mutter oder, wie es der Staffelnbäck nannte, von dem „Heimgesessenen des Musterlehrers" mitbekommen.

Der Kronenwirth war ein Jahr lang im Seminar gewesen, aber der Vater wußte ihn von dem „Bettelbrode", wie er es nannte, abzubringen, und es war ein hartes Wort, das der Sohn nie vergaß, da der Vater sagte, die Schulmeister seien die Stiefkinder der Welt.

Auch vom Kronenwirth war ein Wort im Umlauf, das ihm viel Herzeleid machte. Er hatte einst, da er ein ziemliches Quantum Roßhaar kaufen wollte, unglücklicherweise immer Pferdehaar gesagt, und boshafte Leute haben daraus eine ganze Geschichte gemacht. Man erzählte sich, daß der Kronenwirth einen Bauer gefragt habe: „Habt Ihr keine Pferde?"

„Warum?"

„Ich möchte gern die Haare davon kaufen." Diese Geschichte wurde natürlich gern gehört, und es half dem Kronenwirth nichts, daß er Einsprache dagegen erhob; manches Knechtlein dünkte sich wunder wie groß, wenn es ihn fragen konnte: „Kaufst du keine Pferdehaare?"

Das war nun allerdings schon lange vergessen, aber eine gewisse Unbehülflichkeit im Weltverkehr und dann wieder eine gewisse Anspannung, diese zu überwinden, machte dem Kronenwirth viel zu schaffen. Er hatte so zu sagen ein hochdeutsches Denken und eine zu saubere Empfindung. Er konnte im Handel und Wandel gar keinerlei Hinterlist anwenden; er dagegen ward leicht hintergangen, und jede Unredlichkeit, ja sogar jede Rauhigkeit überraschte ihn immer wieder aufs Neue. Der Vater sagte oft zu ihm: „Du gehörst an das Brodstühlchen deiner Mutter und nicht in die Welt hinaus. Du bist einer von den Menschen, die so in ihren eigenen Gedanken in der Welt herumlaufen, und jeder Hund, der unversehens bellt, erschreckt sie bis ins Herz hinein. Sei wach, und du weißt, daß viele Hunde angebunden sind, und viele bellen nur und beißen nicht, und will einer beißen, bist du stark genug, kannst dich wehren."

Weil nun der Kronenwirth seine Fehler willfährig und mit aufrichtiger Selbstanklage eingestand, darum hielt ihn der Staffelnbäck für noch schwächer und der Lenkung bedürftiger, als er war; denn scharfe, aller Reumüthigkeit abholde Naturen halten denjenigen, der einen Fehler frei bekennt, für schwächlich und gering.

So war der Kronenwirth in eine Abhängigkeit zu seinem Vater gerathen, die er sich im Sohnesgefühl, im Mißtrauen auf seine eigene Kraft gern gefallen ließ.

Der Staffelnbäck dagegen wollte seinen Sohn kräftigen, zumal da dieser seit dem Tode seiner Frau ganz verloren war und sich gern hätte in den kleinsten Dingen befehlen lassen, was er thun sollte.

Der Vater verwendete ihn zu allerlei Geschäftssachen, um ihn zu zerstreuen, und war dabei sogar äußerst mild. Wenn der Sohn sich selbst anklagte, daß er Dieses oder Jenes ungeschickt gemacht habe, so tröstete ihn der Vater und redete ihm das aus. Er arbeitete eben mit aller Macht daran, den Sohn zu kräftigen, um ihn zu den großen Planen, die er noch mit ihm vorhatte, geschickt zu machen.

Es war im Herbste, als der Vater eines Abends, nachdem alle Gäste fortgegangen waren, zu dem Sohne sagte: „Du mußt morgen früh ins Breisgau und sehen, daß du Linsen, Bohnen und

Hanf kriegst; du kannst dich dann gelegentlich auch nach etwas Kleesamen und nach Flachs und Welschkorn umsehen."

Der Sohn wollte Einwendungen machen, aber der Vater hatte diese alle vorher schon bedacht und widerlegte sie leicht. Er übernahm wie sonst immer das ganze Wirthshaus, und am andern

Morgen, lange vor Tag, stand der Kronenwirth, während das Fuhrwerk vor dem Hause angespannt war, am Bette seines Söhnchens und Thränen traten ihm in das Auge: wenn der Junge die Nachthaube aufhatte, sah er der Verstorbenen so ähnlich . . .

Die frische Morgenluft erhellte bald die Gedanken des Kronenwirths, und als der Tag aufging und glänzend am Himmel stand,

über der Erde, die so frisch mit Früchten beladen; als auf der Straße die beiden Pferde so wacker ausgriffen, da war es dem Kronenwirth auf einmal so leicht zu Muthe. Er schalt sich innerlich, daß er immer wieder in Weichmüthigkeit versinke, und gab seinem Vater Recht, daß er ihm die männliche Wehrhaftigkeit absprach. Das sollte anders werden. Als ob er sich selber damit in die Zügel nehme, faßte er die Zügel der Pferde und fuhr knallend dahin. Die Welt ist ja noch frisch und es geht nun einmal nicht, daß man sich auch bei dem schwersten Unglück losmacht von dem, was der Tag bringt und fordert, und die Kinder beginnen erst ihren Lebensgang auf der Welt und brauchen einen herzensmuthigen Vater. Er lächelte still vor sich hin, wie er dachte, daß sein Kind jetzt aufstehe, und jetzt kommt das Schwesterchen und holt es zur Großmutter. Es kam ihm wunderbar vor, daß er so viel eigen Leben daheim hatte; er erschien sich wie neu, wie allein und abgelöst, und die Pferde trugen ihn dahin weit in die Welt hinaus. Er starrte vor sich hin, als ihm Kinder begegneten, die mit dem Schulzeug nach der Schule gingen, denn es fiel ihm ein, wie er einst selbst sich dem Lehrerberufe hatte widmen wollen. Jetzt säße er vielleicht dort und wartete auf die Kinder, und nun fuhr er mit zwei stattlichen Pferden dahin. Er nickte dem Schullehrer zu, der zum Fenster heraussah, und der Schullehrer zog die Mütze ab; er dachte wohl, es grüße ihn ein Bekannter, vielleicht gar ein Vorgesetzter. Ja, der Vater soll nicht mehr sagen: „Du taugst nicht für das Leben in der Welt, wo Eins im Handel und Wandel mit dem Andern um den Vortheil ringt!“ Ja, das gilt vom alten Kronenwirth, aber da ist jetzt der neue und andre; der wird der Welt schon zeigen, was er vermag, und daß er nicht umsonst der Sohn des Mannes ist, der für den Gescheitesten in der ganzen Gegend gilt und es auch ist . . .

„Was hast du auf deinem Wagen?“

„Weizen?“

„Verkauft?“

„Nein!“

„Was kostet das Malter?“

„Wie's eben der Marktpreis ist.“

„Gut, wir sehen uns drin in der Stadt wieder.“

Das war das bündige Gespräch, das der Kronenwirth, die Pferde anhaltend, mit einem Bauern pflog, der mit einer schweren Fuhre nach der Stadt fuhr; jetzt schnalzte er mit der Zunge, die Pferde griffen aus, und er fuhr rasch davon.

Der Bauer sah dem seltsam kecken Menschen verwundert nach und schob den Zunder, den er eben in die Pfeife stecken wollte, daneben, so daß er aufsprang und lange suchte, damit der Wagen nicht in Flammen aufgehe. Er schüttelte im Weiterfahren noch oft den Kopf über den Mann, der gethan hatte, als wolle er fragen: „Was kostet die Welt?“

Wandelbarer und unsteter sind die Wolken am Himmel nicht, als oft die Gedanken der Menschen, zumal solcher, die ein schweres Geschick im Herzen tragen und damit kämpfen, bald darüber hinauskommen und bald ganz drein versinken. Nacht und Tag wechselt im Gemüthe, leise und allmälig wandelt sich Eins in das Andere, und es läßt sich nicht genau fassen, wie es zum Andern wird, und plötzlich ist es Nacht und plötzlich ist es Tag.

Der Kronenwirth, der ausgefahren war, um ein gewinnbringendes Geschäft zu machen, wurde so weichmüthig und gleich darauf so aufbegehrerisch, so sicher und selbstbewußt. Er kaufte in der That nahezu hundert Malter Weizen und war doch gar nicht ausgefahren, um solchen zu kaufen; aber sein Vater sollte auch gleich sehen, daß er auf eigene Faust zu handeln verstehe, und das sollte sich immer mehr zeigen.

2. Ein schwerer Mann.

Im Breisgau hieß es, daß von Hülsenfrüchten nichts mehr zu erwerben sei, der Geldstumpf von Freiburg habe Alles aufgekauft; der Kronenwirth war jetzt so keck, daß er geradezu nach Freiburg fuhr, um zu sehen, ob er nicht dem Geldstumpf die Beute entziehen könne.

Das war allerdings viel gewagt.

Vom Geldstumpf hatte noch nie Jemand Vortheil gehabt, außer wenn der Geldstumpf dadurch noch einen größeren für sich herausschlug. Um glatt mit ihm zu verkehren, war es am gerathensten: Geld in der einen und Waare in der andern Hand — abgemacht. Denn in jeder andern Weise, bei mündlichem und schriftlichem Uebereinkommen, fehlte es nie, daß man in einen Rechtshandel verwickelt wurde, wenn man sich nicht geradezu wollte übervortheilen lassen.

Der Staffelnbäck hatte ja noch vom vorigen Jahre her einen Rechtsstreit mit ihm anhängig.

Der Geldstumpf hieß eigentlich Fridolin Stumpf, den Beisatz zu seinem Namen hatte er aber noch bekommen, weil er einer der reichsten Männer im Lande war und gern damit prahlte. Daneben hatte er auch den Namen Suwarow, denn er trug große Rohrstiefel, die bis ans Knie reichten, vorn mit einer Troddel behangen, die man Suwarow-Stiefel nannte. Er trug sich nach der im Anfang unseres Jahrhunderts geltenden Mode, und besonders auffällig war sein doppeltes Halstuch, ein weißes und darüber ein schwarzes, so

daß das weiße wie ein Kragen-Ende hervorsah. Es gab gar viele Menschen, die ihm das doppelte Halstuch gern fester zugeschnürt oder wenigstens gewünscht hätten, daß es von Anderen geschähe. Er war ein kleiner Schänkwirth in der Stadt gewesen, in der Kriegszeit aber war er plötzlich zu großer Macht gelangt; man sagte, daß er ein Spion der Franzosen gewesen sei, und allerdings ging er bei den Fremden aus und ein, als ob er wirklich dazu gehöre, und bald übernahm er große Lieferungen zur Verpflegung der Heere: Hafer, Fleisch und Schuhwerk, wobei er Erkleckliches gewann, natürlich nicht immer auf die ehrlichste Weise. Sein Hauptvermögen eroberte er jedoch aus der Sequestration der Klöster, wobei er die Güter, wie man es damals nannte, zu Kriegspreisen übernahm.

Es darf nicht verschwiegen werden, daß die Erinnerung an diese Vergangenheit sich doch bald verwischt haben würde, wenn der Geldstumpf nicht durch gewaltthätiges, in jeder Beziehung schonungsloses Verfahren die öffentliche Meinung gegen sich herausgefordert hätte. Er hatte Hypotheken auf vielen Häusern in der Stadt und sprach immer davon, daß er in die Schweiz ziehen wolle; aber nach und nach fielen ihm mehrere Häuser eigenthümlich zu, er konnte sie nicht los werden und behandelte seine Miethsleute mit äußerster Strenge. Dennoch setzte er seinen Kopf darauf, in der Stadt wieder zu Ansehen zu gelangen. Er wollte sich nicht vertreiben lassen und erst davon ziehen, wenn er wieder in Ehren stand; aber das gelang ihm nicht, und nun blieb er zum Possen da. Er wollte den Leuten

das Herz abkränken, daß sie sehen sollten, wie gut es ihm ging, und daß er immer reicher wurde. Das gelang ihm, aber er selbst und seine Familie waren nicht glücklich dabei. Er ging stets im Geleite eines großen, auf den Mann abgerichteten Hundes, denn schon mehrmals war er nächtlich überfallen worden von Menschen, die er ins Elend gebracht; und bald war allerdings der Hund sein einziger Kamerad. Man sagte allgemein, daß er in einem großen Erbstreite einen Meineid geschworen habe. Es ging viel die Rede darüber, die Frau habe nicht dulden wollen, daß er schwöre; und als er doch schwur und die Frau bald darauf sich bei der obern Mühle in der Dreisam ertränkte, da war es nun sicher, daß sie in Herzkränkung über seinen Meineid sich den Tod gegeben. Dann lebte er mit seinen drei Kindern, zwei Söhnen und einer Tochter, allein.

Nach und nach bekam der Geldstumpf auch wieder einen Anhang, der mit ihm trank und allerlei Unterhaltung pflog. Es waren theils Schmarotzer, theils Menschen, denen es gleichgiltig ist, mit was und mit wem sie ihre Zeit verbringen. Oftmals fühlte der Geldstumpf, daß er nur von Leuten geachtet wurde, die ihm gleichgiltig oder verächtlich sein mußten, und daß sich diejenigen von ihm abwendeten, an deren Achtung, offen gestanden, ihm allein etwas liegen konnte. Aber wie das geht, in höheren und niederen Verhältnissen, zuletzt vergaß er das und freute sich, daß ihm die Leute ehrerbietig waren; wußte er auch, daß sie ihre Huldigungen nur heuchelten, was liegt daran? Und schon daß sie sich die Mühe geben, ihm zu heucheln, zeigt genug, wie mächtig er dasteht.

Ein hartes Wort sagt: die Schuld der Väter rächt sich an den Kindern. Das ist allerdings hart; aber es liegt in der Hand der Kinder, wie sich diese Sühne an ihnen vollzieht. Die Zertretung der Moralgesetze, die sie vor sich gesehen, kann sie noch tiefer verderben, noch schlechter machen; oder andernfalls, sie nehmen sich das Uebel zu Herzen; das belastet schwer, aber rechtschaffene Erkenntniß und unbeugsamer Wille befreit von dem Schwersten. Es bleibt immer schmerzlich, sich ablösen zu müssen von dem Ursprunge oder zu seiner Erhellung zu arbeiten, und das ist jene Strafe, die auch im besten Falle nicht ausbleibt.

Der älteste Sohn des Geldstumpf hatte solche lose und gefährliche Streiche gemacht, daß der Vater ihn selber heimlich an den Rhein und aufs Schiff brachte, und nach Amerika schickte. Der zweite Sohn hatte dem Vater Kummer anderer Art gemacht, weil er eine Näherin von geringer Herkunft aus der Stadt geheirathet, die so arm war, daß er ihr die Hochzeitskleider hatte kaufen müssen. Erst nach langem Streite vor den Gerichten hatte der Geldstumpf seinem Sohne das mütterliche Erbtheil ausgeliefert, und wie zum Possen gegen den Vater war nun der Kaufladen des jungen Mannes immer von der ganzen Stadt besucht und man zeichnete den jungen Kaufmann und seine eben so sittsame als schöne Frau in aller Weise aus. Vierzehn Jahre waren es bereits, seit der Vater kein Wort mit seinem Sohne sprach, und die Schwiegertochter und die Enkel hatte er kaum je mit einem Blicke angesehen.

Nun lebte er allein mit seiner einzigen Tochter in einem großen Hause in der Gauchgasse, das ehedem zu einem Kloster gehört hatte, und die Tochter war selbst wie in einem Kloster still zurückgezogen.

Manche wollten behaupten, daß der Geldstumpf gar nicht so reich sei, als es den Anschein habe: er treibe zu vielerlei Geschäfte; und es ist ein wahres, aber zu wenig bekanntes Sprüchwort: Vielerlei Gewerbe, wenig Erbe. Man konnte allerdings nie recht klar werden, wie es mit ihm stünde; was man ihm wenigstens wünschte, war einst auf einem Bilde ausgedrückt, das sich plötzlich auf den Dosen verbreitete. Die Unterschrift hieß: „Suwarows Ende", und der Geldstumpf war darauf lebenstreu abgebildet, wie er auf seinem Hunde saß. Er hatte schnell den ganzen Vorrath der Dosen aufgekauft, aber es nützte nichts, denn es waren doch bereits mehrere in fester Hand und bald erschienen sie in neuer und vermehrter Zahl, und jetzt that er, was er von Anfang gleich hätte thun können: er lachte über den boshaften Streich, der bald vergessen wurde.

Manches von dem, was über den Geldstumpf bekannt war, und noch dazu mit allerlei Fabelhaftem übertrieben, ging jetzt dem Kronenwirth durch den Kopf, indem er gen Freiburg fuhr. Aber als er von Zähringen aus den feingezackten Thurm des Münsters sah, da stieg die Erinnerung an einen guten Kameraden lebendig in ihm auf. Dort, nicht weit von dem Prachtbau, wohnt ja der Geßler, der

zwei Jahre beim Staffelnbäck als Geselle gearbeitet, er hat sich ja hier als Meister niedergelassen. Wie wird der sich freuen beim Wiedersehen! Er wird schon ein Unterkommen für dich und deine Pferde haben.

Der Bäckermeister Geßler am Münster war leicht erfragt, er wohnte neben dem Kaufhause, wo man die Breitenansicht des Münsters mit seinen drei großen und vielen kleinen Thürmen hat. Als der Kronenwirth anfuhr, fiel eben der Zeiger an der Sonnenuhr auf acht, und vom Thurme schlug es, und als der Kronenwirth beim Hause anfuhr und stillhielt, kam der Bäcker unter das Hausthor; er sah stattlich und breit aus, und das frische Hemd, nicht verdeckt durch Rock und Weste, erschien durch die rothen Hosenträger noch heller. Erst nach einer Weile erkannte er den Kronenwirth, und die Hände emporhebend, rief er: „Lieber Gott, du bist's? Ja! Kronenwirth, kein anderer Mensch auf der Welt hätte kommen dürfen als du. O, das ist prächtig, o, das ist gut."

„Was hast du? was ist dir denn? So bist du ja dein Lebtag nicht gewesen!" sagte der Kronenwirth zu dem Kameraden, dessen Antlitz Wonne strahlte, „du siehst ja aus, man kennt dich kaum mehr."

„Ja, denk', in dieser Minute hab' ich zum Erstenmal auf der Welt mein eigen Kind gesehen. Es ist kaum ein paar Minuten, daß mir meine Frau einen Buben gebracht hat, einen Prachtburschen, und kaum hab' ich ihn gesehen, da hör' ich dich anfahren und spring' davon."

„Ja, ja, man sieht dir's an; der Blick, mit dem man zum Erstenmal das erste Kind sieht, steht dir noch im Gesicht. O, das ist ein Glück, das nimmer wiederkehrt, nimmer so. Ist doch Alles gesund, Alles wohlauf?"

„Alles wie's im Buch steht, sagt die Hebamme."

„Geh hinein," sagte der Kronenwirth und faßte wiederum die Zügel seiner Pferde und schickte sich zum Aufsteigen an, „geh hinein und halte Ruhe, das ist jetzt das Nöthigste. Ich hab' bei dir absteigen wollen, aber das geht jetzt nicht, ich stelle da drüben beim Gastwirth ein und komme gegen Abend schon wieder zu dir. Ich bleib' ein paar Tage hier, hab' Geschäfte."

„Nein, du darfst nicht fort, deine Gäule stell' ich zu meinem

Nachbar, und du hast Platz bei mir vollauf; du sollst der Erste sein, der in unserem Gastbett schläft, und ich kann dir nicht sagen, wie froh ich bin, daß du bei mir bist. Schau, ich bin dir so weichmüthig, so . . . ."

Der junge starke Mann konnte vor innerer Rührung nicht weiter sprechen und der Kronenwirth sagte: „Ja, ja, ich könnt' es auch ein gutes Zeichen nennen, daß ich in dieser Minute zu dir kommen muß."

Der Bäcker gewann die Sprache wieder und fuhr fort: „Darum mußt du bei mir bleiben; ich muß Einen haben, der bei mir ist, ich habe schon nach Kirchzarten zu meiner Mutter geschickt. O, wenn sie nur schon da wär', ich kann sie gar nicht erwarten; mein Gaul ist krank und ich hab' nach einem andern geschickt und es dauert lang, bis meine Mutter kommt. Das ist Alles so schnell gewesen. Noch vor einer Stunde hat meine Frau mit mir Kaffee getrunken. Hast du denn schon was Warmes im Leib? Komm herein, es ist noch da oder es muß gleich fertig sein."

„Nein, ich fahre nach Kirchzarten und hol' deine Mutter. Gib mir Jemand mit, daß ich sie kenne, wenn sie mir unterwegs begegnet. Da, dein Gesell kann zu mir heraufsitzen."

„Nein, warum den Gesellen und dich mit ihm fortschicken? Da bin ich ja noch mehr allein!" widerstrebte der Bäcker. Der Kronenwirth mußte es geschehen lassen, daß der Gesell schnell mit seinem Fuhrwerk davonfuhr, und er ging mit dem alten Kameraden hinein in die Stube und sah, wie er dem ersten armen Kinde, das kam, um Brod zu kaufen, zwei schwere Laibe und noch dazu zwei sogenannte Kaffeestängele aus Butterteig gab und ihm fortwinkte, daß er kein Geld nehme. Dann lief der Münsterbäck in der Stube umher und faßte Alles an und wußte nicht, was er wollte; er zählte die Zinken an den aufrecht stehenden Rechen am Ofen, darauf man die Bretter mit dem abgewogenen Teig legt, er zählte beide, als ob er noch gar nie gewußt hätte, wie viel es waren; und schnell, als hätte es ihm Jemand rasch befohlen, stellte er einen großen Korb mit Semmeln vom Tisch auf die Bank und gleich wieder von der Bank auf den Tisch zurück. Er that es nicht anders, der Kronenwirth mußte selbst zur jungen Mutter und den jungen Sprößling

sehen. Der Kronenwirth willfahrte nur widerwillig und behutsam, führte aber den Kameraden dann wieder aus der Stube und gebot ihm, jetzt nur still an sein Glück zu denken und Mutter und Kind nicht zu stören.

Der junge Bäckermeister sagte, er wäre so müde, als ob er heute schon den Feldberg hinauf und herunter gelaufen wäre, und doch konnte er auf keinem Stuhl sitzen bleiben. Er horchte immer wieder an der Kammer, und wenn die Käufer mit Kreuzern und Groschen ans Schiebfensterchen klopften, winkte er ihnen Ruhe, und so oft ein Armes kam, nahm er kein Geld für das Brod.

Der Kronenwirth verwehrte ihm das, indem er ihm vorhielt, daß er dies später thun solle; denn wenn er es heute thue, so habe er in einer Stunde das ganze Bettelvolk der Stadt vor seinem Fenster, und seine Frau und sein Kind haben keine Ruh, deren sie doch jetzt so sehr bedürften.

Die beiden Kameraden saßen still beisammen, und mit einer eigenen Zurückhaltung fragte der Freiburger endlich nach den Geschäften des Kronenwirths. Dieser antwortete mit gleicher Zurückhaltung; denn das ist das Seltsame im Geschäftsverkehr, namentlich zwischen Solchen, die gleiche Wege gehen und die gleichen Unternehmungen beabsichtigen, daß sie eine wie sich von selbst verstehende Behutsamkeit beobachten. Der Eine hält es nicht für Recht, den Andern näher zu fragen, und dieser hält sich nicht für verpflichtet, bestimmte Antworten zu geben.

Bald kam die Mutter des Freiburgers und brachte noch ein Enkelchen mit, einen Knaben von vier Jahren, den sie gar nicht mehr von sich losmachen konnte. Nun übergab der Freiburger seiner Mutter Alles im Hause und zog sich voll an, denn anders als vollständig gekleidet geht der Bäcker nicht zur Schranne. Es war Zeit, daß sich die beiden Männer auf den Fruchtmarkt begaben.

„Ich weiß gar nicht, wie mir ist," sagte der Freiburger unterwegs, „mir ist, als wäre die Welt ganz anders, seitdem ich weiß: daheim habe ich einen Buben, und Alles sieht mich so neu an, und ich möcht's gern allen Menschen sagen. Aber jetzt vorbei. Sag', was willst du denn kaufen, damit wir einander nicht in den Handel stehen?"

„Ich will kaufen und verkaufen. Ich möchte gern Hülsenfrüchte haben, und Weizen habe ich loszuschlagen, wenn mir der Preis ansteht."

„Und ich will Weizen kaufen."

„Kannst meinen haben, wie sich der Preis auf der Schranne feststellt."

Der Kronenwirth fühlte sich heute überaus wohl aufgelegt, er hatte einen Kameraden in Glück und Wohlstand wiedergefunden und, nicht zu vergessen, es zeigte sich auch, daß er einen günstigen Kauf gemacht hatte; mit einem noch nie gekannten Behagen faßte er da und dort aus den offenen Zubern eine Hand voll Getreide auf, wiegte es prüfend in der Hand und ließ es zur Musterung wieder ablaufen.

Der Kronenwirth überließ seinem Freunde das unterwegs Gekaufte, und ging sogar so weit, daß er nahezu richtig angab, was er dabei gewinne.

Dieser selbsterrungene Gewinn gab dem Kronenwirth immer mehr Sicherheit. Er wagte sich geradezu ins Haus des Geldstumpf. Es dauerte lange, bis sich das große Hofthor öffnete; und als man im Innern war, sah man noch an den eisernen Thüren schwere Hängeschlösser.

Der Geldstumpf war verreist.

„Bis wann kommt er denn wieder?" fragte der Kronenwirth auf dem Hausflur eine alte Magd. Diese ging in die Stube, und der Kronenwirth hörte drinnen eine helle Mädchenstimme sagen: „Der Vater bleibt acht bis zehn Tage fort."

Die Stimme muthete den Kronenwirth seltsam an und als die alte Magd wieder kam, sagte er: „Ist das die Tochter vom Haus, die Ihr gefragt habt?"

„Ja freilich!"

„Kann ich nicht hineingehen und selber mit ihr sprechen?"

„Nein, warum? was wollt Ihr denn noch?" fragte die Stimme von innen.

„Ich habe nur fragen wollen, wo der Vater ist, und ob ich ihn nicht vielleicht aufsuchen kann. Ich hab' mein eigen Fuhrwerk bei mir!"

Ein seltsames Lächeln tönte innen, das galt wohl dem letzten Zusatz, mit dem der Kronenwirth zugleich bemerklich machen wollte, daß er nicht der Mann sei, den man so vor der Thür stehen lasse wie einen Bettler. Und aus dem Lächeln heraus antwortete es wieder von innen:

„Der Vater ist in Lenzkirch."

„Gut, da fahr' ich zu ihm."

„Wartet, da könnt Ihr ihm was mitnehmen. So, da habt Ihr seine Pelzhandschuhe, die er vergessen hat," und aus einer geöffneten Spalte der Thür wurden dem Kronenwirth ein Paar mit Fuchspelz besetzte Handschuhe herausgereicht, er sah aber von der Darreichenden nichts. Lächelnd sagte er durch den Spalt hinein: „Wenn ich nun aber mit den Handschuhen durchgehe?" und leise und fast ganz nahe bei ihm antwortete es: „Dann ist Eure Stimme ein Lügner, denn Ihr habt eine Stimme wie ein ehrlicher Mensch." — Der Kronenwirth mußte laut auflachen und drin lachte es mit.

Er verließ das Haus und stand eine Weile davor still, als ob er aus einem Zauberberg herauskomme, so wunderlich war es ihm; aber er hatte die mit Fuchspelz besetzten Handschuhe des Geldstumpf in der Hand, und da hat alles Wunder ein Ende.

Am andern Morgen fuhr der Kronenwirth wieder ab, und versprach nach einigen Tagen wiederzukehren. Er hatte dem Kameraden nichts von dem erzählt, was ihm begegnet war.

In Lenzkirch traf er richtig den Geldstumpf, der auch mit den Uhrenhändlern allerhand Geschäfte trieb; denn es gab nichts, wobei Geld zu erwerben war, das er nicht in die Hand nahm. Auch lebte er viel im Wirthshause und war gesprächsam und herablassend, besonders gern erzählte er aus den Kriegszeiten. Er hatte das Lob, daß er seine Geschichten vortrefflich zu salzen und zu schmalzen verstand. Ueberhaupt, wenn man darüber wegsehen konnte, daß der Geldstumpf nichts liebte, als sich selbst und das Geld, so hätte man ihn einen recht behaglichen und angenehmen Mann nennen können, und das war er auch, so lange es blos der Unterhaltung galt. Ein ganz Andrer aber wurde er, sobald es an ein Geschäft ging; da zeigte sich die schwerfällige mächtige Gestalt fast behend, der tief zwischen den Schultern sitzende breite Kopf reckte sich auf und die gewaltige

fleischige Hand mit dem breiten Siegelringe schien jeden Gegner unwiderstehlich fassen zu wollen.

Der Kronenwirth hatte unterwegs viel hin und her überlegt, ob er dem Geldstumpf sagen solle, daß er seinetwegen daher kam

oder nicht. Im letzteren Falle mußte er die Handschuhe verleugnen, und schließlich war es doch das Gescheiteste, einfach bei der Wahrheit zu bleiben. Der Kronenwirth hatte darin Etwas von seiner Mutter, daß er sich alsbald unsicher fühlte, wenn irgend ein Thun auf Unwahrheit oder Hinterlist gebaut werden sollte; er fühlte sich

stark und fest und klug, nur wenn er gradaus und offen zu Werke ging, und hier schlug das auch noch zu besonderem Vortheil aus.

Der Geldstumpf that gern groß damit, daß er weit und breit bekannt und gesucht sei; und als der Kronenwirth, der stattlich und behäbig aussah, ihm in der Wirthsstube sagte, daß er die weite Reise unternommen habe, um ein Geschäft mit ihm zu machen, da schmunzelte er still vor sich hin, schlug nach seiner Gewohnheit mit seiner Reitpeitsche auf seine Suwarowstiefel und streichelte mit der andern Hand seinen Hund, dann schweifte sein Auge umher in der ganzen Stube, wo die Amtleute und viele Andere saßen, um den Ruhm einzuernten, welch ein gesuchter Mann er sei.

Der Geldstumpf schien besonderes Gefallen an dem Kronenwirth zu haben, eigentlich aber war es Prahlerei, daß er mit dem Fremden auf einen in der Nähe gelegenen Hof fuhr, der ihm gehörte, und ihm überhaupt die Ausbreitung seiner Thätigkeit zeigte.

„So, von Rottweil sind Sie?" hatte er zuerst den Kronenwirth gefragt, und als dieser bejahte, fuhr er fort: „Da kennen Sie auch den Staffelnbäck?"

„Natürlich, ganz genau."

„Und er soll mich jetzt auch genau kennen lernen, ich hab' einen Proceß mit ihm und der geht zu Ende."

Der Kronenwirth fühlte sich nicht verpflichtet, jetzt zu sagen, daß er der Sohn des Staffelnbäck sei; er wollte das auf gute Gelegenheit verschieben, aber seltsam! diese gute Gelegenheit ließ sich nicht finden, und der Kronenwirth, der ganz offen mit dem Geldstumpf verkehren wollte, hatte nun doch ein Hehl und gewöhnte sich allmälig daran, daß es ihn nicht mehr beunruhigte.

Es ist eine traurige Erfahrung, daß schlimme Naturen diejenigen, die mit ihnen in Berührung kommen, auch verschlechtern. Schon die Unwahrheit, mit der man einem solchen Menschen begegnet, indem man ihm nicht rund heraus zu erkennen gibt, was man von ihm hält, erzeugt eine Verwirrung in der Seele, und oft ist es, daß man eben in der innern Angst mit dem Ausspruch seines eigentlichen Urtheils herauszuplatzen, allerlei Beschönigungen versucht, allerlei Beleuchtungen der guten Seiten besonders nachdrücklich hervorhebt. Da ergibt es sich dann leicht, daß die innere Mißachtung

sich wie gewaltsam in ausgesprochene Werthschätzung umwandelt. Der Redliche fühlt dabei das ungetreue Spiel und kann doch wiederum nicht anders, und empfindet seinen eigenen inneren Verderb. Der innere Abscheu, den man vor dem Schlechten empfindet, ist auch oft von jenem unklaren Aerger begleitet, daß man sich selbst theilweise dazu hergab und nun das Recht verloren hat, von dem man anfangs geflissentlich keinen Gebrauch machte.

So war es dem Kronenwirth ganz eigen zu Muthe, wie er deutlich erkannte, daß der Geldstumpf glauben mußte, er verehre ihn hoch; und doch war eigentlich das Gegentheil der Fall. So oft er bei ihm war, wurde er wie betäubt und berauscht; sobald er aber allein sich auf sich selbst besann, ward er innerlich unzufrieden. Jeden Tag wollte er fort und konnte doch nicht; es war ein seltsamer Zauberkreis, in den er gebannt war.

Der Geldstumpf verstand es, den Kronenwirth unter allerlei Vorwänden mehrere Tage mit sich herum zu führen, und der Kronenwirth hoffte eben durch solche Vertrautheit einen geschickten Kauf zu erzielen, an den sich noch viele andere anschließen würden. Als man endlich nach Freiburg zurückkehrte, stellte der Geldstumpf einen so ungewöhnlich hohen Preis, daß der Kronenwirth leer abziehen mußte; ja der Geldstumpf hatte vom Kronenwirth mancherlei erfahren, wie Handel und Wandel in anderen Gegenden steht, er hatte für mehrere Tage einen angenehmen Reisegefährten gehabt, und jetzt konnte dieser leer abfahren und der Geldstumpf lachte sich in die Faust.

3. Gevatterstehen.

Mißmuthig kam der Kronenwirth zu seinem Gastfreund, den er diesmal ganz niedergeschlagen fand, obgleich die Frau bereits ziemlich wohl in einem großen Stuhle saß.

„Was ist? Was habt ihr denn?" fragte der Kronenwirth.

„Da, der Kindskopf hat jetzt noch einen zweiten Kindskopf und verbittert mir das Leben," erwiderte der Münsterbäck.

„Ich möchte wissen womit?" sagte die Frau mit bebender Stimme.

„Da, der Kronenwirth soll entscheiden," rief der Münsterbäck.

„Thu' das nicht, mach's mit deiner Frau allein aus, ich will nichts davon wissen," erwiderte der Kronenwirth.

„Nein, Ihr könnt es schon hören," sagte die Frau mit plötzlich gefaßtem, hellem Ton. „Ich möchte eine gute Freundin zur Gevatterin für mein Kind, und weil er die nicht will, sagt er, ich verbittre ihm das Leben."

Heftig rief der Bäcker: „Ich will aber nichts von der Familie, von Keinem aus dem Haus, und ich bin einer der jüngsten Bürger in der Stadt und bin nicht da, das zu ändern, was die ganze Bürgerschaft nicht mag und ich auch nicht; kein Mensch will was von ihnen und du thust mir das nur zum Possen, daß man mir nachsagen soll, ich sei mit denen verbandelt und alles Zutrauen verliere."

„Ja, wer ist's denn," fragte der Kronenwirth, „die Ihr zur Gevatterin wollt?"

„Die beste Seele von der Welt," antwortete die Wöchnerin, „die gute Stunde selber, das treueste Herz; was kann sie dafür, daß ihr Vater verachtet ist?"

„Nun, wer ist's denn?"

„Des Geldstumpfs Tochter."

„So?" sagte der Kronenwirth gedehnt, und der Bäcker setzte hinzu: „Siehst du? der ist aus der Fremde, weit vom Heuberg her, siehst du, wie er sich verwundert, wie er sich verfärbt, daß man Einem das zumuthen kann, seinem ersten Kind solch eine Gevatterin zu geben? Ich will ja nichts gegen sie sagen, sie mag meinetwegen brav sein, aber sie ist einmal des Geldstumpfs Tochter, wer wird neben ihr Gevatter stehen wollen? kein Mensch, kein Bettelmann von der Straße."

„Oho! mach's nicht so arg; wenn morgen die Taufe wär', wüßt' ich einen Gevatter dazu."

„Das wird ein rechter sein!"

„Ich weiß nicht. Bin ich euch recht?"

„Was? du?" rief der Münsterbäck verwundert.

„Ja, ich stehe Gevatter."

Der Münsterbäck schlug den Kronenwirth vor Freude so tüchtig auf die Schulter, daß er zusammenzuckte, aber zur Begütigung setzte der glückliche Vater hinzu: „Ja, es ist so, das hast du von deiner Mutter an dir! Frau! hab' ich dir's nicht oft und oft gesagt, die Staffelnbäckin ist das bravste Weib, so weit man Brod backt? Und nicht ganz so brav, aber ein Stück bist du auch, Kronenwirth! Jetzt bleibt's dabei, morgen ist Taufe, und du bleibst noch da, wir haben dein Wort, du kannst nicht mehr zurück. Jetzt geh' ich schnell und will des Geldstumpfs Tochter zu Gevatter bitten."

„Des Geldstumpfs Tochter?" fragte die Mutter.

„Wenn der Kronenwirth mit ihr Gevatter stehen will, kann mir's auch recht sein. Mutter, bring' meinen Sonntagsrock und meinen Hut, und dann lauf' ich im Heimweg zum Pfarrer, und der Metzger da drüben thut eben ein Kalb aus, bei dem bestell' ich gleich den Braten. Unser Backofen ist geheizt, in einer Stunde kann man den Braten hineinschieben oder auch morgen früh. So, jetzt behüt' euch

Gott!" Und fort rannte er, die Frau, die Mutter und der Freund sahen ihm lächelnd nach.

Die Wöchnerin berichtete nun dem Kronenwirth, was für ein redliches, feines Herz die Tochter des Geldstumpfs sei; sie sei freilich um des Vaters willen von der Welt gemieden, aber sie rede sich's noch mehr ein, und doch sei sie eben so klug als gut. Der Kronenwirth schaute groß auf, als die Frau erzählte:

„Kann man ein besseres Wort hören, als sie mir einmal gesagt hat? ‚Schau,' sagte sie, ‚weißt du, was das größte Unglück ist? Daß man zu viel Ansprüche macht. Da sitzt ein Unglückliches und wartet und hofft und verlangt von denen, die es gut haben, daß sie eine Handreichung thun; aber sie bleibt aus; die, denen es gut geht, denken nicht dran. Da wird man erst recht inne, wie verlassen man ist, und man könnte bös auf die Menschen werden, und das ist doch ungerecht.' Ja, Herr Kronenwirth, ich bin stolz darauf, daß sie meine Freundin ist, und sie hat mich auch oft ausgelacht, weil ich auf Eure Mutter eifersüchtig gewesen bin."

„Auf meine Mutter?"

„Ja, versteht mich recht, anders. Mein Mann, bei Allem, was vorkommt, sagt er: ja die Staffelnbäckin, die macht's so und so, ja, so gibt es keine zweite Frau mehr in der Welt, und das Hauswesen ist so schön und man merkt nicht, wie es in Ordnung gehalten ist, man hört die Mühl' nicht klappern. Ich stelle doch auch, so lange es geht, jeden Tag meinen frischen Blumenstrauß auf die Auslade zum frischen Brod; aber da heißt es immer: Nein, die Staffelnbäckin, die hat's viel schöner und bei der halten die Blumen wochenlang wie eben gebrochen. Verzeih mir's Gott, man sollte ja glauben, sie kann hexen."

Der Kronenwirth lachte und die Frau fuhr fort:

„Ja, jetzt lach' ich auch, wenn er die Meisterin berühmt; aber daß ich das kann, verdanke ich doch nur der Thaddäa."

„Thaddäa heißt sie?"

„Ja; was habt Ihr denn?"

„Das ist ein schöner Name. Sagt, wie hat sie Euch denn geholfen?"

„Ja so. ‚Susanne,' sagt sie, ‚sei froh, daß dein Mann

eine so brave Frau kennt. Verkleinere sie nicht, du thust ihm weh damit und dir auch. Es gibt nichts Besseres, keine wahrere Glückseligkeit, als einen Menschen kennen, vor dem man von Grund des Herzens allen Respect hat;' und — verzeihet mir meinen Stolz — jetzt hat mein Mann schon ein paarmal gesagt: ‚Du wirst noch die wahre Staffelnbäckin.' Das ist mir das beste Lob. Aber wenn Ihr einmal im Sommer wiederkommet, müsset Ihr Eure Mutter mitbringen."

„Das geht nicht. Meine Mutter kommt kaum aus dem Haus, viel weniger aus dem Ort, und so weit."

„Die Thaddäa möcht' sie auch gern einmal sehen. Mein Mann sagt, sie sähe ihr gleich, denn wenn sie da ist, ist er höflich und vergnügt mit ihr. Ins Gesicht hinein kann ihr Niemand bös sein. Sie sieht so —"

„Ja, wie sieht sie denn aus?"

„Kennt Ihr den Geldstumpf?"

„Ja!"

„Grad' so. Ein Student, der bei uns gewohnt hat, hat einmal ein lustig Wort gesagt. Wisset Ihr, es gibt Rasirspiegel, auf der einen Seite sieht man sich ganz natürlich und auf der andern Seite sieht man sich aufgetrieben wie einen Stierkopf; so sehen sich der Geldstumpf und Thaddäa ähnlich. Es ist dasselbe Gesicht, aber wie anders!"

Der Kronenwirth mußte laut lachen. Er saß noch geraume Zeit bei der Frau, dann ging er in der Stadt umher, um ein Pathengeschenk für die Wöchnerin und das Kind zu kaufen.

Während der Kronenwirth in der Stadt war, kam Thaddäa in das Haus des Münsterbäcks, und bei ihrem Anblicke mußte man sagen, daß die Schilderung des Studenten, wenn auch boshaft, doch treffend war.

Die Wöchnerin hatte viel zu erzählen, welch ein stattlicher und ehrbarer Mann mit Gevatter stehen werde. Sie sagte: sie glaube jetzt erst recht an das Lob, das ihr Mann der Staffelnbäckin gegeben habe; am Sohn zeige sich, was die Mutter sein müsse. Sie redete sich immer mehr in überschwengliches Lob des Kronenwirthes hinein; Thaddäa hörte ruhig zu und sprach wenig. Als sie endlich weggehen

wollte, hielt die Münsterbäckin sie zurück, da sie doch den Mann sehen müsse, mit dem sie morgen Gevatter stehen werde. Als es aber vom Münster neun Uhr läutete und der Kronenwirth noch immer nicht kam, ging Thaddäa davon. —

Thaddäa und der Kronenwirth schauten andern Tags einander tief ergriffen an und zogen schnell wieder den Blick von einander ab, als sie bei der Heimkehr von der Taufe sahen, mit welcher neuen Innigkeit die Mutter das Kind erfaßte. Der Vater reichte ihr das Kind dar und Augen und Hände strebten ihm zu, und zuerst wie bebend, dann aber mit neuer glückseliger Wonne, umfaßte die Mutter ihr Kind. Ihr Kind war in der Welt gewesen, getrennt von ihr, in die Gemeinschaft der Menschen aufgenommen und geweiht, und jetzt war es wieder bei ihr; und wie die Mutter in dem Kinde ihr eigenes Leben erfaßt, das sich doch von ihr abgelöst hat und das sie erfassen kann, so war es hier, da der Mutter das Kind zum Erstenmale wiedergegeben wurde. Jener Wonneblick, da die Mutter zum Erstenmale ihr Kind gesehen und erfaßt, erneute sich hier in erhobener schmerzloser Weise; und mit einem Lächeln selbsteigner Sättigung reichte die Mutter ihrem wieder heimgekehrten Kinde die Brust.

Thaddäa wußte sich nicht anders zu helfen, als daß sie dem Knaben, den die Großmutter mitgebracht, einen herzhaften Kuß gab.

Nun ging Alles fröhlich her beim Münsterbäck.

Man saß endlich beim Taufschmause; der Kronenwirth neben Thaddäa, deren Rede und Thun gar bescheiden und anmuthig war, dabei aber immer etwas Scheues behielt; denn sie hatte das Gefühl, daß man ihr eine Wohlthat erzeige, wenn man sie zur fröhlichen Gemeinschaft heranzog, und rechnete es besonders hoch an, daß man sie zur Ehre der Gevatterschaft erwählt hatte.

Der Kronenwirth hörte, daß der Geldstumpf schon am frühen Morgen nach Kenzingen abgereist sei; er vermuthete sogleich, daß dieser den Hanfvorrath, von dem er ihm unvorsichtiger Weise gesagt, schnell wegkaufen wolle, aber er sagte nichts davon, überhaupt nicht, daß er irgend ein Verhältniß zum Geldstumpf habe. Er betrachtete oft still lächelnd Thaddäa, er hatte sie ja schon einmal gesprochen, ohne sie gesehen zu haben; und wenn es möglich wäre, daß man sich zu einer Stimme einen Menschen denkt, grade so mußte sie ausgesehen

haben. Sie stand am Ende der zwanziger Jahre und jener Studentenvergleich erschien immer mehr zutreffend. An der Sprechweise Thaddäa's merkte man, daß sie nicht sehr an geselligen Umgang gewöhnt war; das Sprechen war ihr mühsam und sie hatte nichts von jenen leeren Entgegnungen, die nur dazu da sind, um die Aufmerksamkeit höflich zu bekunden oder das Gespräch nicht abbrechen zu lassen. Was sie sagte, war nothwendig und natürlich, und manchmal nickte sie nur still.

Es zeigte sich eben, daß sie nicht nur da sich unterhielt, wo sie sprach oder zu ihr gesprochen wurde.

Die Mutter des Bäckers brachte ungeschickter Weise das Gespräch darauf, ob sich der Vater Thaddäa's noch nicht mit seinem Sohne, der die arme Näherin geheirathet, ausgesöhnt habe. Man wollte das Gespräch schnell ablenken, aber Thaddäa sagte:

„Die Welt wird's nicht glauben, es ist aber doch so. Auch meinem Vater thut es weh, daß er nun schon seit vierzehn Jahren an dem Elend schleppt, aber er kann nicht mehr zurück, und ich weiß auch keinen Weg, wenn nicht einmal etwas Besonderes eintrifft. Mir will es das Herz abdrücken, wenn ich meinem Bruder, seiner Frau und seinen Kindern begegne und darf nicht mit ihnen reden."

„Das kann ich mir denken," schaltete der Bäcker ein.

„Nein, das könnt Ihr Euch nicht denken," verneinte Thaddäa, „wer so etwas nicht selber erlebt,' weiß nicht, was es ist: da gehen die Menschen und ich habe gute Worte für sie und sie für mich auf der Lippe, und wir können sie nicht zu einander sagen — so muß es Einem sein, das scheintodt daliegt; es hört die Welt um sich her und kann sich nicht kundgeben."

„Ach, reden wir jetzt von anderen Sachen," sagte die Bäckermeisterin, die nach Art heiterer Frauen gern sich und Anderen glauben machte, eine Sache sei überwunden, wenn man sie verdeckt und wegschiebt; und sie fuhr fort: „Wenn ich an deiner Stelle wäre, Thaddäa, ich wüßte was ich thäte: ich kutschirte mit meinem Vater im Land herum und blieb' nicht so daheim hocken; aber du bleibst sitzen."

„Ich bin darauf gefaßt," sagte Thaddäa, halb wehmüthig lächelnd.

„Nein, so hab' ich's nicht gemeint," entgegnete die Bäckerin, „du könntest haben, wen du wolltest."

„Aber ich will Keinen."

Das Gespräch war einmal verfahren und kam nicht mehr ins rechte Geleis.

Der Kronenwirth unterhielt sich mit dem kleinen Knaben, den die Großmutter mitgebracht; er neckte ihn mit allerlei Kinderspielen.

„Ihr seid ein ächter Gevatter," sagte Thaddäa, „wie ich sehe habt Ihr die Kinder gern. Das ist ein Zeichen von gutem Herzen."

„Bei mir nicht besonders, ich habe ja selber so einen Buben daheim, und er hat leider Gottes keine Mutter mehr."

Das Auge Thaddäa's wurde größer und über ihr Antlitz zog

ein seltsam flüchtiger Glanz, den nur die Wöchnerin bemerkte; es konnte aber auch sein, daß das Angesicht Thaddäa's nur deßhalb wunderbar erregt war, weil die Wöchnerin sie so scharf und eigenthümlich ins Auge faßte. Thaddäa indeß griff nach Etwas auf dem Tische, und eine schöne überzuckerte Brezel dem Kronenwirth darreichend, sagte sie: „Bringet das Eurem Kind als Gruß von mir," und schnell, aber stotternd setzte sie hinzu: „Ich darf ihm schon was schicken, wir sind ja mit einander Gevatter gestanden."

„Der Vater kriegt ein Paar Pelzhandschuhe und das Kind eine Brezel. Ihr gebt sonderbare Geschenke," sagte der Kronenwirth lächelnd.

Zum Staunen Aller und besonders zu dem Thaddäa's erzählte er, daß er sie bereits gesprochen, wie aus einem Zauberkreis heraus, und sie habe ihm Wahrzeichen gegeben. Man lachte nun viel, und jedes, auch das unbefangenste Wort wurde zu einem neuen Scherz. Die ganze Gesellschaft ward so lustig, und die Entschuldigungen, die Thaddäa hervorbrachte, wurden immer zu neuen Neckereien verwendet, und es war ein Lachen und Lärmen in der Stube, daß die Großmutter die Wöchnerin wieder in ihre Kammer wies, denn das könne ihr schaden. Thaddäa wollte ihr Gesellschaft leisten, aber der Kronenwirth hetzte den fremden Knaben: „halt sie fest, laß sie nicht fort!" Und in der That mußte Thaddäa in der Stube bleiben, und die Neckerei wurde neu aufgenommen, aber sie ging bald in eine andere Tonart über, denn am Fenster stand der Kronenwirth bei Thaddäa und sprach ihr von Allerlei; besonders nickte sie, als er ihr sagte:

„Wenn ich in der Fremde bin und Kinder sehe, da kann ich's gar nicht sagen, wie mir's zu Herzen geht. Ich habe früher so kleine Kinder eigentlich gar nicht leiden können und meine selige Frau hat Recht gehabt, sie hat mir einmal gesagt: ‚Da siehst du's wieder, wir Weiber sind viel besser als ihr Männer, ihr habt Kinder erst gern, wenn ihr eigene Kinder habt, und wir, wir können mit fremden Kindern ganz glückselig sein; ich könnt' mit ihnen den ganzen Tag tollen und spielen und sie warten und pflegen, und ihr Männer, wenn ihr Kinder habt, ihr seid schon nach einer halben Stunde überdrüssig.' O, die war gut und gescheit. Nur zu gut."

Es trat eine Pause ein und endlich sagte Thaddäa:

„Es scheint, daß bei Euch daheim die Menschen viel aufgeweckter

sind als bei uns hier zu Land. Wenn ich Euch so reden höre, so mein' ich, Ihr hättet studirt."

„Ich muß das Lob über meine Landsleute für mich allein nehmen. Ich habe studirt, oder eigentlich ich hätte studiren sollen. Ich war ein Jahr im Seminar."

„Und warum haben Sie's" — Thaddäa sagte plötzlich „Sie" — „wieder aufgegeben?"

„Ich bin der einzige Sohn, das heißt, ich hab' nur noch eine Schwester, und mein Vater hat Recht gehabt; aber wenn wir uns näher kennen lernen, werden Sie sehen, es steckt doch noch ein Stück Schulmeister in mir —"

„In mir auch; wenn's mein Vater zugegeben hätte, wäre ich Schulschwester geworden."

„Da haben wir ja Vieles ganz gleich. Sie sind auch die einzige Tochter. Wenn nur das böse Sprüchwort nicht wäre."

„Welches?"

„Einen einzigen Sohn soll man scheuen und eine einzige Tochter soll man freien."

Die Dämmerung war eingetreten. Der Kronenwirth konnte nicht sehen, wie Flammenröthe in das Antlitz Thaddäa's stieg, er hörte nur ihren Athem schneller gehen, und nach einer Weile sagte sie:

„Ich habe das Sprüchwort nicht gekannt. Aber lieber Gott, da schlägt's ja schon acht. Ich muß heim."

„Nein, bleiben Sie noch eine Weile. Wer weiß, wie lange wir uns nimmer wiedersehen."

Die Beiden standen still bei einander, während es vom Thurme in mächtigen Tönen acht Uhr schlug. Als es ausgeklungen, fragte der Kronenwirth:

„Wie alt sind Sie?"

„Dreißig Jahre," antwortete Thaddäa, als verstünde sich die seltsame Frage und die offene Antwort von selbst; und der Kronenwirth fuhr fort: „Ich möcht' mir jetzt denken können, was Alles in Ihnen vorgegangen ist die Jahre, in denen diese Glocke die Stunden angegeben hat."

„Es ist gut," antwortete Thaddäa, „daß Manches auch so vergeht und nicht mehr da ist wie der Glockenton."

Wieder waren Beide längere Zeit still, und der Kronenwirth sagte jetzt: „Ich fahre morgen mit dem Frühesten heim. Ich komme vielleicht aber bald wieder."

Abermals längere Pause, bis Thaddäa fragte:

„Wie heißt denn Ihr Sohn?"

„Magnus!"

„Grüßen Sie mir Ihren Magnus, und wenn Sie wiederkommen, schick' ich ihm etwas Besseres."

„Beim Wort gehalten."

Es war spät geworden, und die alte Magd kam mit der Laterne, um Thaddäa abzuholen.

„Jetzt geben Sie mir aber eine Hand statt der Handschuhe," sagte der Kronenwirth.

„Ach, denken Sie nicht mehr daran. Da, gute Nacht, Herr Gevatter."

„Gute Nacht, Jungfer Gevatterin! Ich sag' gleich: Behüt' Sie Gott! und behalten Sie mich in gutem Andenken."

Thaddäa ging davon, und die Bäckersleute wunderten sich sehr, als bald darauf der Kronenwirth seine Pferde aus dem Stalle holte, einspannte und trotz aller Widerrede davonfuhr, durch die Nacht, der Heimat zu.

4. Bekenntnisse.

Grüß Gott! Ist's gut gegangen?" so fragte der Staffelnbäck seinen Sohn, als dieser bei der Krone anfuhr.

„Freilich," erwiderte der Kronenwirth absteigend. „Wie geht's meinen Kindern?"

„Die sind wohl. Aber wie viel hast du eingekauft und wie theuer? Hast Proben bei dir oder kommt die Waare gleich hintendrein?"

Mit solchen Fragen bestürmte der Staffelnbäck seinen Sohn, aber dieser eilte ihm voraus, und erst als er seinen Knaben geküßt hatte, sagte er:

„Vater, ich hab' nichts gekauft als hundert Malter Weizen, und die hab' ich wieder verkauft; ich komme leer."

„Da solltest du es machen wie der Schmul von Bieringen."

„Wie hat denn der's gemacht?"

„Wie der von der Handelschaft so heimgekommen ist wie du, kommt er verkehrt zur Thür herein; fragt ihn seine Frau: Schmul, was ist das? Sagt er: Ich hab' kein Geschäft gemacht, ich schäme mich und darf mein Gesicht nicht sehen lassen."

„Ich hab' aber Anderes zu thun gehabt," antwortete der Kronenwirth verdrossen.

Der alte Staffelnbäck war ärgerlich, aber er hatte sich in hohem Grade in der Gewalt und fragte nur:

„Warum siehst du denn so fröhlich aus? Nimm nur den Buben vom Arm herunter, er kann schon lang laufen. Komm' Magnus,"

sagte er barsch zu dem Knaben, „steig' herunter und geh' in die Küche, ich hab' mit deinem Vater zu reden."

„Nein, nein, lasset mir das Kind, ich hab' ihm was mitgebracht, und da, Magnus, da hast du eine Brezel; ei! sie ist zerbrochen, nun iß nur, die schickt dir Jemand .... die .... dich rechtschaffen gern hat. Wo ist denn die Ernestine? Geh' zur Großmutter und hole sie. Nein, bleib' dort und sag' der Großmutter und der Schwester, ich käme bald nach."

Mit diesen Worten schob der Kronenwirth den Knaben zur Thüre hinaus und dem Vater sagte er: „Vater, ich mein', ich hab' eine Frau gefunden."

„Hat sie Batzen?"

„Ich mein' nur zu viel."

„Nun, was du zu viel hast, kannst du auf mich abladen."

Der Kronenwirth ging unruhig im Zimmer hin und her, reckte und bäumte sich und sah sich wie fremd um. Er betrachtete jegliches Stück Hausrath in der Stube, als müßte Stuhl, Tisch und Schrank etwas verrathen.

Jeder Heimkehrende bringt eine veränderte Tageszeit mit, es ist ihm nicht Morgen, nicht Mittag, wie den daheim Verbliebenen; er hat heute schon so viel Fremdes gesehen, ist schon bei so viel Fremden gewesen, ein ganz Stück Welt ist ihm durch den Kopf gegangen, so daß er sich nicht recht zu denen findet, die im alten Geleis und in der gewohnten Umgebung verblieben sind.

Der Staffelnbäck, ein feiner Menschenkenner, als welcher er sich natürlich zuerst bei sich erprobte, hatte seit Jahren eine seltsame Gewohnheit, die ihm aber sehr förderlich war: so oft er nämlich von einer längeren Reise zurückkam, legte er sich alsbald nach der Ankunft eine Stunde nieder, und es war eine seiner glücklichsten Naturgaben, daß er schlafen konnte, wann er wollte. Dadurch war er auch allzeit wach und lebendig. Wenn er dann bald nach der Heimkehr geschlafen hatte und wiederum aufstand, war er von einer seltenen Behendigkeit und raschen Anordnung. Er war alsbald wieder völlig daheim, ohne alle Unruhe, die wie eine fremde Luftschicht noch an dem Heimgekehrten haftet. Er wollte nun auch den Sohn zu dieser Maßregel bewegen, aber der Kronenwirth war nicht dazu zu bringen; er fand nicht eine

Minute Ruhe auf einem Stuhl, und der Vater hatte ihm schon dreimal eine Prise geboten, er hatte sie angenommen, aber immer noch erzählte er nicht zusammenhängend. Jetzt stand er am Fenster, blickte durch die Scheiben hinaus und sagte: „Wir wollen zur Mutter gehen, zu meinem Kind."

„Sie laufen uns nicht davon. Hast du mir nichts weiter zu berichten?"

„Ja!"

„Nun, was denn? Heraus damit!"

„Vater, ich meine: wenn ich wieder heirathe, die müßt' es sein, die allein."

„So? woher ist sie?"

„Von Freiburg."

„Aus einer großen Stadt? Das ist nicht gut, die paßt nicht in unser kleines Städtchen." Und eine Prise nehmend fuhr der Staffelnstäck fort: „Ich bin mit dem Vater des jetzigen Postmeisters von Schramberg zur Freierei gewesen in Darmstadt, und da fragt das Mädchen den Engelwirth: ‚Ist's in Laudenbach auch gepflastert?' Da sag' ich: ‚Ja, wenn man von einem Stein auf den andern springt!' und hab' dem Engelwirth gewinkt und bin hinaus aus der Stube. Bald ist er mir nachgekommen, und wir sind in unser Wirthshaus, haben einspannen lassen und sind davongefahren wie die Feuerdiebe, und das war gut. Es will sich nicht schicken, ein Mädchen aus einer großen Stadt zu nehmen. Ja freilich! Die möchten, daß man ihretwegen die Straßen neu pflastere und die Häuser frisch anstreiche, und wenn der Wind geht, und wenn's regnet, da thun sie, als ob bei ihnen daheim ewiger Sonnenschein wäre. Wenn du mir folgst, nimmst keine aus einer großen Stadt, die sind voll Ansprüche; zum Besten, was man ihnen gibt, machen sie ein Gesicht wie ein Hund, dem man ein Glas Wein vor die Schnauze hält."

„Nein, die ist bescheiden und demüthig. Nur zu demüthig."

„So? da wird es wohl einen Haken haben?"

„Ich wüßt' eigentlich nicht."

„Jetzt sag', wer sie ist."

Der Kronenwirth erzählte, allerdings mit Verschweigung einiger Umstände, der Staffelnbäck nahm eine frische Prise, und in der

Art, wie er sie schnupfte, lag ein unaussprechliches Behagen, und er sagte:

„Ja, du artest nach des Musterlehrers Familie; die thun immer, wie wenn sie nicht fünf zählen könnten und haben's faustdick hinter den Ohren. Das hast du ja ganz pfiffig gemacht, daß du dem Geldstumpf die Bohnen und Erbsen nicht abgekauft hast; du willst das Gemüse haben und ein gut Stück Fleisch dazu."

„Vater, machet keine solche Späss', Ihr wisset, ich kann das nicht vertragen," sagte der Kronenwirth und wurde flammroth im Gesicht. „Ich kann Euch nicht sagen, wie mir's ist, ich hätt's nicht geglaubt, daß es je wieder so sein könnt'; wenn man mir das damals gesagt hätte, damals —"

Und der starke Mann weinte die hellen Thränen und schluchzte laut.

Der Staffelnbäck ließ ihn gewähren, er wußte, daß diese Herzerleichterung gut und nöthig war. Er saß ruhig auf seinem Stuhl, schnupfte nicht, sondern hielt nur die Nase in die geöffnete Dose.

„Komm mit zur Mutter," sagte er endlich, und der Kronenwirth ging mit dem Vater ins elterliche Haus.

Als der Kronenwirth hier sein Töchterchen sah, hob er es auf den Arm, umhalste und küßte es und wollte gar nicht wieder von ihm lassen. Aber bald nach den ersten Begrüßungen schickte die Staffelnbäckin das Enkelchen zur Stube hinaus und sagte ihrem Sohne:

„Raimund, das gefällt mir nicht. Was hast du das Kind so zu küssen, daß du es fast erdrückst? Ich kann die heutige Mode nicht leiden, daß man die Kinder immer so herzt und küßt. Ich kann's an den Fingern herzählen, wie vielmal mich mein seliger Vater geküßt hat, und er hat mich doch so lieb gehabt als je ein Vater sein Kind, und ich ihn so lieb als je ein Kind seinen Vater. Thu' das nicht mehr, Raimund, das ist nicht gut."

„Ja, Mutter, das hat seine besonderen Gründe."

„So? Und was denn?"

„O Mutter, ich weiß gar nicht, wie mir's heute ist, wenn ich meine Kinder ansehe. Es ist gewiß zu ihrem Glück, aber ich meine doch, ich nehme ihnen, was ihnen gehört .... an mir .... von mir ...., nein, ich nehm' ihnen nichts, ich geb' ihnen, ja ich .... ich geb' ihnen wieder eine Mutter."

Bei den letzten Worten war die Staffelnbäckin aufgestanden, dann setzte sie sich rasch wieder mit einem tiefen Seufzer und sagte: „O ihr Männer! O ihr Männer! Man sollt' es nicht glauben, wie ihr Männer seid. Ja, ja, wenn eine junge Mutter stirbt, sollte man nur gleich das Kind mit ins Grab legen; das Beste ist ihm aus der Welt geschwunden und das Böseste kann ihm werden: eine Stiefmutter. O wie vielmal hab' ich's gesehen, wie da alle Ansprüche und Anforderungen gemacht werden an das Höchste und Heiligste: Mutterliebe — und gerade das ist gefälscht und versäuert. Ja, ja, ihr habt mich getröstet, mir eingeredet, ich sollt' nicht so jammern, wie sie gestorben ist; ich hab' nicht geweint, weil sie gestorben ist; was ist denn Sterben? Ich hab' geweint, weil etwas Anderes nachkommt, was viel ärger ist, viel ärger als Sterben, tausendmal härter. Ja, ja, es ist wahr, was man im Sprüchwort sagt: Wenn ein Mann zum Zweitenmal heirathet, weint der Altar."

Die Staffelbäckin brach in Thränen aus und das war selten bei ihr, denn sie bewältigte gern die Gemüthsaufregungen; wie sie vorhin ihrem Sohne das heftige Küssen des Kindes verwiesen hatte, so duldete sie auch bei sich nicht gern eine heftige Wallung.

Es war gut, daß eben ans Fenster geklopft wurde, sie mußte Brod hergeben, und jetzt kam sie wieder ins alte Geleis.

Der Kronenwirth, der dem Vater noch Vielerlei verschwiegen hatte, erzählte jetzt der Mutter Alles, wie es gekommen war, und sie schüttelte ablehnend den Kopf, als er berichtete: wie der Ruhm der Mutter, den der Münsterbäck verbreitet habe, ihm gewiß am meisten dazu verholfen, die freundliche Zuneigung des Mädchens zu gewinnen. Er dankte der Mutter, daß er ihren Segen genieße, aber sie winkte wiederholt mit der Hand ablehnend. Je weiter er indeß nun erzählte, um so fester und durchdringender wurde ihr Blick, und endlich sagte sie: „Wenn's einmal sein soll, so glaub' ich, daß du da am besten dran bist. Ein Mädchen, das ein schweres Schicksal hat, das verscheucht und verschüchtert ist, und sich still in sich zusammennimmt, das ist ein Stiefkind der Welt. Es hätte sein können, daß sie verbittert worden wäre, händelsüchtig, um der ganzen Welt was anzuhängen; weil sie und die Ihrigen nichts gelten, soll die ganze Welt auch nichts nutz und Alles nur Scheinheiligkeit und aufs Betrügen

abgerichtet sein. Ich kenne eine, die immer so gehässig, keinen Vogel vorbeifliegen läßt, dem sie nicht ein paar Federn ausrupft —"

„Nein, Mutter, so ist die nicht, die hat ein feines Gemüth, eine barmherzige Seele."

„Ja, ja, sie ist auch ein Stiefkind, und so ein Stiefkind der Welt kann eine gute Stiefmutter geben, die weiß, wie Liebloſigkeit thut, die wird gern im Stillen glücklich sein und Gutes thun, wird auch gern stille Hochzeit halten und wird nicht wollen, daß da viel Musik und Lärm sei und daß du thust, als ob du aus dem Häuschen und zum Erstenmal auf der Welt wärst. Wenn sie so ist, wie ich mir's denke; aber lieber Gott, wer weiß das? Wer weiß, wie Erfahrungen ein Gemüth ganz anders machen, als eigentlich auf gradem Weg sein sollte? Aber das ist doch gut, das gefällt mir, daß sie dir nichts Gutes, nichts Freundliches gesagt, sondern deinem Kind was geschickt hat; wenn sie's weiter so versteht, kann sie das Himmelreich auf Erden erwerben. Es gibt nichts Schwereres auf der Welt, als eine zweite Mutter sein!"

„Die Mutter hat Recht," sagte der Staffelnbäck schelmisch, „da zeigt sich wieder, daß wir Männer viel besser sind als die Weiber. Es gibt mehr gute Stiefväter als gute Stiefmütter."

„Das ist leicht. Ein Vater sieht das Kind fast nur, wenn es angezogen ist, hat viel weniger mit ihm zu thun; eine Mutter aber muß dem Kind in Allem abwarten und eine Frau ist vor dem dreißigsten Jahre oft selber noch ein halbes Kind und kann einem Kind freund und feind sein. Aber darüber haben wir jetzt nicht zu reden. Freilich, mir wär's lieber gewesen, du hättest eine Arme genommen, die dankbar wäre .... aber wer weiß .... Vor Allem bedenke: du heiratheſt nicht für dich, du heiratheſt für deine Kinder. Versteht sich, die Erneſtine, die behalten wir, sie weiß, was sie bei uns gilt, nur zu viel; der Großvater hat seine Freude daran, wenn sie so trotzig und eigenwillig ist; aber ich weiß sie zu behandeln. Ich glaub', daß sie doch noch brav wird: aber einer Fremden kann ich's nicht zumuthen, daß sie das Kind zu behandeln versteht. Dem Magnus kann's nichts schaden, wenn er ein bischen rauh angefaßt wird; ein Bub' muß das lernen und es kommt ihm für sein ganzes Leben gut. Aber die Erneſtine, die ist einmal unser, da soll sie keine

Ueberlast daran haben. Warum hat sie aber der Ernestine nichts geschickt?"

Es war gut, daß jetzt Besuch kam, so daß der Kronenwirth auf das Letzte nicht zu antworten brauchte.

Jetzt, nachdem der Kronenwirth sich so zuversichtlich und bestimmt gegen die Mutter ausgesprochen, kam ihm wieder ein Bangen, ob er sich nicht zu viel aufgebürdet, ob er sich nicht selber etwas vorgelogen — und ja, das ist sicher, er hatte Thaddäa etwas vorgelogen. Das erzählte er nun dem Vater auf dem Gang nach der Mühle, wie er Thaddäa nur von Einem Kinde gesprochen und das andere gar nicht erwähnt habe, und wie sie nun glauben müsse, daß er nur ein einziges Kind habe.

„Drum!" sagte der Staffelnbäck, „jetzt hab' ich's. Es hat mir noch immer eine Stufe gefehlt, daß sich ein Mädchen so schnell entschließt, einem Wittwer, der zwei Kinder hat, Hoffnung zu geben."

„Ja, Ihr habt Recht, Vater, darum darf ich nichts verhehlen und es wird sich zeigen, was aus der Sache wird."

„Das kann ich dir gleich sagen: nichts wird daraus."

„Das wird mir weh thun, aber noch weher wird mir's thun, wenn ich mein Leben lang meine Kinder fremd und lieblos behandelt sehe; das würde mir täglich das Herz im Leib umdrehen."

„Wie du nur redest! Ich glaube, daß das Mädchen nach Allem, was du von ihr gesagt hast, auch die Ernestine gut behandeln würde."

„Das glaube ich auch."

„Aber der Geldstumpf gibt sie dir nicht, und ich an seiner Stelle thät's auch nicht. Schau, Ein Kind ist kein Kind; im Gegentheil, das denkt sich ein braves Mädchen wie ein lustig Spielzeug, es will seine Puppe haben, mit der es gleich spielen kann. Aber zwei Kinder, das sind schon Kinder, viel Kinder, ein Haus voll Kinder. Drum weißt du wie's ist?"

„Wie?"

„Du hast auch nur Ein Kind. Die Ernestine geht dich gar nichts mehr an, die geben wir nicht mehr her; die ist unser."

„Ja, kann ich denn aber mein Kind verleugnen?"

„Das brauchst du nicht und später gar nicht, das gibt sich schon. Glaub' mir, wenn du jetzt kommst und sagst: ich hab' noch was ver-

gessen, ich hab' noch ein Töchterchen von neun Jahren; was meinst du, was sie da von dir denken wird? Vorbei ist's. Das ist ein schöner Vater! wird sie denken, der mit keiner Silbe von seinem Kind redet."

„Ja, das beweist ja für mich, drum ist's eben nichts. Ich kann das Herz nicht haben, daß ich mein Kind verleugne; es ist doppelt schlecht, himmelschreiend gegen mein Kind und himmelschreiend gegen die, die ich zu meiner Frau machen will. Nein, nein, das läßt sich nicht machen, drum reden wir nicht mehr davon!"

„Und ich sag' dir, es ist am besten so: die Ernestine ist unser."

„Aber es kann der Thaddäa doch nicht verborgen bleiben, und wenn sie es später erfährt, was muß sie von mir denken?"

„Besser als jetzt, denn jetzt stehst du einfältig da. Habe ich dir nicht tausendmal bewiesen, daß ich besser weiß, wie man in der Welt durchkommt? Jetzt folg' mir. Eingefädelt ist's, und ich will schon den Knopf machen, mit festem Stich; laß nur mich. Sei froh, daß du mich noch an der Hand hast."

„Aber die Mutter, was wird die dazu sagen, wenn sie's erfährt?"

„Man sagt ihr's eben jetzt noch nicht."

„Und wie soll ich denn zu meinem Kinde sein, wenn's mir begegnet, wenn's mich ruft, wenn ich ihm rufe? Nein, Vater, es geht nicht. Wie glückselig bin ich gewesen und und wie bin ich jetzt .... aber es soll nicht sein, nein, es darf nicht sein."

„Deine Mutter hat dir ein gescheites Wort gesagt," erwiderte der Staffelnbäck: „ein Mädchen, das einen Wittwer heirathet, darf bei der Hochzeit keine Musik verlangen; aber du, du verlangst jetzt die Musik."

„Ich? O Gott, nein."

„Doch, doch. Ich bin auch einmal jung gewesen, so gut wie du; da hängt der Himmel voll Geigen, wenn man die gesehen hat, die die Rechte sein soll, aber das kommt nur Einmal im Leben vor, dann nie mehr wieder. Die Sonne im Lebenstag geht nur Einmal auf und jede Kirch' hat nur Eine Kirchweih, hat mein Schwiegervater im Sprüchwort gehabt. Du mußt jetzt mit Ueberlegung heirathen und nicht verlangen, daß alle Musikanten im Herzen aufspielen."

„Nein, ohne das heirath' ich nicht."

„Du hättest sollen Schulmeister werden, dabei bleib' ich; du bist von des Musterlehrers Art. Was brauchst du mir das Alles jetzt zu sagen? Behalt' das für dich und deine Braut. Und die Sache mit der Erneſtine nimm leichter. Vor der Hand kannst du die Erneſtine nicht einbrocken; aber nimm die Sache leichter. Du nimmst Alles zu schwer."

Der Staffelnbäck brach ab, er war klug genug zu wissen, daß der Baum nicht auf einen Streich fällt; aber es war schon genug geschehen, einstweilen war ringsum der Boden aufgegraben, in dem die Wurzeln ruhen.

Der Kronenwirth mußte viel darüber nachdenken, daß sein Vater Recht hatte. Er nahm das Leben gar zu schwer, das mußte er sich selber gestehen. Auch das sollte anders werden. Freilich war es hier wohl am Platze, das Leben schwerer zu nehmen, und er lächelte still vor sich hin über einen glücklichen Plan. Der Vater hatte ja selber gesagt: er brauche ihm nicht Alles zu gestehen. Sei's denn! so sollte der Vater in seiner klugen Weise mitwirken, die Sache ins Reine zu bringen, und er selber wollte Thaddäa bei erster Gelegenheit die volle Wahrheit sagen.

Gut denn! Er wollte das Leben leichter nehmen.

Der Staffelnbäck sprach mehrere Tage nichts mehr von der Sache, er ließ das Angeregte still in dem Sohne fortglimmen, und er lächelte eines Tages schelmisch vor sich hin, als der Kronenwirth zu seiner Mutter sagte:

„Seht Ihr nun, Mutter, wie ich Euch folge? Ich bin ganz ernsthaft und ohne Zärtlichkeit gegen die Erneſtine, und so will ich's auch halten. Es ist besser, man wird ein bischen rauh behandelt in der Kindheit; man hat's dann leichter im spätern Leben."

Der Staffelnbäck lächelte schelmisch vor sich hin, er wußte, was diese Rede zu bedeuten hatte, und am Abend fragte er einfach seinen Sohn: „Bis wann wollen wir denn nach Freiburg fahren?"

„Morgen, wenn Ihr wollt, oder noch heut," erwiderte der Kronenwirth . . . .

Erneſtine aber hatte zufällig belauscht, wie Großvater und Vater mit einander davon gesprochen hatten, daß man sie verleugnen

wolle; es ging Etwas vor im Herzen des Kindes, das sich schwer erforschen ließ.

Der Großvater hatte oft im Beisein des Kindes, so sehr auch die Staffelnbäckin dies zu verhindern suchte, davon gesprochen, wie unbehülflich, wie leicht von Jedem bestimmt und übervortheilt der Kronenwirth sei. Er hatte nach seiner Weise dies oft mit derben Späßen gethan, und wenn ihm die Großmutter solches streng vorhielt, sagte er: Ich muß mich doch vor dir aussprechen, vor der Welt halte ich schon meine Hand über ihn. Diese Reden waren doch in die Seele des Kindes gefallen, und jetzt, da es sich verleugnet sah, bildete diese Wahrnehmung, verbunden mit dem früher Gehörten und oft Bespöttelten, einen eigenthümlich trotzigen Entschluß in ihm aus.

Es gibt Stoffe, denen man es nicht ansieht, daß eine Säure in ihnen aufgelöst ist; erst wenn ein neuer Stoff sich hinzugesellt und sich mit der gelösten Säure verbindet, merkt man dieselbe. So auch geht es oft im Gemüthe: es zeigen sich in überraschender Weise die Ergebnisse herber Eindrücke beim Hinzukommen einer neuen Thatsache, indem sie sich mit dieser verbinden.

Am Morgen, während die Großmutter noch schlief, stand Ernestine rasch auf, kleidete sich ganz allein an, und als beim ersten Tagesschimmer Vater und Großvater zum Städtchen hinausfuhren, da stand Ernestine am Berge hinter den Bäumen, schaute ihnen eine Weile starr nach, dann eilte sie vorwärts. Sie hat später erzählt, daß sie, wenn auch nicht ganz klar, den Vorsatz hatte, auch nach Freiburg zu wandern und dort Allen unter die Augen zu treten und zu sagen: „Ich bin auch das Kind!" Sie rannte fort und fort und weinte und schrie dabei.

Zufällig kam der Müllerknecht mit seinem Trupp Esel, die mit Kornsäcken beladen waren, den Fußsteig herab; er sah Ernestine, rief sie an, das Kind gab verworrene Antworten, und ohne weiter viel zu fragen, hob der Müllerknecht Ernestinen auf, setzte sie bequem auf einen Esel und brachte sie nach der Stadt zurück. Die Kinder des Thorwarts spielten hier bereits, und Ernestine, die an ihren Bruder denken mochte, ließ sich nicht mehr halten, sprang herab und eilte in die Stadt hinein, nach dem elterlichen Hause zu ihrem Bruder.

So lange Vater und Großvater abwesend waren, ließ Ernestine ihren Bruder nicht von der Hand, und es ließ sich nicht sagen, woher das Gerede unter die Menschen gekommen war, man fragte sie überall:

bis wann ihre neue Mutter käme. Ernestine war ganz stolz, als sie hörte: wie es gar nicht nöthig sei, daß der Kronenwirth wieder heirathe, denn Ernestine werde bald groß und könne schon jetzt wie eine Mutter für ihren Bruder sorgen. Und die alte Magd erzählte den Kindern oft das Märchen vom Machandelbaum: wie eine böse Stief-

mutter ihr Stiefkind tödtete; das Schwesterchen vergrub die Gebeine des Brüderchens unterm Machandelbaum und das Brüderchen wurde ein Vogel und sang so wunderbar, und trug einen großen Mühlstein um den Hals, den warf es vom Baume nieder und zerschmetterte damit die böse Stiefmutter.

5. Die Brautfahrt.

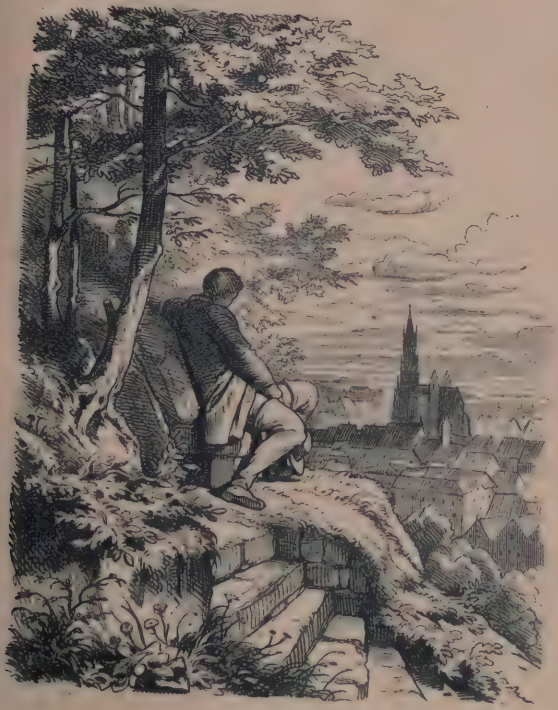
Vater und Sohn fuhren lange Zeit still dahin, und dem jungen Manne war es bang zu Muth, er wäre gern wieder umgekehrt, wagte aber seine Weichheit nicht vor dem Vater kund zu geben. Endlich gestand er, daß er wohl zu viel gesagt; er sei mit Thaddäa noch bei weitem nicht so im Klaren, daß er der Antwort gewiß sei, und mit dem Geldstumpf habe man überhaupt noch kein Wort gesprochen.

„Ich weiß nicht," antwortete darauf der Staffelnbäck, „du bist gar nicht wie ein Mann, der schon einen Hausstand hat und ein Kind; du thust ja wie ein junger Bursch so blöd und ungeschickt. Es will mir auch so scheinen, als ob wir in den Nebel hineinfahren, aber jetzt sind wir einmal auf dem Weg und jetzt müssen wir ins Klare kommen. Grüble nicht zu viel voraus, was und wie Alles werden soll; der Markt wird uns lernen kramen."

Der Kronenwirth kam sich wie gebannt und gefangen vor von seinem Vater, und dieser war klug genug, seinen eigentlichen Plan zu verschweigen.

Der Sohn hatte nun einmal selbst an Wiederverheirathung

gedacht, das mußte ihm recht deutlich vor Augen geführt werden, und wenn auch aus der nächsten Sache nichts wurde, so war er doch leicht zu einer andern zu bringen, für die der Staffelnbäck schon sorgen wollte.



Die Seele des Kronenwirths war dem schnell dahinrollenden Wagen vorausgeeilt, er war bei Thaddäa und sagte ihr Alles, und plötzlich wurde er wie verwundert gewahr, daß er noch auf dem Wagen sitze, daß der Vater ihn allerlei frage, und ringsum ist eine fremde Welt.

Auerbach, Volksbücher.

Als man endlich wiederum bei jenem Bäckerhause am Münsterplatze anfuhr, und der junge Bäcker seinen alten Meister hoch willkommen hieß, sagte der Staffelnbäck:

„Es ist recht, daß du mich noch Meister heißt; aber es ist besser, ich will sagen, es ist schicklicher für dich: du heißt mich jetzt nur Herr Stadtrath!"

„Ja wohl, Herr Stadtrath," sagte der Bäcker.

Während der Staffelnbäck bei der jungen Frau saß und sich noch mehr nach Thaddäa erkundigte, schließlich aber geradezu sagte, warum er gekommen sei, ging der Kronenwirth voll Unruhe in der Stadt hin und her. Da war er jetzt noch ein Fremder, wo er vielleicht bald daheim sein wird, und in diesen Straßen war Thaddäa so viele Jahre hin und her gegangen, war klein gewesen und groß geworden, hatte nichts von ihm gewußt und er nichts von ihr, und jetzt bald sollten sie Beide nichts mehr denken, nichts mehr genießen, nichts mehr erleben, was nicht ihnen gemeinsam gehörte. Vielleicht ging da und dort Einer, der sie kannte, mit dem er von ihr hätte reden können; aber er wußte es nicht und konnte nicht fragen. Er ging durch die Kaiserstraße und stand lange am Breisacher Thor und betrachtete das grelle Bild vom heiligen Martin, der für den nackten Armen ein Stück seines Mantels mit dem Schwerte abschneidet. Er betrachtete selbstvergessen das Bild, und doch war's ihm wieder, als könne er die Blicke Thaddäa's davon absehen, die wer weiß wie vielmal darauf geruht haben mußten.

Der Kronenwirth war zum Schloßberg hinaufgewandert, und von hier aus schaute er weit umher in die erquickende Aussicht, hinab auf die Stadt und das Rheinthal entlang bis an die Vogesen. Und hier in der Nähe: wie ist Alles so wonnesam! Die Berge vereinen die Frische des Waldes und die saftige Freudigkeit der Rebgelände und alles Wachsthum ist so gedeihlich voll.

Man hörte keinen Laut in der Natur, und was von Menschen und ihrem Sinnen und Treiben Kunde gab, war dort aus der Stadt das Geläute der Glocken und drüben vom Walde her Hörnerklang der Signalisten, die sich ihre Feldzeichen einübten; denn damals tönte die dritte Weltmacht: die Fabrikenglocke, noch nicht darein.

Der Geruch der herbstlich welkenden Blätter, das ferne Tosen

des Stadtgewühls, alles das weckte plötzlich im Kronenwirth eine Erinnerung, sie war noch nicht so alt: wie er einst auch an einem solchen Abend hinausgegangen vor das Thor, hinauf auf den Berg, und er konnte es nicht begreifen, daß die Bäume noch stehen, daß die Fuhrwerke noch die Straße entlang fahren und die Hirtenknaben beim weidenden Vieh singen und einander zujauchzen und mit den Peitschen knallen. Da ist die reiche Welt und da drin ist der Tod, denn dort unten lag —

Doch vorbei! Erinnerungen können auferstehen, aber sie wecken das Leben nicht mehr, und eben jetzt muß es anders sein. Aber kann's denn möglich sein, daß wieder ein Frühling kommt und du jubelst ihm zu?

Wie vor sich selbst fliehend eilte er den Schloßberg hinab. Ein leiser abendlicher Herbstduft begann schon sich zu verbreiten. An der Karthäuserstraße blieb der Kronenwirth plötzlich stehen an einem Gartenzaune, hinter dem sich ein wohlgepflegter Garten mit einem schönen Sommerhäuschen zeigte. Er blieb wie gebannt, und es war ihm, als kenne er die Stimme, die er sagen hörte: „Ja, Joseph, geh jetzt, geh hier durch des Nachbars Garten, damit der Vater nichts erfährt. O Gott, es muß doch einmal die Zeit kommen, wo wir nicht mehr im Geheimen, verstohlen beisammen sind, wie jetzt; geh schnell, geh, mir ist so bang."

Rasch huschte ein Mann davon, und der Kronenwirth zitterte — es war wirklich Thaddäa, die gesprochen hatte. Er wollte eben im Innersten getroffen davonschleichen, als sich jetzt auch Thaddäa umwendete und ihn erkannte. Sie blieb starr und fuhr sich nur einmal mit der Hand über die Stirn, als ob sie träume. Endlich brachte der Kronenwirth die Worte hervor: „Guten Abend, Jungfer Gevatterin." Sie war wunderbar gefaßt und sagte:

„So? Sie sind es? Heut geschehen mir ja lauter Wunder; es sind noch keine fünf Minuten, daß ich von Ihnen gesprochen habe."

„Von mir?"

„Ja! Mein Bruder war eben da, der, von dem ich Ihnen erzählte, daß mein Vater nicht dulde, daß ich mit ihm rede."

„So, das war also der Bruder? Verzeihung."

„Was soll ich verzeihen?"

„Nein, nein! ich weiß nicht, was ich rede. Ist's erlaubt, daß man eintrete?"

Thaddäa antwortete nicht, und ohne weiter viel zu fragen, öffnete der Kronenwirth die Thür und trat in den Garten.

Er stand neben Thaddäa, nicht weit von einem Apfelbaum, dem die schweren rothbackigen Früchte die Zweige fast bis zum Boden hernieder zogen. Der Kronenwirth hielt einen Apfel in der Hand, den er nicht abriß, und er sagte: „So? Sie haben von mir gesprochen? Das ist recht. Ich habe auch viel von Ihnen gesprochen, aber noch mehr zu Ihnen; ich meine, Sie müßten Alles wissen, und mein Vater ist jetzt auch mit mir gekommen, und wir sind jetzt da, und das ist Gottes Fügung, daß ich Sie so vorher treffen muß. Wie hab' ich in der ganzen Stadt alle Menschen angesehen und hätte sie gern gefragt: Könnt ihr mir nicht sagen, wo ich meine Gevatterin sehe, nur auf ein paar Minuten? Und jetzt bin ich da, und jetzt weiß ich nicht, was ich sagen soll, und Sie haben mir noch nicht einmal eine Hand zum Willkommen gegeben."

Sie reichte die Hand dar, sie zitterte, und der Kronenwirth fuhr fort:

„Ich bin doch kein junger Mensch mehr, ich hab' schon Schweres erfahren, und es schickt sich nicht mehr für mich, so zu sein, und ich weiß doch nicht, wie mir's ist .... o, wenn nur ein Anderes für mich redete, ich darf nicht sagen, daß .... daß man mir nichts Böses nachsagen kann. O, wenn nur meine Mutter da wäre."

„Sie sind ein ziemlich ausgewachsenes Muttersöhnchen, das schon für sich allein reden kann," scherzte Thaddäa, aber der Kronenwirth ging nicht auf den Scherz ein, und sie fuhr fort: „Sie sind glücklich, noch die Mutter zu haben."

„Ja, und was für eine Mutter. Ich bin der Sohn, man könnte mir's als Ruhmredigkeit auslegen; aber die ganze Stadt, die ganze Gegend ist Zeuge, daß sie die Rechtschaffenheit selber ist, und doch weiß Keines so wie ich, wie sie so grundgut allen Menschen Gutes nachredet, allen Menschen Gutes thut, wovon sie nichts wissen. Die nicht mehr ist, die hat's auch gewußt; wie viel tausendmal haben wir davon gesprochen, und wenn wir davon gesprochen gehabt, da war's uns, wie wenn wir aus der Kirche kämen, aber die Mutter

kann auch gut lachen und lustig sein; ich hab's auch früher gekonnt und kann's auch wieder; o, ich kann mir nichts Schöneres wünschen, als wenn Sie bei meiner Mutter säßen und ihr Beide sähet einander

in die Augen. Sehen Sie mich jetzt auch an, ich weiß nicht mehr, was ich red'."

„Ja, ja," sagte sie, „ich hab' mir's gedacht, daß Sie die Eltern so lieb haben, und was ist das für ein Glück: noch eine Mutter zu

haben und solch eine Mutter. Der Münsterbäck hat mir viel von ihr erzählt."

„Das ist brav von ihm, aber er kennt sie doch nicht so, wie der leibliche Sohn sie kennt."

„Ja, ja," sagte Thaddäa, „wie die Eltern sind, das kann kein Anderes wissen. Mein Vater — warum soll ich's nicht sagen? — ich weiß wohl, daß er von vielen Menschen übel angesehen ist; aber ich weiß doch, er hat ein weiches Herz und er schämt sich nur, daß es ihm die Welt anmerke, und Sie werden auch meinen Vater ehren und achten."

„Gewiß!" sagte der Kronenwirth, „und ich hab' Sie nochmal so lieb, weil Sie das sagen, und werd' es ewig gedenken."

Die Beiden redeten lange kein Wort mehr mit einander, und in der Pause fielen zu gleicher Zeit zwei Aepfel vom Baume und Beide wendeten sich danach; der Kronenwirth hob sie auf, gab Thaddäa einen davon, den andern behielt er für sich. Thaddäa nahm den Apfel an, als ob sich's von selbst verstünde, und den rothbackigen Apfel betrachtend sagte sie:

„Wie geht's denn Ihrem Kind?"

„Gut. Und was ich noch hab' sagen wollen — "

Der Kronenwirth kam nicht dazu, weiter zu reden, denn der kleine Knabe von Kirchzarten, der beim Münsterbäck war, trat plötzlich in den Garten und sagte: „Jungfer Thaddäa, Ihr sollt gleich zu meiner Base kommen, sie hat Euch was ganz Nöthiges zu sagen, aber augenblicklich."

„Darf ich Sie nicht begleiten?" fragte der Kronenwirth.

„Nein!" lautete die Antwort, aber in dem Tone, in dem dieses gesprochen war, lag nicht nur die entschiedene Abwehr, sondern auch solch ein treuherziger Ausdruck, daß der Kronenwirth fröhlich nickte.

„Ich hätte Ihnen noch so Vieles zu sagen," stotterte der Kronenwirth; aber das Mädchen winkte ihm mit den Augen, daß er vor dem Knaben nichts mehr sagen solle. Schnell nahm sie ihr Tuch um, winkte dem Kronenwirth, daß er aus dem Garten trete, verschloß den Garten und eilte mit dem Knaben raschen Schrittes davon.

Der Kronenwirth ging ihr einige Schritte nach, dann hielt er ein; so Vieles bestürmte ihn, aber aus Allem heraus kam ihm der Gedanke: Warum hast du's ihr nicht jetzt gleich gesagt? O hättest du's nur! Dann wäre keine Lüge mehr, nichts mehr zwischen euch! — Es wurde ihm so bang, daß er sich auf einen Steinhaufen am Wege setzte, und es peinigte ihn tief, daß das, was er bis jetzt verschwiegen, nun auch verschwiegen bleiben mußte. Er selber kam sich wie ein verstoßenes, verleugnetes Kind vor, und jetzt war's ihm, als säße sein Kind neben ihm, und unwillkürlich griff er mit der Hand nach der Seite:

Nein, es darf nicht sein.

Schnell erhob er sich und ging nach der Stadt, er wußte ja, wo Thaddäa zu finden war, er konnte es ihr jetzt noch sagen; jetzt erschien es noch nicht als Lüge.

---

6. Man findet sich.

Während der Kronenwirth auf dem Schloßberge und im Garten gewesen war, hatte der Staffelnbäck bei der Frau seines ehemaligen Gesellen genug erforscht, und diesmal erfand er wiederum den graden Weg nicht nur als den besten, sondern auch als den kürzesten. Er hatte in Erfahrung gebracht, daß der Geldstumpf seinen Abendschoppen im Gasthofe zum „Wilden Mann" in der Salzgasse trank, und er ging nun zu ihm.

Er fand ihn allein an einem Tische. „Mit Verlaub," sagte er und setzte sich zu ihm. Der Geldstumpf legte die Hand auf den Kopf

seines großen Hundes, nickte und schaute verwundert auf den Fremden, oder war's wirklich der Staffelnbäck? Ah, der kommt, um einen Vergleich zu machen. Gut, wer zuerst kommt und bittet, der hat einsehen gelernt, daß er Unrecht hat, und muß auch dafür blechen.

Der Geldstumpf führte sein Glas zum Munde, aber er trank nicht. Er war vor Allem wohlbedacht auf seine Gesundheit; war

ja sein Leibspruch bekannt: „Ich hab' mir gottlob nichts vorzuwerfen, ich hab' mir mein Leben lang nichts abgehen lassen." Er fühlte, daß er jetzt in einer triumphirend freudigen Bewegung war, und da thut ein Trunk auch nicht gut; es muß sich vorher wieder Alles zur Ruhe gesetzt haben, dann schmeckt's besser. Er betrachtete über das Glas weg nochmals den Staffelnbäck scharf, aber dieser sagte:

„Ja, ich bin's leibhaftig. Wir können ja heute ruhig mit einander trinken und morgen mit einander vor Gericht stehen."

Der Geldstumpf wußte wohl, daß der Schelm seine Sache für

verloren gab und nur noch gute Worte dafür haben wollte, aber er nahm sich vor, ihm auch diese nicht zu geben, und sagte:

„Ich lasse nicht mit mir spaßen, du wirst morgen schon merken, mit wem du's angefangen hast."

„Ist mir eine Ehre, daß du mich duzest, komm, laß uns drauf anstoßen," sagte der Staffelnbäck und stieß mit seinem Glase an das des Geldstumpfs, das dieser nicht berührte, dann sagte der Staffelnbäck: „So, es läßt sich mit ‚du' viel besser reden. Also wegen dem Proceß bist du bös? Ich hab' gemeint, ich thu' dir einen Gefallen damit. Dir ist's ja nicht lieb, wenn du nicht mindestens ein Dutzend Processe hast, und da hab' ich auch einmal sehen wollen, wie man mit dir um die Wette reitet, und von dir überholt zu werden, ist keine Schand."

Der Geldstumpf schmunzelte, und seinen Hund streichelnd sagte er zu diesem: „Gelt du, Türk, wir Zwei verirren uns nie."

Und ebenfalls zum Hunde gewendet sagte der Staffelnbäck: „Du bist ein Türk und dein Herr ist ein Heide. Ja, bei euch trifft es ein, ihr seid mit allen Hunden gehetzt; beiß' mich nicht, ich will dir ja nichts anthun. Du bist auf den Mann abgerichtet und dein Herr auf was Anderes —"

Der Geldstumpf lachte. Nun war das Spiel gewonnen.

Der Staffelnbäck war sicher: wenn er nur angehört wurde, so gab es nichts, was er nicht ausgleichen konnte. „Und schau," sagte er, „es gibt Wege, die sind so schmal, man glaubt gar nicht, daß da zwei Fuhrwerke einander ausweichen und an einander vorüber können, und nun gar beladene, und — es geht doch. Aber weißt wie? Das eine Fuhrwerk muß still halten, dann kann das andere vorbei. Fahr' du zu! fahr' zu! ich halte still."

„Du bist nicht dumm," sagte der Geldstumpf und nickte dem Staffelnbäck zu, und dieser ging leicht darüber weg, daß er den Rechtsstreit als erledigt betrachte. Er rühmte den großen Geschäftskreis seines Gegenüber, wobei er einstreute, daß es ihm auch nicht an einträglicher Geschäftsthätigkeit fehle; aber was wolle das alles heißen gegen die alten Kriegszeiten, da habe man mit dem großen Messer Stücke herunter gehauen. Der Geldstumpf wurde immer vergnügter, als der Staffelnbäck einige von dessen wohlbekannten

Hauptstreichen erzählte, die er bei den damaligen Militärlieferungen ausgeführt habe, und besonders wie er einmal in Villingen, im Hauptquartier, vierzig einjährige Rinder für vierhundert Ochsen ablieferte. Der Geldstumpf lachte und erzählte bald selber einen seiner losen Streiche, und der Staffelnbäck rückte immer näher und bald pisperten und flüsterten die Beiden mit einander und lachten wieder laut auf, und der Geldstumpf stieß aus freien Stücken mit dem Staffelnbäck an, als dieser berichtete, welche Vortheile er verstünde beim Kornmessen, und wie ein Kornmesser der erste Getreidehändler sein könne, ohne daß man jahrelang etwas davon erfahre. Die Beiden wurden immer vertraulicher, und obgleich sie schon lange „du" zu einander sagten, tranken sie noch einmal Brüderschaft.

Eben als der Staffelnbäck sein Glas absetzte, sagte er, zum Fenster hinaus schauend:

„Was seh' ich? Da, da geht ja mein Sohn."

Er klopfte ans Fenster, und der Kronenwirth schauerte innerlich zusammen, als er plötzlich aus dem Fenster zu ebner Erde die Augen seines Vaters und die des Geldstumpfs auf sich gerichtet sah, und Beide winkten ihm zu.

Der Kronenwirth trat ein. Er konnte noch gar nicht fassen, wie schnell Alles von statten ging: dort saß Thaddäa jetzt bei der Münsterbäckin und hier war der Vater schon so friedlich mit dem Gefürchteten. Fast wäre der Kronenwirth vor Schreck niedergefallen, denn ein Ungeheuer sprang plötzlich an ihm herauf: der Hund, der ihn von der Lenzkircher Fahrt her kannte, hatte ihn bewillkommt, als wüßte er, daß ihm als Kameraden seines Herrn dies zustände, ja sogar seine Pflicht wäre.

„Ei, ei, Sie sind der Sohn von Dem da? Von dem Schelm? Und können so ehrlich thun? Das hätte ich nie geglaubt. Wirthshaus, eine Flasche Markgräfler!" so rief der Geldstumpf. Die Drei saßen vertraulich beisammen und der Kronenwirth erbebte im Innersten, als er vom Vater sein Anwesen rühmen hörte, und wie dieser dabei ausdrücklich hervorhob, daß er nur Ein Kind habe, das sein abgesondertes mütterliches Vermögen besitze.

Bis spät in die Nacht saß man beisammen und der Geldstumpf sagte immer lustiger, daß ihm der Staffelnbäck gefalle, weil er ein

Schelm und Einer aus der alten Zeit sei, daß ihm aber auch der Kronenwirth gefalle, weil er bei alledem doch eine ehrliche Haut scheine; es sei jetzt einmal so, die Kinder seien jetzt viel ernster als die Alten gewesen, er erfahre es an seinen Kindern auch, besonders an seiner Tochter.

Der Kronenwirth erbebte, da von dieser die Rede war, aber der Staffelnbäck sagte ruhig: „So, du hast auch eine Tochter? Ist sie schon verheirathet?"

„Nein, sie will nicht."

Der Kronenwirth stieß seinen Vater unterm Tisch an, dieser wußte nicht was der Sohn wollte, und er fragte nur jetzt den Geldstumpf: „Bleibst du morgen daheim? Kann man dich morgen besuchen?"

„Nein, ich muß nach Kirchzarten, Hafer verladen."

Man schied endlich. Auf dem Heimwege sagte der Staffelnbäck zu seinem Sohne: „Die Sache ist so gut wie fertig. Siehst du, daß ich Recht gehabt habe? Ich habe den Geldstumpf ausgehorcht und er hat mir geradezu gesagt, daß ein Mädchen, das zu leben hat und nicht eigentlich eine verheirathete Dienstmagd sein will, närrisch sein müßte, wenn es einen Wittwer mit mehreren Kindern heirathe. Drum darf er für jetzt nichts von der Ernestine wissen."

„Aber Thaddäa muß es vor der Verlobung wissen, davon geh' ich unter keiner Bedingung ab, das thu' ich nicht anders."

„Gut, das übernehm' ich, aber du redest kein Wort davon."

„Warum?"

„Ich habe meine Gründe. Jetzt genug."

Vater und Sohn gingen mit einander zum Münsterbäck, und dort wurde ausgemacht, die Münsterbäckin solle den Geldstumpf bitten, sie mit nach Kirchzarten zu nehmen, natürlich nur, um auch Thaddäa zu bestimmen, daß sie mitfahre; und wie zufällig wollten dann auch der Kronenwirth und sein Sohn dahin kommen.

Der Kronenwirth wollte in der Nacht mit seinem Vater noch lange sprechen, aber dieser schlief bald den Schlaf des Gerechten. Der Kronenwirth aber schrak oft auf in der Nacht, und es war ihm als hörte er die Stimme seines Töchterchens, so klagend, so jammernd. Er zählte jede Viertelstunde, die es vom Münsterthurm

schlug und von anderen Glocken, die drein schallten, und zwischen hinein ärgerte er sich über seine alte Schulmeisterei, die ihn oft darauf Acht haben ließ, daß die Glocken vom Münster die Viertelstunden immer in der Quint und Terz zum Grundton des vollen Stundenschlages angaben. — Seit langer Zeit weinte er zum Erstenmal wieder am frühen Morgen, als der Tag erschien.

Er sah blaß aus, und erst als ihm die Münsterbäckin sagte, daß sie und Thaddäa nach Kirchzarten mitführen, rötheten sich seine Wangen wieder. Er nahm die Münsterbäckin bei Seite und sagte ihr, wie er hoffe, daß, will's Gott, Thaddäa eine rechte Mutter an seinen beiden Kindern werde. Sie seien Beide guten Herzens, wenn auch Erneſtine von den Großeltern etwas verzogen sei, sie bleibe bei den Großeltern. Sie seien Beide gute Kinder. Er wiederholte das Wort Beide immer und immer, damit ja die Münsterbäckin nicht vergesse, dies Thaddäa mitzutheilen. Er trug es nicht geradezu auf, aber er war sicher, daß sie es nicht vergessen werde, und er fühlte einen innern Triumph, daß er nun doch dem Vater zuvorgekommen sei und sich ehrlich erwiesen habe.

Die Münsterbäckin nickte zu Allem. Sie hatte in ein Säckchen Fleisch gepackt, das sie nach Kirchzarten mitnahm, weil man dort auf so viele Gäste nicht gefaßt sein konnte, und mit großer Sicherheit sagte sie: „Das ist der Verlobungsbraten."

Man konnte erst abfahren, als die Sonne bereits warm schien, denn die Münsterbäckin mußte auch ihr Kind mitnehmen. Der Geldstumpf kam vor das Haus gefahren, um sie abzuholen. Der Staffelnbäck ging hinaus, um ihn zu begrüßen, aber der Kronenwirth zeigte sich nicht, er sah nur verstohlen, wie die Münsterbäckin Thaddäa das Kind hinaufreichte, wie diese es ans Herz nahm und küßte; er hörte, wie sie die Freundin bat, es in den Armen behalten zu dürfen, und fort rollte das Gefährte.

Vor ihrer Abfahrt hatte die Münsterbäckin dem Kronenwirth auch noch mitgetheilt, Thaddäa habe davon gesprochen, wie schön es sei, wenn ihr Bruder nach Kirchzarten käme, und die Münsterbäckin habe verstohlen angedeutet, daß es in der Absicht des Kronenwirths läge, ihn dazu aufzufordern. Thaddäa sei ganz glückselig vor Freude darüber geworden. Der Kronenwirth sollte nun nicht zögern

und die Sache auch ausführen; er solle nur grades Weges zum Bruder gehen und ihm sagen, was im Werke sei.

Wie klug war auf einmal die ganze Welt geworden und wie geschickt hatte die Münsterbäckin zu seinen Gunsten Etwas erfunden! Warum geht denn so selten Etwas gradaus auf der Welt?

Der Kronenwirth wollte seinem Vater mittheilen, was ihm aufgetragen sei, aber er ließ davon ab; er hatte ein Gefühl, daß es Dinge gibt, von denen die kaltblütige Ueberlegung eben so gewiß abrathen, als der einfache Herzensdrang sie versuchen und wagen muß. Er hatte vorerst das Gefühl der Freude, daß er Etwas für Thaddäa thun könne, erst dann sagte er sich: Will's Gott, wird er ja dein Schwager, und dann hast du ihm ja schon vorher gezeigt, wie du zu ihm bist, und überhaupt — die Sache ist in guter Hand.

Ohne daher dem Vater etwas davon zu sagen, ging er zu dem Schwager und war nicht wenig erstaunt, als dieser ihm sagte, daß Thaddäa schon von ihm gesprochen und zwar noch am gestrigen Abend, sie habe es gewagt, ihn in den Garten zu bestellen.

Daß auch er wie zufällig nach Kirchzarten kommen solle mit seiner Frau und seinem Kinde, davon wollte er nichts wissen. Aber auf das wiederholte Drängen des Kronenwirths sagte er: „Frau und Kind bleiben jedenfalls daheim; ich darf sie nicht dem aussetzen, daß sie mein Vater beschimpft und ihnen den Stuhl vor die Thür stellt, oder meinen Sie, ich darf es wagen?"

„Das kann ich nicht wissen."

„Aber ich, und darum, meiner Schwester zuliebe und auch Ihnen zuliebe, denn ich sage ehrlich, daß Sie mir gefallen, will ich allein hinausreiten. Was mir allein angethan wird, kann ich mir von meinem Vater gefallen lassen, er ist und bleibt mein Vater."

„Ich danke von Herzensgrund, ich weiß nicht, ich bin auf einmal so sicher, ich mein' es muß Alles gut werden; ich kann mir's gar nicht denken, daß noch Menschen auf der Welt sein sollen, die in Unfrieden mit einander leben."

„Ja, ja, meine Schwester hat Recht."

„Womit?"

„Das brauch' ich nicht zu sagen, aber sie hat richtig herausgespürt, wie Sie sind, und ich sage Ihnen jetzt — es ist meine

Schwester, ich sollte sie nicht loben — aber ich sage Ihnen, Sie müssen was Gutes in der Welt gethan haben, daß Sie die zur Frau kriegen, eine solche Frau gibt Einem Gott nicht umsonst."

Mit hochgeschwelltem Herzen ging der Kronenwirth von dem Bruder weg. Er hatte einen neuen trefflichen Menschen gefunden, den er Bruder nennen sollte. O, welche tiefe Quellen liegen verborgen, und wie gibt es Stunden, wo die Wünschelruthe sie aufdeckt zur hellen Erquickung!

Bald schirrte der Kronenwirth selber ein, aber der Staffelnbäck wendete das Gefährte; man mußte einen großen Umweg machen, um nicht von der Freiburger Seite, sondern von der entgegengesetzten einzufahren, damit das Zusammentreffen um so mehr als zufälliges erscheine.

Der Kronenwirth durfte in Nichts mehr widersprechen, er mußte in Allem willfahren, und dieser Umweg, da man nutzlos und blos zur Täuschung hin und her fuhr, ward ihm zur innersten Pein. —

Die Münsterbäckin hatte Recht gehabt, der mitgenommene Braten wurde zur Verlobung verzehrt.

Gleich nach der Ankunft hatte sich der Staffelnbäck zu Thaddäa gedrängt und leise und eindringlich mit ihr gesprochen, dann kam er mit triumphirender Miene zu seinem Sohne und sagte: „In der Hauptsache ist's fertig und im Reinen, und ich habe ihr Alles gesagt; laß es dabei. Jetzt geh' ich zum Geldstumpf, er ist beim Haferladen."

Der Staffelnbäck traf den Geldstumpf richtig auf dem Kornspeicher, und der dicke Schelm schmunzelte, da der Staffelnbäck ihm nun zeigte, wie man messen könne, um je nach Belieben mehr oder weniger ins Maß zu bringen; dann nahm ihn der Staffelnbäck bei Seite und sagte ihm geradezu, was vorgehe. Der Geldstumpf wollte anfangs nichts davon wissen; da sagte der Staffelnbäck: „Schau, deine Tochter ist mündig; thu's nicht noch einmal, daß ein Kind gegen deinen Willen heirathet. Schrei Oha! ehe die Gäul' allein stehen. Schau, es gibt Fuhrknechte, die, wenn sie den Berg hinauffahren, nicht dran denken, wann sie die Gäule einhalten sollten, und stehen sie von selbst still, schreit der Knecht Oha! und legt einen Stein unter das Rad. Da ist's zu spät. Thät' er's früher, so hätte

er Dank davon und die Gäule zögen dann wieder besser. Du hast noch Zeit, folg' mir und schrei Oha! sonst stehen die Gäul' allein still."

„Ich hab' nichts dagegen, ich hab' ja noch nie was dagegen gehabt," antwortete der Geldstumpf, „ich muß dir nur ehrlich sagen: du irrst dich."

„Ich? wie?"

„Ich bin nicht so reich wie du glaubst, meine Tochter kriegt einmal nicht so viel wie du meinst."

„So will ich wenig meinen; aber das läßt du mir doch frei, daß ich dir glauben darf oder nicht, du ehrlicher, ehrlicher Schwäher, du armer Schelm? Die Hand her, fertig ist's."

Die Beiden reichten sich die Hand und drückten sie sich. Der Geldstumpf war Manns genug, dem knochenharten Staffelnbäck Widerpart zu halten; es gelang dem Staffelnbäck hier nicht, wie er gerne that, wenn er einem die Hand gab, ihm dabei die Knochen fast entzwei zu drücken.

Der Geldstumpf war überrumpelt worden, aber er that rasch, als ob er Alles vorher geahnt habe, und ein Lächeln voll Bitterkeit und Wehmuth zog über sein Antlitz, als Thaddäa Hand in Hand mit dem Kronenwirth vor ihn trat. Er war ihr gram, daß auch sie ihn verlasse; er hatte das nie geglaubt und nie gewollt, und mit einem eigenthümlichen Zischen und Blinzeln gab er sein Jawort.

Als man sich zu Tisch setzen wollte, kam ein Reiter angesprengt vor dem Wirthshause. Der Geldstumpf schaute hinaus, aber wie von einer Kugel getroffen prallte er wieder zurück. Es kam die Treppe herauf, öffnete die Thüre, und mit dem Ausrufe: „O mein Bruder!" flog Thaddäa dem Eintretenden entgegen und hing an seinem Halse.

Die Münsterbäckin war klug genug, um Alles zu verdecken; sie sagte laut zum Kronenwirth: „Das ist der Bruder Eurer Braut," und zum Bruder gewendet: „Das ist der Bräutigam und das sein Vater."

Der Bruder und der Kronenwirth sahen einander erstaunt an und reichten sich die Hand.

Wie klug konnte doch die Münsterbäckin, diese einfache Frau, sein, daß sie, ohne in Stimme und Blick etwas zu verrathen, solch

ein geschicktes Maskenspiel spielen konnte, und der Geldstumpf, der die Verwunderung der beiden Männer sah, hielt das wirklich für Ueberraschung des ersten Anblicks.

„Und ich will essen!“ sagte der Geldstumpf und setzte sich, ohne den Sohn weiter zu beachten, an den Tisch. Er war überaus lustig, und als auf das Wohlsein des Brautpaares angestoßen ward, stieß er auch mit seinem Sohne an, und seit dreizehn Jahren war das erste Wort, das er an ihn richtete: „Bist auch da?“

Der Sohn war von der Frage so betroffen, daß er nichts zu antworten wußte, als: „Ja, Vater!“ Im Uebrigen that der Geldstumpf ferner, als wenn sein Sohn nicht da wäre.

Der Kronenwirth machte immer Versuche, Vater und Sohn zusammenzubringen, aber der Geldstumpf that stets, als ob da, wo sein Sohn saß, nichts als leere Luft wäre. Als man sich endlich zur Heimfahrt anschickte, nahm der Staffelnbäck seinen Sohn bei Seite und sagte: „Nimm dich in Acht, Raimund, ich hab's deinem Schwäher ausgeredet, aber er kann doch wieder meinen, es sei von dir angestiftet, daß der Bruder da so wie von ungefähr dahergekommen ist.“

„Ja, Vater, das ist auch, und ich bin stolz drauf, daß ich das zuwege gebracht; ich laß nicht nach, bis Alles in Fried' und Freud' ist.“

„Sprich leiser, und ich sage dir, du sollst das lassen; du kannst nicht alle Berge eben machen, du nicht und deine Mutter nicht, und ich sage dir, du hast's mit dem Geldstumpf verspielt, wenn du da noch was thust.“

Die Anwesenheit des Bruders war die einzige äußere Unzuträglichkeit, die jetzt die Festesstimmung durchkreuzte, denn die innere, die in der Verhehlung des Kindes lag, empfand man nicht mehr.

Als der Geldstumpf sich auf seinen Wagen setzte, sagte er Allen: „Lebt wohl und kommt gut nach“, aber bei seinem Sohne that er wieder, als ob da leere Luft wäre.

Es war eine fröhliche Heimfahrt, man mußte noch am hellen Tage wieder zurückkehren wegen des Kindes, und Thaddäa hatte gesagt: „Ich freue mich, daß das Kind bei unserer Verlobung ist, ich

krieg' ja auch gleich eines geschenkt. Wenn es nur auch noch so klein wäre! Aber ich werd' es schon hätscheln und lieb haben, daß es mich gewiß recht lieb bekommt; nicht wahr, Magnus heißt unser Bub?"

„Ja!" Der Kronenwirth konnte nichts weiter hinzusetzen.

Die beiden Alten fuhren mit einander, sie waren überaus lustig, und der Geldstumpf hatte ein rothes Band an seinen Peitschenstiel geheftet und seinem Hunde ein paar Würste gegeben.

Der Kronenwirth führte die Münsterbäckin und Thaddäa. Diese hatte sich's wieder nicht nehmen lassen, das Kind in ihrem Arme zu halten, und mit leiser Stimme sang sie dem Kinde ein Schlummerlied, so daß der Kronenwirth die Pferde auf dem ebenen

Wege ruhig im Schritt gehen ließ, um ihre Stimme zu hören. Sie sang so wunderbar! Das Abendroth glühte, vom Münsterthurm läutete es zur Vesper, da hob Thaddäa das Kind hoch empor und sagte: „Guter Gott, mach' mein Herz gut und stark, daß ich keine Stiefmutter, daß ich eine wahre Mutter sei."

„Amen!" sagten der Kronenwirth und die Münsterbäckin wie aus Einem Munde. Die Drei redeten kein Wort mehr, bis man abstieg.

---

7. Verlassen.

So vollauf glückselig auch der Kronenwirth war, so war ihm der Gedanke der Verhehlung doch noch immer ein bedrückender; er hatte nicht über Alles mit Thaddäa frei und offen gesprochen, und auch daß man den Geldstumpf betrog, wollte ihm nicht zu Sinn.

In der Fruchthalle stand er wie verloren. Als sähe er's zum Erstenmale, betrachtete er dieses stete Ab- und Zutragen, den eigenthümlichen Schwung, mit dem die Säcke auf- und abgeladen wurden, und wie die Bauern mit verschränkten Armen an ihre Säcke gelehnt die Unterhandlung führten. Ja, er wurde zweimal von den Sackträgern, die Niemand ausweichen, derb gestoßen; denn wie traumverloren betrachtete er ein kleines Mädchen,

das mitten im Lärm und Gewühl auf einer um die Säule gereihten Gruppe von Säcken ruhig schlief.

Er suchte den Münsterbäck, der auf dem Sims unter der großen Treppe rechnete und auszahlte. Er fragte ihn, ob ihm seine Frau nichts gesagt habe von seiner Ernestine. Der Münsterbäck antwortete lächelnd: „Ja wohl! Und sei du nur jetzt froh; ich mein' immer, du weißt gar nicht, wie du das große Loos gezogen."

Der Kronenwirth konnte natürlich nicht wissen, daß sein Vater schon entschieden vorgesorgt und Allen Stillschweigen auferlegt hatte; und er war schwach genug, sich nicht an der natürlichen Quelle Gewißheit zu verschaffen.

Der Staffelnbäck stand nicht weit von den Beiden mit dem Geldstumpf, sie ließen Gerste durch die Hand laufen und beredeten sich, wie sie nun einander in die Hand arbeiten wollten; aber der Staffelnbäck sah nebenaus, und an der Miene des Sohnes und seines ehemaligen Gesellen merkte er, was dort gesprochen wurde. Er lächelte still vor sich hin.

Der Staffelnbäck beschleunigte die Heimfahrt; besonders wegen des Verkaufs der Posthalterei im Heimatsstädtchen, die in den nächsten Tagen vor sich gehen sollte. Der Kronenwirth hatte kaum einige Minuten Zeit, sich bei seiner Braut zu verabschieden; schon in wenigen Wochen sollte die Hochzeit sein. Sie gab ihm viele Geschenke für Magnus mit, besonders freute sich der Kronenwirth mit einem Paar Fausthandschuhen, die sie selber gestrickt hatte, und sie gestand erröthend, daß sie auch ohnedies eine Gelegenheit wahrgenommen haben würde, sie dem Kinde zu schicken.

Dem Kronenwirth war es auf den Lippen gelegen, zu fragen, ob Ernestine Nichts kriegen soll, aber das Wort kam nicht heraus.

Auf der Heimfahrt gab es noch viele Erörterungen und der Staffelnbäck sagte: „Glaub' mir, ich bin ein alter erfahrener Mann: es wird keine Suppe so heiß gegessen, als sie angerichtet wird; die Sachen sind, wenn sie da sind, nicht so schön und nicht so gräßlich, wie man sie vorher sich vorstellt. Daß der Alte darüber lachen wird, darauf schwör' ich dir jetzt schon einen heiligen Eid, und wie gesagt, ich hab' mir auch was ausgedacht: Wir Alten nehmen gerichtlich Ernestine an Kindesstatt an, dann ist's ja auch die reine Wahrheit,

was wir gesagt haben. Jetzt sei nur recht froh, wie sich's gebührt, ich sag' wie der Münsterbäck: Du weißt gar nicht, was du für ein großes Loos gezogen."

Und in der That wurde der Kronenwirth ganz heiter und die Staffelnbäckin ließ sich Alles erzählen, und am Abend mußte Ernestine noch viel Brod in Armenhäuser tragen. Die Großmutter ahnte

nicht, daß sie damit dem Vater auf eine glückliche Weise den Anblick seines Kindes entzog, von dem er selber mit Thaddäa noch kein Wort gesprochen hatte.

In der Stadt und Umgegend gab es groß Gerede, da man die Verlobung des Kronenwirths mit des Geldstumpfs Tochter vernahm, und als das Wirthshaus zur Post versteigert wurde, kaufte es der Staffelnbäck und erlangte für seinen Sohn die Uebertragung der Posthalterei.

Der Kronenwirth ahnte nicht, daß dies mit dem Schwäher

verabredet war, und jetzt erst zeigte der Geldstumpf in der Zeitung die Verlobung seiner Tochter „mit dem Sohne des Stadtraths in Rottweil, dem Posthalter Burkhart", an.

Man sagte in der Stadt, daß der Staffelnbäck nun das halbe Städtchen kaufen werde, und fabelte überhaupt viel von dem unermeßlichen Reichthum des Geldstumpf. Dem Kronenwirth war indeß der Ueberzug in die Posthalterei auch in anderer Weise lieb, er begann damit nicht nur ein neues Leben in einem neuen Hause und viele alte und schwere Erinnerungen waren damit abgethan; auch seine Gewandtheit in allen Schreibereien kam dadurch zu neuer Bethätigung.

Die Mutter sorgte für die stattlichste Einrichtung des Sohnes, und das ganze Städtchen lief zusammen, als schon im November zwei bekränzte Wagen, darauf lustig blasende Postillone saßen, in die Stadt einfuhren. Der neue Posthalter mit seiner Frau saßen im ersten, der Geldstumpf mit dem Staffelnbäck im zweiten Wagen.

Die Staffelnbäckin mußte bei der Einrichtung des Sohnes doch des Guten zu viel gethan haben, sie lag jetzt etwas leidend darnieder. Das war die einzige Betrübniß in der freudigen Bewegung, welche die Familie und die ganze Stadt ergriffen hatte; aber es war auch wiederum gut, denn dadurch kam man über die Schwierigkeit hinweg, alsbald die volle Wahrheit kundzugeben.

Beim Einzug, als die Postillone bliesen, hatte Alles gejubelt; nur ein einziges Kind stand verloren abseits und seine Augen wurden groß und etwas Unheimliches lag in seinem Blick, als es die Frau aussteigen sah, die ihm den Vater genommen.

Man hatte den kleinen Magnus schön herausgeputzt in einer niedlichen Postillonskleidung; und in der ganzen Stadt sprach man davon, daß die junge Frau den ziemlich schweren Burschen auf ihrem Arm die Treppe hinaufgetragen.

„Wo ist meine Ernestine? Warum ist sie nicht da? Sie soll ihre Mutter sehen."

So fragte auf der Hausflur der Posthalter seinen Vater, und dieser erwiderte: „Sei still, jetzt noch die paar Tage, bis der Geldstumpf fort ist, dann sagen wir's ihr."

„Was sagen? Habt Ihr es denn nicht gesagt?"

„O du! stell' dich nicht so, wie wenn du mir das geglaubt hättest. Es hat mir gefallen, daß du auch einmal so gescheit bist und dich gegen mich verstellen kannst."

„Ich? O Gott, nein, aber lasset mich los, keine Minute dulde ich die Lüge mehr. Lasset mich los."

„So? Willst du deiner Frau so einen Empfang machen, daß du gleich Händel mit deinem Schwäher hast? Sowie der Geldstumpf den Rücken gewendet hat, bringen wir die Sache ins Reine. Verlaß dich drauf. Jetzt sei gescheit."

Der Kronenwirth mußte sich beruhigen lassen, und Thaddäa, die ihn so blaß und fast immer bebend sah, sagte: „Ich kann mir's denken, lieber Mann, daß dir solch' ein Einzug schwer ist, wenn man das schon einmal .... aber mir sagt's eine innere Stimme, daß wir recht, recht glücklich werden; und es thut mir wohl, daß ich dir gleich beistehen kann. Du bist stärker als du glaubst und als dein Vater

dich hinstellen mag; wenn du nur Jemand hast, bei dem dein gutes Herz gut aufgehoben ist, — das will ich sein!"

Der Kronenwirth weinte still. Aber jetzt gab es neue Tage der Lustbarkeit, denn der Geldstumpf ritt und ging und fuhr in großprahlerischer Weise überall umher, und in der Gaststube zur Post fühlte er sich daheim und der Türk konnte schon die Stubenthür aufmachen. Da sagte der Geldstumpf oft, daß er Lust habe, sich bald von den Geschäften zurückzuziehen und hierher zu übersiedeln. Er wolle sich dann das ehemalige Wirthshaus zur Krone bequem einrichten lassen, das heißt von Grund aus mit Quadersteinen neu aufbauen, und die Fenster müßten Spiegelscheiben haben, daß sich die ganze Welt darein vergaffe.

Die Frau sagte im Geheimen mit zitternder Stimme zu ihrem Mann: „Glaub's nicht, mein Vater zieht nie hierher, er will schon lange weg von Freiburg, aber er kann nicht; es ärgert ihn zu sehr, wenn er die Leute nicht mehr ärgern kann dadurch, daß er ihnen zeigt, wie gut es ihm geht. Er kann nicht von Freiburg weg."

„Sei ruhig," erwiderte der Kronenwirth, jetzt Posthalter genannt, „und wenn auch dein Vater hierher zieht, mir ist er lieb und werth; ich werde ihn ehren und achten wie sich's gehört, darauf verlaß dich! Wir haben Alle unsere Fehler und es ist Keiner ganz wie er sein soll. Glaub' mir, ich bin auch nicht so brav wie du meinst, und ich hab's nöthig, daß Andere auch mit mir Geduld haben."

„Du bist ein guter Mann, das werde ich dir nie vergessen," sagte Thaddäa.

Der Geldstumpf reiste ab, der Posthalter begleitete ihn den halben Weg, bis sie das Fuhrwerk des Schwähers trafen.

Der Staffelnbäck hatte es übernehmen wollen, der Frau unterdeß die reine Wahrheit zu offenbaren. Der Kronenwirth aber hatte gesagt: „Nein, nicht Ihr und nicht ich; saget's der Mutter, sie soll's ausführen; wenn sie unser Beistand ist, wird Alles gut."

Der Staffelnbäck erkannte nicht oder wollte nicht erkennen, daß der Sohn ihn für unwürdig hielt, jetzt die Wahrheit zu sagen, denn er erwiderte: „Guck, du bist gescheit. Ich muß ehrlich sagen: daß du so gescheit bist, das freut mich, als ob ich's gewesen wäre

und noch mehr. Ja, ja, was man Gutes an einem Kind hat, ist besser, als wenn man's selber hat."

Es war gut, daß der Posthalter bei der Eröffnung gegen seine Mutter nicht daheim war, denn das Jammergeschrei, mit dem sie Tag und Nacht nicht aufhörte, hätte ihm das Herz zerrissen. Sie rief die Verstorbene an, sie rief alle Engel an und beschwor sie, sie nicht Theil haben zu lassen an dieser fürchterlichen Sünde; sie war so außer sich, daß man in der That für ihr Leben fürchten mußte, und Thaddäa, die in der plötzlichen Krankheit der Schwiegermutter beistehen wollte, wurde nicht vorgelassen. Ein Mädchen, ein Kind von neun Jahren, rief ihr nach: „Sie will dich gar nicht sehen, du . . . ."

Thaddäa kam sich ganz verloren vor die zwei Tage, die jetzt ihr Mann abwesend war, und hätte sie nicht Magnus bei sich gehabt, sie wäre vergangen vor Kummer. Sie fühlte eine Unruhe, eine Fremdheit, die sie sich gar nicht erklären konnte.

Am Nachmittage, da der Posthalter ganz gewiß kommen mußte, zog sie sich festlich an und wollte ihm entgegengehen; aber sie blieb doch wiederum zu Hause. Es war ihr nicht zu Sinne, die Herzlichkeit des Empfangs so der Straße preiszugeben. Sie hätte aber auch ihren Mann nicht getroffen, denn als die Staffelnbäckin außer Gefahr war, ging der Staffelnbäck seinem Sohne entgegen; vor der Stadt mußte er absteigen und mit ihm nach dem Amthause gehen. Er hatte es bisher verschoben, jetzt wollte er's ausführen: er wollte Ernestine adoptiren.

8. Unterm rollenden Rad.

Es war am Nachmittage.

Jedesmal Schlag halb drei Uhr kam der Eilwagen von Schaffhausen und der Postillon blies lustig, dann kam auch der kleine Magnus immer zum Vorschein und er durfte auf dem Sattelgaul sitzen, der ausgeschirrt wurde und müde und gelassen allein nach dem Stall ging.

Heute war der erste helle Wintertag. Der Boden war festgefroren. Heute hatte Ernestine ihrem Bruder heftig gewinkt, und der kleine Magnus wollte eben über die Straße zu ihr springen, und schon war er den Pferden ganz nahe und diese waren nicht mehr zu halten, da schrie Ernestine:

„Mein Magnus, mein Bruder!“ und wie im Fluge war sie bei dem Kinde, das niedergestürzt war; aber sie faßte nicht nach dem Kinde, sondern sprang an den Zügel des Pferdes, das sie hoch emporhob, aber sie drückte es doch zurück.

Die Frau, die zum Fenster herausgesehen hatte, war herabgesprungen und zu Magnus geeilt, der aus der Stirne blutete.

Rasch hatte sich eine Menschenmenge versammelt und man mußte Ernestine losreißen, die sich in einem bewußtlosen Krampfe an den Zügel des Pferdes klammerte. Jetzt hob die Frau das blutende Kind auf und mit einem Jammerschrei rief sie: „O mein armes Kind!“

„Nein, er ist nicht dein, mein ist er, mein Bruder ist er, dich geht er nichts an,“ so schrie Ernestine.

Die Frau sah leichenblaß auf das Kind, es klammerte sich an sie und riß ihr fast die Kleider vom Leibe. Sie zog es an sich und mit

hinein in die Stube. Dort wusch sie zuerst dem kleinen Magnus die Wunde aus; es war glücklich nur die Stirnhaut gestreift und die linke Augenbraue zerrissen, aber er schlug bald die Augen auf und

der ungerufen herbeigekommene Wundarzt erklärte die Wunde für ganz ungefährlich.

„Was ist denn mit dem Kinde, mit der Ernestine da?“ fragte die Frau die alte Magd.

„Ja, das ist Euer, so gut wie der Magnus, das ist ein Schwesterchen. Aber um Gotteswillen saget nichts, daß ich's verrathen."

„Das Kind hat es ja selbst ausgerufen. O Himmel, was habt ihr mir gethan!"

Die Frau preßte die blassen Lippen zusammen, sie bedurfte all ihrer Kraft, um nicht zusammenzusinken.

Man hatte nach dem Staffelnbäck geschickt, aber er war nirgends zu finden und er hatte doch Niemand gesagt, daß er über Land ginge.

Natürlich war er nicht zu finden, denn er war mit seinem Sohne auf dem Amthause bei dem Amtmann in der hintern Stube.

Um doch Thaddäa einen Theil Wahrheit sagen zu können, und auch weil der Staffelnbäck und die Großmutter Ernestinen so sehr liebten und sie nicht mehr hergeben wollten, sollte Ernestine in der That nicht mehr Kind des Posthalters sein. Die Großeltern wollten sie gerichtlich an Kindesstatt annehmen und ihr den vollen Kindestheil zuwenden. Dem Posthalter ward es schwer, darein zu willigen, aber er sah keinen andern Ausweg, und darum waren sie jetzt beim Amtmann, und der Staffelnbäck ließ einen Adoptionsvertrag aufsetzen.

Als jetzt der Amtmann zwei seiner Schreiber hereinrief und sie als Zeugen unterschreiben ließ, sagte der Aeltere zum Posthalter:

„Euer Magnus ist unter den Gaul gekommen, der Stadtwundarzt ist schon bei Euch, und man schickt nach dem Doktor."

Der Posthalter eilte davon, sein Vater konnte ihm nicht nach.

Sollte er ein Kind verlieren müssen, weil er eines verleugnet hatte? Ja, ich habe gefrevelt, o, wenn nur ich dafür büßen könnte, ohne daß die Meinigen darunter leiden, o mein Magnus, du armes Kind, warum hast du sterben müssen!

Die Leute auf der Straße winkten ihm, daß er eilen möge, und Manche riefen es ihm laut zu, und doch war es dem Posthalter, als müßten ihm die Knie brechen, und war denn der Weg so weit vom Amthaus bis zur Post? Er meinte, er müsse die Häuser mit den Händen wegschieben, damit der Weg nicht so lang sei. Endlich war er an seinem Hause. Ein Trupp Menschen war da versammelt

und ließ ihn durch, an der Treppe stand er und konnte keinen Athem finden und keinen Fuß heben, da rief die Magd von oben:

„Kommet doch herauf, Herr Posthalter, der Magnus hat schon nach Euch gefragt, und es hat nichts zu bedeuten."

Es gelang ihm, die Treppe hinauf zu steigen, und als er die Stube öffnend rief: „Frau, um Gotteswillen, unser Kind?" da richtete sich die Frau hoch auf, sie schien Etwas sprechen zu wollen und es nicht hervorbringen zu können; ohnmächtig sank sie nieder, gerade zu Füßen Erneſtinens, die neben ihr stand; ihr plötzlicher Fall riß auch das Kind zu Boden, es richtete sich aber schnell wieder auf.

„Sie weiß jetzt Alles, Erneſtine hat es selbst verrathen," sagte die Magd dem Posthalter, und diesem war's, als wäre er im Flammenwirbel der Hölle: da sein blutendes Kind, hier das heimgekehrte und hier die Frau ohnmächtig, vielleicht todt. Er bedeckte sich das Gesicht mit beiden Händen, die Haare standen ihm zu Berge.

Der Wundarzt hatte die Frau schnell wieder zum Leben gebracht und er und die Magd führten sie in die Kammer und legten sie aufs Bett. Als der Posthalter sie berührte, zuckte sie wie vom Blitz getroffen zusammen und schüttelte abwehrend. Der Posthalter eilte in die andere Stube zu Magnus, und Erneſtine klammerte sich um seine Füße.

Wie viel Leben ist dein, wie vielmal bist du auf der Welt und was hast du damit gemacht? Das sprach sich in der Seele des Posthalters, und nachdem er die beiden Kinder beruhigt, ging er hinein zur Frau; sie starrte ihn mit offenen, thränenlosen Augen stumm an. Er faßte ihre Hand, sie ließ es geschehen, aber sie erwiderte seine Handreichung nicht, und er sagte: „Thaddäa, jetzt beweis' es, daß du an mich glaubst; du wirst sehen, es wird Alles wieder gut werden, ich hab' Schweres verdient, und Gott hat mich gnädig gestraft. Sei du auch gut, du bist es ja immer."

„Geh' zu den Kindern, laß mich jetzt allein," sagte die Frau, vergrub ihr Antlitz in den Kissen und schluchzte tief.

„Ja, schlaf' jetzt," sagte der Posthalter und ging hinaus und machte leise die Thür zu.

Drinnen aber richtete Thaddäa sich plötzlich rasch auf und blickte wild um sich. „Verrathen! Betrogen! Und von ihm!“ knirschte sie, ihr ganzes Wesen hob sich in mächtiger Wuth, aber sie sank wieder zurück und konnte weinen, und schwerer hat nicht leicht ein Menschenherz gekämpft und gerungen, als jetzt Thaddäa.

---

9. Gerichtet und geschlichtet.

Unterdeß war auch der Staffelnbäck in die Stube gekommen und hatte Alles gehört. Er war anfangs so tief erschrocken, daß er sich niedersetzen mußte. Bald aber suchte er die Sache so hinüberzuspielen, daß sie leicht zu nehmen sei. „Vater, das kommt davon, wenn man so Etwas einfädelt; aber ich will Euch keinen Vorwurf machen, Gott gebe, daß mir der Vorwurf, den ich verdiene, auch verziehen werde.“ So hatte der Posthalter zu seinem Vater gesagt, und dieser, ohne zu erwidern, befahl einem Knechte, er solle gleich zur Staffelnbäckin gehen, sie möge eiligst herkommen, augenblicklich. Zum Sohne gewendet, fuhr er dann fort:

„Jetzt will ich dir sagen, wie's wird: jetzt werden beide Weiber eine Compagnie machen und auf uns schimpfen und uns schlecht machen was nur das Zeug halten will; das ist gut, das purgirt, nachher ist's sauber. Deine Frau wird jetzt gegen die Mutter weinen und klagen und Alles loslassen, stör' sie nicht, laß sie sagen was sie will, laß sie austoben; wenn man genug getollt hat, muß man wieder ruhig zu Mittag essen und ruhig ins Bett gehen, und morgen ist auch ein Tag. Und was jetzt aussieht, wie wenn man gar nicht darüber hinauskommen könnte, ist schon verkühlt, wenn man zur

Vesper läutet. Katharine, hol' eine Flasche Rothen herauf, ich muß was trinken, es ist mir in alle Glieder gefahren, und du, trink' auch was; ein gut Glas Wein im Leib ist ein Vorspann, daß man besser über den Berg hinauskommt."

Als die alte Staffelnbäckin in gewohnter Sauberkeit in die Stube trat und die beiden Männer beim Weine fand, sah sie nicht wenig erstaunt drein; sie sagte aber doch, wohl aus unverbrüchlicher Gewohnheit: „Gesegn' es Gott!" und zu den Kindern gewendet, fuhr sie fort: „Bleib ruhig, Magnus, ich hab' schon gehört, es hat nichts zu bedeuten, und du, Ernestine, häng' dich nicht so an mich, du bist jetzt nicht mehr mein allein; gottlob, daß es vorbei ist." Sie wollte das Kind von sich ablösen, als sie nach der Kammer ging, aber das Kind ließ nicht von ihr, und sie sagte: „Nun, meinetwegen, vielleicht ist's besser; komm mit, aber sei ordentlich und brav," und die beiden Männer sahen ihr wortlos nach, wie sie mit Ernestine hinter der Kammerthür verschwand.

Was hätte der Staffelnbäck drum gegeben, wenn er hätte hören können, was jetzt da drin verhandelt wurde; aber er konnte nichts erlauschen. In der Kammer aber sagte die Staffelnbäckin: „Thaddäa, du mußt zu Gutem und Glückseligem auserwählt sein, weil dir so Schweres beschieden ist. Jetzt wird Jedes kommen und wird sagen: „ich bin unschuldig!" ich sag's nicht, ich bin schuldig; ich hätt's nicht zugeben dürfen, keine Minute, und du mußt mir angemerkt haben, daß Etwas an mir fremd gewesen ist. Ich hab' nicht anders gekonnt. O Gott, was sind wir Menschen! Ich bin nicht so gut gegen dich, wie ich sein sollte, weil durch dich oder eigentlich an dir, oder wie man sagen will, von uns ein Unrecht geschehen ist. O, ich bitt' dich, verzeih' mir, mach's jetzt nicht wie ich's gemacht habe, daß man auf das bös ist, das die unschuldige Ursache von einem Unrecht ist. Sei gut gegen das Kind da. Komm, gib deiner Mutter die Hand. Komm her, Ernestine, noch näher."

Thaddäa umhalste und küßte das Kind, aber es riß sich offenbar widerwillig los, und die Großmutter führte es wiederum still hinaus in die Stube; dann saß sie eine Zeit lang lautlos bei der Frau und hielt ihre Hand in der Rechten und die Linke legte sie ihr auf die brennend heiße Stirn.

Und wie heute die Hände der Mutter zum Erstenmal so die Schwiegertochter berührten, so hatten auch ihre Worte sie heute zum Erstenmal so nah und warm gefaßt; sie hatte sie zum Erstenmal „du" genannt und ihr das ganze Herz geöffnet. Es mußte Seltsames in Thaddäa vorgehen, denn sie sagte jetzt, die Hand der Mutter an ihre Lippen führend: „Ich danke Gott, er hat mir heute eine Mutter wiedergegeben, ich spür's; und ich kann jetzt zweifach Mutter sein. Warum hat man mir das nicht zugetraut?"

Die Staffelnbäckin redete jetzt so innig, so warm, sie verhehlte Nichts, was Unrecht war, sie betonte aber auch das Gute mit großem Nachdruck, so daß Thaddäa wiederum sagte: „Ja, mein Mann hat doch Recht gehabt, ich habe immer geglaubt, es wäre übertriebene Kindesliebe, wenn er Euch so gepriesen hat wie einen heiligen Menschen; jetzt seh' ich's selber, es ist so. O, warum hat er mir das angethan und sich! Sein Kind verleugnet! O, warum hat er mir das angethan? Das hätte ich nie geglaubt, daß er so falsch sein, so lügen konnte! Wo ist er denn jetzt? Ach Gott, ich weiß, wie schwer es ihm jetzt im Herzen ist, er hat schwer Unrecht gethan, und das ist das Aergste, was ein guter Mensch tragen kann. Und ein guter Mensch ist er doch, ja. Er soll kommen, ich will ihm tragen helfen, ich bin stark. Ich will aufstehen, es ist vorbei; ich will selber zu ihm."

„So hat es kommen müssen, daß ich sehe, wie grundgut du bist. Daß du jetzt, in dem Augenblick, wo man dir schweres Unrecht gethan, daß du jetzt in dem Augenblicke daran denkst, wie schwer er zu tragen hat, und ihm beistehen und es ihm erleichtern willst — das werde ich dir nie vergessen, nie; und Einer ist, der nichts vergißt, er wird dir's gedenken in der Zeitlichkeit und in der Ewigkeit."

So rief die Staffelnbäckin, und sie öffnete die Kammerthür und sagte hinaus: „Posthalter, du sollst hereinkommen!" und das mit einem Tone, in dem alle Glückseligkeit lag, und nun ging sie hinaus in die Stube und setzte sich zu ihrem Manne und trank selber vom Weine, der vor ihm stand, und sagte:

„Eine glückseligere Stunde habe ich noch nie gehabt, so lang ich lebe, und werde auch keine so mehr haben. O, es gibt nichts Schöneres als ein rechtschaffenes Menschenherz, und unser Sohn ist der glücklichste Mann auf dem ganzen Erdboden."

Der Staffelnbäck begriff nicht, was das sein sollte, und seine Frau gab sich auch keine Mühe, ihm das weiter zu erklären.

Der Posthalter stand indeß drin vor seiner Frau und sie streckte

ihm die Hand entgegen und sagte: „Verzeih' mir, daß es mich vorhin so geschüttelt hat, wie du mich berührt; ich habe nichts dagegen gekonnt, es war mir eben so. Aber weine jetzt nicht; du hast an dir ärger gethan als an mir, du hast ja dein Herz gepeinigt und verleugnet gegen dein Kind, gegen deine Frau, gegen die ganze Welt.

Warum hast du mir denn nicht vertraut? Hast du denn nicht geglaubt, daß es mich glückselig machen werde, wenn ich noch einem Kinde Gutes thun kann? Und was hast du in dem Kinde angerichtet! Vielleicht ist das nie wieder gut zu machen; aber du wirst schon sehen, ich will nicht ablassen und Gott wird mir helfen."

Der Sohn in der Kammer war fast nicht minder erstaunt als der Vater in der Stube, und er sah wie verloren drein, ob denn das seine Frau wäre, die Schwergekränkte, Betrogene und Hintergangene, die so sprach. Er mußte ihr erzählen, wie Alles gekommen war, und sie lächelte. Als er immer mehr alle Schuld auf sich allein nahm und den Vater ganz aus dem Spiele lassen wollte, fragte sie nur:

„Sag' ehrlich, ist es nicht Männerstolz, daß du nicht so vor mir erscheinen willst, als ob du dich von deinem Vater hättest beherrschen lassen? Suchst du ihn nicht blos deßwegen aus dem Spiel zu lassen?"

„Du bist ja wie ein wahrer Beichtvater," sagte der Posthalter und athmete zum Erstenmale leicht auf, „ich bin mir nicht so deutlich bewußt, aber es kann sein; und sei es auch wie es wolle — wenn er mich auch verleitet hätte — daß ich mich verleiten ließ, ist meine Schuld; und wenn's auch nicht wäre, er ist mein Vater, ich habe jüngere Schultern als er, und du bist meine Frau, und gelt, du hast mich doch gern? Da kann ich's auch besser tragen, aber ich bitt' dich, verzeih' auch ihm."

„Von Herzen gern. Das ist leicht, Denen verzeihen, die eigentlich schuldlos und gut sind, man muß auch den Anderen verzeihen."

„Vater, Ihr könnt auch hereinkommen," rief jetzt der Posthalter hell.

„Nein, ich kann schon hinausgehen," sagte Thaddäa, und sie ging mit ihrem Manne in die Stube. Der Staffelnbäck brachte ihr das Glas entgegen und sagte: „Trinket, Schwiegertochter." Sie nahm das Glas, sagte: „Auf Euer Wohl!" und nippte. Der Staffelnbäck schmunzelte triumphirend gegen seinen Sohn und jetzt sagte er: „Ja, liebe Frau Posthalterin, so ganz gelogen haben wir nicht; ich hab' die Ernestine vor Gericht und Zeugen förmlich als unser Kind angenommen, sie ist unser, nicht euer, nicht dein und nicht deiner Frau, verstanden? Aber ich weiß wohl, es ist deßwegen nicht minder

hübsch von Euch, Frau Schwiegertochter, daß ihr die Sache so gut aufnehmet; es könnt' Schwiegertöchter geben, die Einem dafür die Augen auskratzen. Jetzt ist's nur gut, daß Ihr Alles wisset, die Hauptsache bleibt wie sie gewesen, die Erneſtine ist unser und bleibt bei uns."

„Nein, sie ist mein, sie ist mein Kind! Und beim Vater ist das Kind, beim Bruder, bei der Mutter, die es sein soll, sein will. Das will ich sagen!" und ihre Stimme wurde streng, indem sie fortfuhr: „darüber darf kein Wort mehr gesprochen werden. Von dieser Stunde an bleibt die Erneſtine bei uns, ist unser Kind. Du brauchst dich nicht zu fürchten, Erneſtine, du kannst die Großeltern besuchen so oft du willst; aber hier bist du daheim und unser bist du. Nicht wahr, Großmutter, Ihr machet ihre Kleider zusammen und schicket sie noch heute her?"

„Laß sie wenigstens noch heute bei uns oder so lange du den Magnus noch zu pflegen hast."

„Nein, keine Stunde mehr soll das Kind seiner natürlichen Heimat entzogen werden. Ich bitte euch, es soll Alles vergeben und vergessen sein: aber dagegen darf kein Wort mehr geredet werden."

„Sie hat kein Recht, das Kind zu verlangen, und ich geb's nicht her," sagte der Staffelnbäck, halb zur Frau, halb zu Thaddäa gewendet.

„Ich hab' kein Recht? Aber mein Mann, und seine Rechte sind meine."

„Ich will einen Vergleich machen," trat die Staffelnbäckin ein, „laß uns das Kind noch ein Jahr; heut übers Jahr, wenn uns Gott das Leben läßt, bring' ich dir's an der Hand."

Thaddäa war eine Weile stutzig, sie wendete rasch den Kopf, dann sagte sie: „Ich kann mich nicht irre machen lassen, und ich seh's ganz deutlich, das Kind muß auf diese Art verdorben werden und zu Grunde gehen."

„Ja, es ist schon verdorben," klagte der Kronenwirth, und der Staffelnbäck lachte ihm ins Gesicht.

„Ich will das Kind!" sagte Thaddäa nochmals entschieden, „und ihr sollt es wieder haben, aber es muß mit Liebe von mir gehen."

Die beiden Männer und die Großmutter sahen staunend auf Thaddäa. Ihr ganzes Wesen war von einer Entschiedenheit, die un-

ausweichliche Achtung einflößte; die beiden mächtigsten Gewalten ihres Wesens: Demuth und Selbständigkeit waren heute im glänzendsten Lichte erschienen. —

Ernestine blieb im Elternhause.

Thaddäa hatte es übernommen, auch damit niemand Anderes zuvorkäme, ihrem Vater den Sachverhalt mitzutheilen; der Staffelnbäck hatte sie dringend gebeten, sie solle die Sache so darstellen, als ob sie Alles vorher gewußt habe, und er wollte ihr jetzt im Spaß einreden, sie habe auch Alles gewußt, damit ihr die Lüge leichter werde. Aber Thaddäa wollte von keinem Betrug etwas wissen, und sie hatte einen mächtigen Beistand an der Staffelnbäckin.

Es kam lange keine Nachricht vom Geldstumpf.

Eines Tages war das ganze Haus voll Freude, wenn sie auch schnell vorüber war: der Bruder Thaddäa's, der aus der Schweiz kam, reiste landab, und konnte er auch nur so lange bleiben, als die Pferde gewechselt wurden, Thaddäa konnte doch die Hand des Bruders fassen, und er versprach, auf der Rückreise länger zu bleiben. „Weißt du nichts vom Vater?" fragte sie.

„O Gott nein, aber es geht was mit ihm vor, er soll so wild und ungestüm sein wie noch nie." Thaddäa zitterte, denn sie dachte, welch einen schrecklichen Auftritt noch der Vater machen würde.

Es war am Tage, nachdem der Bruder auf Augenblicke dagewesen war, die ganze Familie saß still beisammen, da öffnete sich die Thür und wer kam herein? der Türk, der große Hund des Geldstumpf. Wie kommt der hierher? Er kann die Thür aufmachen.

„Mein Vater kommt, um Gottes willen, Ruhe!" rief Thaddäa.

Man schaute zum Fenster hinaus, und richtig, der Geldstumpf stieg aus einem Wagen, den man nicht hatte anfahren hören. Er gab laut dem Kutscher Befehl, daß er mit dem Wagen nach dem Lamm fahren solle, er werde gleich nachkommen. Und jetzt kam er herauf, und alle Hände, die sich ihm entgegenstreckten, wurden starr; so wild, so gewaltthätig sah der Geldstumpf aus.

„Ich hab' nicht viel zu reden," begann er, „ich hab' gehört, wie ihr mich und mein Kind betrogen habt; und das sind die ehrlichen Menschen! das sind die gutmüthigen Menschen! und was sagt man mir nach? Meinetwegen! Komm mit, Thaddäa, augenblicklich, wie

du gehst und stehst verläßt du das Haus. Du kannst mit den Menschen nicht mehr leben, die dir das angethan; ich will von mir gar nicht reden. Jetzt komm, nimm Nichts mit; was dir gehört, werde ich durch die Gerichte fordern. Komm!"

„Vater, das ist mein Mann," rief Thaddäa und legte die Hand auf die Schulter Raimunds.

„Und weißt du, was für Namen ihr verdient, ihr ehrlichen Leute? Gebt sie euch selber! Komm!"

„Nein, Vater!"

„Du willst nicht? Soll ich dich verfluchen auf ewig?"

„Das könnt Ihr nicht, Vater."

„Wenn's wahr wäre, wie es nicht wahr ist, wenn's wahr wäre, was man mir nachsagt," rief der Geldstumpf, „Kinderspiel ist's gegen das, was der da und der da und die ganze scheinheilige Familie gethan hat."

Noch hatte Niemand gesprochen außer dem Geldstumpf und Thaddäa, jetzt sagte der Staffelnbäck: „Recht hast du, klares Recht, Stumpf; ich hab's dem da gesagt, daß es so kommen wird; aber was gelten wir Alten? Nichts mehr, gar nichts! Weil sie besser schreiben und lesen können als wir, sollen wir gar nichts mehr sein. Jetzt siehst du, Raimund, jetzt siehst du, was du angerichtet hast."

Nicht minder erstaunt als die Anderen sah der Geldstumpf auf den Staffelnbäck; er, der eigentliche Urheber, wälzte jetzt Alles von sich ab, was sollte das sein?

„Ich habe auch mit dir nichts zu reden," sagte der Geldstumpf. „Thaddäa, ich frage dich noch einmal: willst du augenblicklich mit mir gehen? Nein? Gut! So gehe ich allein und ihr sollt von mir hören."

„Ich geh' mit dir," sagte der Staffelnbäck und hing sich an den Geldstumpf.

Die beiden Frauen und der Sohn schauten ihm verwundert nach, und noch durch die Fenster sahen sie, wie der Geldstumpf den Staffelnbäck abwehrte, aber dieser ließ nicht von ihm, und richtig: er brachte ihn vom Wege nach dem Lamm zurück, und jetzt gingen sie den Weg nach des Staffelnbäcks Hause.

Der alte Staffelnbäck sagte immer auf der Straße: „Du hast Recht, ich laß mir Alles von dir gefallen, du kannst sagen was du willst, aber geh' nur mit und bind' dich nicht dadurch, daß du die Sache vor die Leute bringst und nicht mehr anders kannst."

„Ja, ich will das, ich will nicht mehr anders können."

„Gut, das hat in einer Stunde eben so gut noch Zeit."

Es gelang dem Staffelnbäck, den aufs höchste Erbosten mit in sein Haus zu schleppen, und dort saßen sie in der Bäckenkanzlei und der Geldstumpf wurde selbst ganz verwirrt, daß er von seinem Gegner so geradeswegs Recht bekam, sein Haß und seine Wildheit waren dadurch theilweis schon gebrochen, aber es zeigte sich, daß es nicht blos Wildheit war, die ihn bestimmte; es reute ihn überhaupt, seine Tochter weggegeben zu haben; er fühlte sich allein und verlassen. Jetzt war die beste Gelegenheit, die Tochter auf immer wieder zu gewinnen. Er wollte das Muttergut Thaddäa's wieder haben, und Thaddäa selbst, war sie eine geschiedene Frau, konnte sie ihn nicht

mehr verlassen, mußte ihn geduldig pflegen ihr Leben lang und hatte keine Wünsche mehr für sich. Der Staffelnbäck verstand es, ihm diesen Hintergedanken zu entlocken, und jetzt schon sagte er ihm etwas — es war noch nicht wahr — aber es kam jetzt auf eine Lüge mehr oder weniger nicht an; er gab ihm zu verstehen, daß er die Tochter nicht mehr allein mitnehmen könne.

Der Geldstumpf gab seinem Hunde, der sich an ihn gedrängt hatte, einen Tritt, und der Staffelnbäck nickte auf den Hund und sein Blick sagte: So! der Schuß ist gegen dich losgegangen. Jetzt wird's gut. Laut aber sagte er: „Schau, es geht dir fast wie einem ungeschickten Reiter, der die Zügel verloren; schau, so greift er darnach und denkt nicht daran, wie er mit seinen Sporen an den Stiefeln beim Haschen das zügellose Pferd stachelt." Der Staffelnbäck setzte sich rittlings auf einen Stuhl und ahmte mit großer Kunstfertigkeit das nach. Es war zum Lachen, aber der Geldstumpf lachte noch nicht.

„Ich habe mich doch in dir geirrt," sagte der Staffelnbäck.

„So? wie denn?" knirschte der Geldstumpf.

„Ich hätte geglaubt, du lachst dir den Buckel voll über die Zugabe, die du bekommst, oder eigentlich nicht du, es geht dich ja gar nichts an."

Der Geldstumpf biß die Lippen zwischen die Zähne und legte sich im Lehnstuhl zurück und schloß die Augen. Nun wollte ihn der Staffelnbäck zu seinem erprobten Verfahren bestimmen: sich auf eine Stunde ins Bett zu legen; da werde sich Alles ruhiger bemessen und auslegen lassen. Der Geldstumpf lachte laut über diesen Vorschlag, und nun war ein weiterer Schritt zum Siege gethan. Lacht der Gegner, dann hat die Raserei und Leidenschaft ein Ende. Der Geldstumpf wehrte sich zwar dagegen und schrie: „Hol' dich der Teufel, daß du mich lachen machst, ich lache nicht! Ich, ha, ha, ha! Ich schlag' dich zu Boden, wenn du mich weiter lachen machst."

Aber der Staffelnbäck begann ihm ein Kinder-Schlummerlied vorzusingen, und das in so lächerlicher und so drollig übermüthiger Weise, daß der Geldstumpf abermals lachen mußte. Als er jedoch wiederum die Fäuste erhob und sogar einen Stuhl zusammenknackte, ging der Staffelnbäck in eine andere Tonart über; und mit wahr-

haft künstlerischer Fertigkeit schimpfte er im Geiste des Geldstumpfs mit den saftigsten Ausdrücken auf den Staffelnbäck, den nichtsnutzigen Sackträger, und auf den Posthalter, den scheinheiligen, verkommenen Schulmeister, und so auf die ganze Welt. Und dann fluchte er, daß er sein Kind nicht mitnehmen könne, und schwur, daß er es doch mitnehme.

Der Geldstumpf schlug mit starker Faust auf den Tisch und schrie: „Was da, du machst mich nicht zum Fastnachtsnarren. Ich weiß wer ich bin, und mich fangst du nicht mit deinen Possen."

Der Staffelnbäck war rathlos, seine Künste waren vergebens. In der Verlegenheit ergriff er eine Haube seiner Frau, die auf der Bank lag. Sie hatte sie in Eile abgelegt und eine andere aufgesetzt. Und jetzt, da er die Haube der Frau in der Hand hielt, war es als ob er in ihrem Sinne denken und nach ihrer Art die Dinge zu ordnen lernte, denn er sagte:

„Schau! du hast schweres Unglück auf der Welt! Nimm's nicht übel, du bist eigentlich ohne rechten Freund, der dir die Stange halten kann; du gehst mit Menschen um, die dir gleichgiltig sind oder dir schmeicheln müssen, weil sie von dir leben. Wie du mit deinen Kindern stehst, das weißt du selber. Du bist jetzt einmal auf dem wilden Weg und meinst: du gehst zu Grunde und alle Welt werde mit Fingern auf dich deuten, wenn du umkehrst. Du redest dir ein: das sei stark, da zeigest du den Meister, wenn du bei der Gewaltthätigkeit bleibst. Aber weißt du, wem du am wehesten damit thust? Dir selber! Du bist doch einsam im Herzen. Fahr' nicht auf, laß mich ausreden," fuhr der Staffelnbäck fort und wickelte langsam ein Band von der Haube um den Zeigefinger der linken Hand. „Sag' nur ehrlich, ist es die Lumpenwelt werth, daß du das Beste, was du haben könntest, von dir stoßest, nur damit alle Menschen sagen können: ja, der Stumpf der ist ein gewaltiger Mensch, der ist von Eisen? Und was gibt dir denn die Welt dagegen? — Was du bezahlen kannst, weiter nichts! Und wenn du einmal nachgiebig wärest und friedfertig, denk' nur, das ist ein Trunk, den dir kein Wirth einschenken kann. Versuch' nur einmal wie er schmeckt, und je mehr du trinkst, je mehr dürstest du darnach, versuch's nur einmal, es thut dir gut. Laß nur die Neidteufel auf allen Stockzähnen lachen.

Uebermorgen beneiden sie dich, und da wird's heißen: wir gönnen ihm nicht, daß er's so gut haben soll! — Gib einmal deine Hand her, mach' die Faust auf, komm nur, probir's."

Der Staffelnbäck sprach jetzt mit bewegter Stimme und seine Worte schienen den innern Trotz des Geldstumpfs wie dessen geballte Faust zu lösen. Aber noch als ihm jetzt der Geldstumpf die Hand ließ, versuchte er ihn zu drücken, daß er zu Gott schreien müsse; der Staffelnbäck war darum nicht minder gewandt und kräftig, und so rangen sie mit einander und drückten einander die Hände so mächtig, als müßten sie sich gegenseitig die Knochen zermalmen, bis der Staffelnbäck klüglich rief: „Du bist mein Meister!" Und jetzt lachte der Geldstumpf fast vergnügt ....

Während die beiden Männer beisammen saßen und der Staffelnbäck den Geldstumpf hütete wie ein wildes Thier, besprach der Posthalter mit Mutter und Frau das seltsame Benehmen des Vaters. Die Staffelnbäckin kannte ihren Mann richtig, denn sie sagte: „Recht hat er gehabt und gescheit ist er. Es ist besser, er ladet Alles auf dich, du bleibst doch der Schwiegersohn; und wenn Er ganz los und ledig ist, ist doch Einer von uns da, der mit dem Vater unserer Thaddäa reden kann, daß die Sache noch ins Geleis kommt, bevor sie verfahren ist."

Und in der That so war's. Der Geldstumpf kam nach einer Stunde wieder mit dem Staffelnbäck, nachdem sie auf dem Amte gewesen, wo der Geldstumpf den Adoptionsvertrag eingesehen hatte.

Thaddäa wollte den Vater umarmen, aber er wehrte ab. Er sprach wenig und sagte nur: „Meinetwegen, ich kann's nicht ändern." Er hatte aber auch alsbald sein Fuhrwerk vor das Haus bestellt, und erklärte, daß er wieder abreise. Ohne eine Handreichung ging er davon. Aber seltsam, er fuhr nicht heimwärts, dem Oberlande zu, sondern den Weg landab.

In dem Geldstumpf war eine Wandlung vorgegangen, wie sie nur ein Sturm hervorbringen konnte. Noch während er wüthete, konnte er sich im Geheimen des Eindrucks nicht erwehren, den es auf ihn machte, daß Thaddäa durch unbesiegbare Liebe ein fremdes Kind, ein Kind, das man ihr entziehen wollte, sich angeeignet. Eine Stimme sagte ihm innerlich: warum machst du dich mit Gewalt zum

Stiefvater an deinen eigenen Kindern? — Als dann der Staffelnbäck nach all den schnurrigen Geschichten ihm sein eigenes Denken wie laut vorsagte, biß er sich die Lippe fast wund. Und jetzt bei der Abreise war er noch nicht entschlossen, wohin er wollte, und doch kam es ihm auf Einmal so öd vor, wenn er heim ginge. Er stand am Wagen und fühlte, daß es eins war, wohin er fuhr, er hatte ja nirgends einen warmen Anschluß, und plötzlich rief er dem Kutscher: „Umkehren! Landab fahren!“ Er legte sich in den Wagen zurück wie willenlos, wie von fremdem Machtspruche besiegt; er war entschlossen, jetzt alle Mißhelligkeit zu tilgen; er gestand nicht sich und noch viel weniger einem Andern, daß ihm der Friede wohlthue und er dessen bedürfe; er gefiel sich in der Rolle des Großmüthigen, der der schwächlichen und nichtsnutzigen Welt seine Gnade angedeihen läßt.

So war er seinem Sohne nachgereist, und nach wenigen Tagen kam er mit ihm an der Post angefahren. Thaddäa war voll Glückseligkeit und Jubel, aber der Geldstumpf sagte immer: „Die ganze Welt ist betrügerisch, warum soll ich mir mein Leben verbittern, weil ich auf einer Sache feststehe? Ich bin der einzige ehrliche Mensch, den ich kenne.“ In diesem Troste reiste er mit seinem Sohne wieder ab.

10. Verschlossen.

Es gibt Thaten, von denen man gar nicht glauben sollte, daß sie der Verkennung fähig wären, und doch, horcht man hinaus und schaut man um nach Wort und Blick, mit denen sie die Menschen betrachten, so findet man eine Verdrehung, eine Mißdeutung, an die man gar nicht denken konnte.

War die That, mit der Thaddäa das Kind an sich riß, wohl anders als etwa eigenwilliges Pflichtgefühl zu nennen? Und doch, von Haus zu Haus hätte man hören können, daß eingeborene Teufelei, unverantwortliche Herrschsucht und eine Unterdrückungslust, wie sie nur vom Geldstumpf abstammen könne, Thaddäa diese That eingegeben habe. Sie gönne es dem armen Kinde nicht, daß es bei den Großeltern so gut aufgehoben sei — und leider muß gesagt werden, daß, wo hier und dort ein Mann die Vertheidigung Thaddäa's übernahm, meist die Frauen es waren, die Thaddäa verurtheilten.

Auch diese selbst war plötzlich zaghaft geworden; denn es geschieht leicht: hat man in begeisterter Hingebung mitten im Sturme der Empfindungen eine Opferthat auf sich genommen, so kommt hinterdrein Zweifel an der Ausführbarkeit, Mißtrauen in die eigene Kraft, und vielleicht gar die Erwägung, daß solches Opfer unnöthig und vergebens sei.

Thaddäa sah in den Blicken aller Menschen etwas Anfremdendes, sie traute sich nicht, ob das wirklich wegen Ernestine sei; sie meinte,

sie sei noch von der Heimat her zu mißtrauisch, zu zweifleriſch an den Menſchen. Und als sie doch merken mußte, daß ein unbekanntes Etwas zwiſchen ihr und den Menſchen ſtand, ſchob sie das auf Schuld des Rufes, den ihr Vater hatte, und der ſich gewiß noch ſchwärzer ausgemalt auch hierher verbreitet hatte. Am meiſten wehe that ihr, daß auch die Staffelnbäckin, die ſich ſo tief an ſie angeſchloſſen hatte, jetzt, da die hochgehenden Augenblicke vorüber waren, ſich wieder etwas zurückhaltend gegen ſie benahm. Sie hatte im Leben ſo oft erfahren, daß ſie nie unbefangenem Wohlwollen begegnen werde, ſondern immer erſt das Hinderniß des Vorurtheils zu beſeitigen habe; jetzt hatte ſie ſich ſelber ein ſchweres Hinderniß bereitet.

Aber bald überwand Thaddäa den Schmerz und war wiederum die in ſich gefaßte ruhige Natur. Sie bezwang jeden Zweifel, jedes Ausſchauen nach Billigung und Hinhorchen nach Zuruf. Sie gehörte zu jenen Naturen, die ſich ſelber vertrauen dürfen, daß das, was ſie mit ganzer Seele gewollt, auch das Richtige ſei, und daß es nur der Zeit bedürfe, um ſolches vor dem eigenen und fremden Auge wieder klar erſcheinen zu laſſen.

An Erneſtine hatte ſie ein Abbild deſſen, wie ſie den Widerſpruch der Welt beſiegen müſſe. Sie behandelte Erneſtine mit ſtetem Gleichmuth, und das Kind ſchaute oft nach ihr um und wußte nicht, was das ſein ſollte. Und wie ſie gegen Erneſtine war, ſo verhielt ſie ſich auch gegen ihre ganze neue Umgebung in der Verwandtſchaft und in der Stadt. Sie hatte in ſich Ruhe und Halt genug, um auch in der Menſchenliebe nicht, ſo zu ſagen, von der Hand in den Mund leben zu müſſen. Sie gehörte nicht zu Jenen, die ſchnell mit Liebe umfaßt ſein wollen, die ein ewiges Lächeln bereit haben, die bei Beſuchen, die ſie machen oder empfangen, ſtets mehr oder minder klar darauf denken: jetzt wird hinter deinem Rücken geſagt werden: nein, was iſt aber das eine prächtige Frau! So klug, ſo gut, ſo fein u. ſ. w. Thaddäa konnte ruhig warten, bis die Verhältniſſe im natürlichen Verlauf erwuchſen. Aufrichtige Demuth, wie eben ſo aufrichtiges Selbſtvertrauen hatten ſich in ihr zu einer eigenthümlichen Charaktermiſchung gepaart. Sie kam Jedem zutraulich entgegen. Sie war aber nicht vor Allen niedergebeugt, wenn die geiſtig

und leiblich dargebotene Hand nicht ergriffen oder doch nicht so ergriffen wurde, wie sie erwartete.

Dazu konnte sie jetzt um so leichter die Welt entbehren, denn sie hatte einen Mann, der mit unverhohlenem Eifer ihr zu Liebe lebte, und sie hatte ein Kind, dem sie stündlich alle Liebe widmen konnte und das bald mit herzerquickender Innigkeit an ihr hing.

Der kleine Magnus, der schon vier Jahre alt war, konnte kaum einige Worte sprechen, und diese noch so undeutlich und in so besonderen Wortbildungen, daß man nur durch Gewöhnung und treues Eingehen ihn verstehen konnte. Es bezeichnete das ganze Verhältniß zu dem Kinde, daß der Vater oft fragen mußte: „Frau, was will er jetzt sagen? Was meint er?“ Und die Frau konnte ihm deutlich erklären, was der Knabe kauderwelschte, und wenn sie's so erklärte, sah der Knabe mit einem seligen Glanz in den Augen zu ihr auf. Ohne daß sie es wollte und beabsichtigte, gewann Thaddäa durch die Art, wie sie das Kind behandelte, immer mehr das Herz ihres Mannes. Tagtäglich wußte sie ihm neue Thatsachen zu erzählen, aus denen sich ergab, wie geweckt und gutherzig der Knabe sei, und wie es nur darauf käme, ihn stetig und aufmerksam zu leiten.

Keine noch so flammenden Liebesworte für ihn selber hätten den Vater so erwärmt, als diese Kundgebungen der Liebe zu seinem Kinde, und dieses selber erschien ihm neu belebt, ja es war ihm, als ob es nie vorher gewaschen und sauber gekleidet worden wäre: in seinen früheren Alltagskleidern sah es jetzt immer wie sonntäglich geputzt aus.

Je mehr der Posthalter sich im Innersten daran erquickte, wie die Frau den Knaben behandelte und wie dieser mit zärtlicher Liebe an ihr hing, um so schmerzlicher war es ihm, das trotzig verstockte Wesen Erneſtinens zu sehen. Sie that strengordentlich, was ihr befohlen war, aber auch Nichts mehr. Nie kam etwas Selbständiges aus dem Kinde heraus, weder ein liebes Wort noch ein häßliches, und der Vater wollte fast verzweifeln, daß irgend eine Herzensregung in dem Kinde zu erwecken wäre. Er war oft nahe daran, dasselbe in den heftigsten Ausbrüchen zu züchtigen. Er sah, wie es die wahrhaft mütterliche Fürsorge seiner Frau mit herber Miene an sich üben ließ, und das „Danke!“, das es nothgedrungen sprechen mußte, wurde so herb hervorgeknirscht, daß es fast wie ein Fluch klang.

Thaddäa aber wußte ihren Mann zu beschwichtigen, und sie sagte: „Glaub' mir, ich gewinne das Herz des Kindes; aber es läßt sich nicht erzwingen. Mir war nie etwas ärgerlicher, als wenn bisher nicht gekannte Verwandte und Freunde in ein Haus kommen und sie sagen den Kindern: ‚Du, ich bin dein Onkel, deine Tante, dein Vetter, deine Base; du mußt mich lieb haben!' Ein Kind kennt nur ein Leben aus der Gewohnheit, aus Leistungen, aus vertrautem Verkehr. Ich sehe der Erneſtine an, daß sie mich nicht mehr fürchtet, und ich sage dir, ich bin zufrieden, daß ich mich nicht abwendig machen ließ, sie bei uns zu behalten; jetzt muß sie gewonnen werden, jetzt, oder es ist nie mehr möglich."

---

11. Zucht und Liebe.

Die sichtbare Wunde auf der Stirn des kleinen Magnus heilte leichter als eine unsichtbare, und die war im Herzen Erneſtinens.

Es war schwer zu erklären, und darum hielt man es fast für ein Wunder, daß Magnus seit jenem Unfalle besonders aufgeweckt war, und namentlich die schwere Sprache, die er ehedem gehabt, auf eine seltsame Weise so rasch verlor und dafür eine geläufige gewann, daß man glaubte, das sei ein ganz anderes Kind. Erneſtine dagegen war in sich gekehrt und ging immer umher, als ob sie eben im Augenblick zuvor geschlagen worden sei.

Die ganze Familie bestürmte Thaddäa, sie möge das Kind doch wenigstens auf einige Zeit den Großeltern wiedergeben, sie könne es ja später wieder zu sich nehmen; aber Thaddäa blieb dabei: wenn sie nicht jetzt ohne Unterbrechung die natürliche Abneigung des Kindes überwände und seine Liebe gewänne, sei es auf ewig für sie verloren, und es bleibe Etwas in ihm haften, wovon Niemand ahnen könne, was daraus werde. Nur der Staffelnbäckin gestand sie im Geheimen, daß sie nichts dagegen habe, das Kind später wiederum den Großeltern zu überlassen, aber erst dann, wenn es sich in die volle Liebe zu ihr und zum Vater hineingelebt.

Thaddäa war eine kluge und gute Mutter; sie war nicht, wie man so vielfach findet, nur zärtlich oder zänkisch, küssend oder schelten, entzückt oder ärgerlich; sie hatte einen stillen, gemessenen und gleichbleibenden Ernst; das gewinnt nicht schnell, aber um so nachhaltiger, und in dieser Bestimmtheit wird auch die leiseste Zärtlichkeit zu einem bedeutsamen Ausdruck. Wenn sie einmal dem kleinen Magnus mit der Hand über die Stirn fuhr, so war das mehr als alle leidenschaftlich verzückte Liebesergießung, und gerade das war es, was die Staffelnbäckin am meisten an der Schwiegertochter erfreute, und sie wurde ihres Lobes nicht müde, so daß der Staffelnbäck, wenn er sie mit einer Frau im eifrigen Gespräch gesehen hatte, oft sagte: „du hast gewiß wieder von der Thaddäa gepredigt, der Text geht dir nicht aus."

Der Staffelnbäck indeß hatte Mancherlei gegen die Schwiegertochter auf dem Herzen. Er hatte seine besondere Freude an der Posthalterei; nicht nur der umfassenden Gewerbthätigkeit wegen, sondern vornehmlich auch wegen der Briefpost. Er wurde ganz lebendig, wenn er dabei war, wie die Briefpackete geordnet wurden, und stöberte gern in den Briefen, Adressen und Siegel genau betrachtend; aber der Posthalter duldete das bald nicht mehr. Und der Staffelnbäck glaubte, vielleicht nicht mit Unrecht, die Schwiegertochter stecke dahinter, da der Posthalter entschieden sagte: „Es ist gegen meine Amtspflicht, Vater, und ich darf's nicht zugeben!"

Dem Staffelnbäck war überhaupt die Gemessenheit und Haltung, die Thaddäa, ohne stolz zu sein, bewahrte, überaus lästig. Ihm war nichts mehr zuwider, als ein sich gleichbleibendes, eine

gewisse Ehrerbietung verlangendes Benehmen; sei es, daß sich die Gewohnheit seiner Vergangenheit und seines Lebens überhaupt dagegen empörte, oder weil sein Stolz dadurch empört wurde, indem er wohl fühlte, daß ihm Alles fehlte, was ein Gleiches bewirken konnte. Er verwandelte daher gern jede gemessene Haltung in vertraulich umspringende Familiarität. Er befand sich eigentlich nur hemdärmelig ganz wohl und behaglich. Gegen seine Frau beklagte er sich, daß Thaddäa, wenn sie es auch nicht geradezu verlange, doch immer so sei und Einen dazu zwinge, daß man fast nur im Sonntagsrock vor ihr erscheinen möge. Er versuchte alle seine so oft erprobten unfehlbaren Späße, um Thaddäa auf seine Tonart zu stimmen, aber es gelang ihm nicht, und es war zwischen Schwiegervater und Schwiegertochter — wo sonst leicht etwas von der jugendlichen Höflichkeit gegen die Frauen neu erwacht — ein verfremdetes Leben. Der Staffelnbäck widmete Thaddäa alle Ehrerbietung, natürlich weil sie so reich war und doch so bescheiden sich in Alles schickte, aber er ließ sie auch merken, daß er ihre Art, wie sie das Kind so hartnäckig behielt, nur als einen besondern Hochmuth und Trotz betrachtete.

Thaddäa ward es schwer, diese Verkennung zu tragen, aber sie gewann es doch über sich, gradaus ihres Weges zu gehen, ohne rechts und links zu schauen, und das eben ist der Sieg der vollen Rechtschaffenheit: unter der Last der Verkennung dennoch nicht ab-

zulassen, sicher in sich, und sicher, daß der endliche Erfolg auch das Mißwollen besiegen werde; und leichter wird dieser Schmerzensweg, wenn nur Ein würdiger Zuruf von außen ermuntert, und diesen gab die Schwiegermutter in vollem Maße.

Noch hatte Thaddäa nicht die leiseste Zärtlichkeit gegen Ernestine gezeigt, aber sie behandelte sie mit Sorgfalt und Bestimmtheit. Sie überwachte auch ihre Schularbeiten, und hier war es besonders der Schreibunterricht, dem sie eine besondere Theilnahme widmete. Während der Posthalter seine ausnehmende Freude daran hatte, daß das Kind so deutlich, so fließend und ausdrucksvoll lesen konnte, verwendete Thaddäa ihre Aufmerksamkeit auf das Schönschreiben, und das ist ein allgemeiner Zug, der sich bei Bedachtnahme der Eltern auf den Schulunterricht der Kinder zeigt. Ist es wohl, daß die Frauen deßhalb auf Schönschreiben so große Bedeutung legen, weil dies etwas Sichtbares, etwas mit der Schönheit Zusammenhängendes ist, das sich bestimmter fassen läßt?

Die alte Staffelnbäckin, deren glückliches Einvernehmen mit der Schwiegertochter sich immer mehr herausstellte, ließ sie eben damit auch in ihrem Geleise und machte sie nur aufmerksam, was dabei auf ihrem Wege lag. Sie sagte einmal zur Schwiegertochter: „Weißt du, wann Ernestine wirklich dein Kind geworden ist? Wann du sie einmal tüchtig abgestraft hast. So lang du das nicht thust, spürst du in dir, ohne daß du es weißt, daß du ihr fremd bist und darum nicht wagst, sie zu strafen, und daß sie dir fremd ist, weil sie dich nicht so erzürnt wie ein eigenes Kind, das Einen eben erzürnt, weil man's lieb hat. Du willst, daß das Kind im Elternhause daheim sei; aber damit, daß du es als halbes Fräulein behandelst, daß du ihm nichts Schweres auferlegst, dadurch machst du es ja erst recht fremd daheim. Das Kind spürt, weil es nicht auch einmal gehudelt wird, daß es nicht daheim ist. O lieber Gott, du bist wohl die erste Stiefmutter, der man das sagen muß."

„Es kann sein, ich will mich prüfen," sagte Thaddäa, „und seid sicher, bei der ersten Gelegenheit straf' ich sie."

„Halt!" sagte die Staffelnbäckin, „du bist doch noch nicht ganz ausstudirt. Weißt du, welches die beste Ohrfeige ist?"

„Nein!"

„Die ohne Vorrede und ohne Nachrede gegeben wird, ohne Drohung und ohne Strafpredigt. So, paff! einmal einen gesunden Treff und weiter kein Wort dazu, das thut dem Geber und dem Empfänger am besten, das bleibt haften. Frag' deinen Mann, ich hab' ihm zweimal in meinem Leben hinter die Ohren geschlagen, ohne ein Wort dazu zu reden, und das vergißt er nie. Aber sich und das Kind in Jast bringen, sei es vorher oder nachher, das verdirbt die Eltern mitsammt dem Kind."

Es wäre nicht in der Art des Kindes gewesen, so lange verstockt gegen die Mutter zu bleiben, wenn es nicht die Unzufriedenheit des Großvaters wohl gemerkt hätte, und wenn nicht noch fremde Menschen dazu mitgewirkt hätten, es aufzuhetzen. Wo sie Erneſtine auf der Straße begegneten, bedauerten sie das Kind, daß es in diesem oder in jenem Kleide gehen müsse, bald zu warm, bald zu kalt, und: ach Gott, wie hart ist's, daß du deine rechte Mutter nicht hast, und: nicht wahr, deine Stiefmutter läßt dich ganz allein in einer Kammer liegen? Ach Gott, so ein verlassen Kind, ganz allein. Kriegst du denn auch satt zu essen? Sag's nur, ich geb' dir gern was! Ach, wenn das deine rechte Mutter geahnt hätte!

So wurde Erneſtine stets angehalten, wenn sie über die Straße ging, und der innere Widerstand des Kindes wurde immer aufs Neue gereizt. Dazu kam, daß Thaddäa allerdings in dem Benehmen des Kindes noch manches Tadelnswerthe fand und änderte, was die Großeltern leichter genommen oder gar nicht gerügt hatten.

Es gibt viele Menschen, die höchst dankbar gute Lehren hören und nicht genug zu betheuern wissen, wie wohl ihnen das thue und wie gern sie sich von Wohlmeinenden dies und das sagen lassen. Es gehört aber ein festes, rechtschaffenes Herz dazu, um die Gewohnheit des Seins abzubrechen, zumal wenn man glaubt, daß man so treumeinend darin gehandelt habe, und daß es nur in den Andern läge, das recht aufzunehmen.

Es kam einst wie eine plötzliche Offenbarung über Thaddäa, als sie stille sitzend dachte: man muß gegen ein Kind gut sein, ohne was dafür zu wollen. Ja, ja, ich seh's an meinem Mann, was natürliche Elternliebe ist; der gibt doch den besten Bissen vom

Munde weg, ja den letzten, den er auf dem Teller hat und der am besten schmeckt. Kann das nur die natürliche Elternliebe, und kann ich das nicht auch? Ich kann gegen den Magnus doch besser sein, weil er zutraulicher ist. Darf man denn da auf Bezahlung rechnen? Es muß sein, es muß sein, daß man dasselbe kann, was die leibliche Mutter; dazu sind wir ja Menschen, dazu haben wir ja Gedanken, dazu können wir uns ja Vorschriften im Kopfe machen, und die Schwiegermutter hat Recht, mir ist das Kind zu fremd ....

Fortan hielt Thaddäa Erneſtinen auch zu allerlei häuslichen Arbeiten an. Sie schickte ſie oft Gänge da und dort hin, ſie forderte viel von ihr. Der Posthalter schüttelte im Stillen den Kopf, aber das Kind war vergnügt dabei, denn es gibt für ein Kind nichts Beglückenderes, als wenn es ſeine Thätigkeit zeigen kann, ein gewiſſes Selbſtgefühl, daß es auch etwas vermag, etwas ausführen kann, ein gewiſſes Behagen der Wichtigkeit, das zu einem Schein der Unentbehrlichkeit wird, thut ihm am wohlſten. So war Erneſtine glücklich und heiter bei allen dieſen Ausführungen, bis mitleidige Menſchen ſie immer und immer bejammerten, daß ſie das Aſchenbrödel bei der Stiefmutter ſein müſſe, die ſie gewiß im Geheimen puffe und ſchlage, und das Kind ſei ſo brav, daß es der ſchrecklichen Stiefmutter gar nichts Böſes nachſagen wolle; man bringe ja kaum ein Wort aus ihm heraus, aber man wiſſe ſchon, was das zu bedeuten habe, daß es ſo verſcheucht ſei, wenn man es etwas frage. Als nun Erneſtine erzählte, daß ſie allein im Finſtern ſchlafen, ſich allein waſchen und ankleiden müſſe, ſchlugen mitleidige Frauen die Hände über dem Kopf zuſammen.

So ward das Kind immer wieder der Mutter entriſſen, die ſich ihm mit aller Macht zuneigte. Thaddäa wollte nun auch oft daran verzweifeln, daß ihr das Schwere gelinge; aber die Zuverſicht, die ſie einſt gegen ihren Mann ausgeſprochen und die dieſer feſtgehalten hatte, kehrte jetzt wieder wie von ihm auf ſie zurück.

Der Posthalter war wieder ſo glücklich wie in den Tagen ſeiner vollen Jugend; denn weichere Menſchen haben bei vielen Nachtheilen auch das voraus vor harten und feſten, daß in ihnen eine unverſiegbare Verjüngungsfähigkeit iſt, eben weil Alles ſie

mehr in Bewegung setzt oder sie eigentlich stets in einem gewissen jugendlichen Wachsthum stehen.

Der Posthalter, der gewiß von Schwäche nicht freizusprechen war, gewann an der Seite Thaddäa's tagtäglich an männlicher Haltung. Er hatte bisher nur in familienhafter Gewohnheit gelebt, er brauchte sich nicht anzustrengen, hier und dort Geltung und Liebe zu bewahren. Jetzt, indem er vor Thaddäa zeigen wollte, daß er selbständig und entschieden zu handeln verstehe, gewann er zusehends an männlicher Festigkeit.

Nur ein einziges Mal ging Thaddäa darauf ein, da ihr Mann noch oft von dem Vergangenen redete und dabei auseinanderlegte, wie schwer es ihm zu Muthe gewesen, und wie er nun so überaus glückselig sei, daß Alles so hell, klar und gut geworden, und in der Freude klagte er sich immer wieder über die Vergangenheit an.

„Ich habe das schon vielfach gesehen," sagte dann Thaddäa, „bei dir ist es eben anders als bei mir: ich kann in einem Zimmer nicht arbeiten, nicht vergnügt sein, ja nicht einmal schlafen, wenn nicht Alles um mich her gut aufgeräumt an Ort und Stelle ist; du dagegen kannst das, und das hat auch sein Gutes."

„O wie Recht hast du, und wie deutest du Alles zum Guten."

„Drum müssen wir eben Beide von einander lernen; du wirst schon ordnungshälterischer werden, und ich nicht mehr so peinlich genau, wie wenn Jemand treibend hinter mir stünde. Mich freut's jedesmal, wenn ich die Postillone so schnell umspannen sehe, und sie thun's doch mit größter Ruhe, mit langsamen Bewegungen; das ist besser als die unruhige Eilfertigkeit, und sie werden doch zur Zeit fertig." —

Das Haus des Posthalters wäre nun vollauf beglückt gewesen, wenn nur das Kind sich endlich hätte gewinnen lassen und die Erinnerung an alles Vergangene ausgeglichen wäre.

Es war gegen Ende März, schon waren frühlingshelle Tage dagewesen, und jetzt lag wieder tiefer Schnee, man mußte sich nochmals in den Winter finden, aber es konnte nicht lange dauern. Thaddäa sprach mit den Kindern, daß die Staare schon dagewesen und wieder verschwunden seien; man wisse nicht, wo sie sich jetzt aufhalten. Die Kinder hörten staunend zu.

Erneſtine ſaß neben der Mutter, ſie lernte von ihr nähen. Es bedurfte großer Geduld, denn das Kind war unwillig zu dieſer Arbeit.

Thaddäa ſaß am Spinnrad und ſpann, der kleine Magnus ſpielte hinter dem Tiſche mit Bauhölzern. Die Mutter war hinausgegangen, um Wirthſchaftsſachen zu beſorgen; als ſie wieder hereinkam, war der Flachs zerzaust und das Spinnrad in Unordnung.

„Das haſt du gethan," ſagte die Mutter ſtreng, „komm her, Erneſtine, hierher, ganz nahe. Sieh', was du angerichtet haſt; ſiehſt du, was für ſchwere Mühe ich nun habe, um Alles wieder in Ordnung zu bringen? Ich ſage dir's zum Letztenmale, ich ſage dir's: du wirſt beſtraft, wenn du das Spinnrad nicht unberührt ſtehen läßt. Jetzt ſetz' dich und nähe weiter, rücke deinen Schemel hierher, an meine linke Seite, damit ich zuſehen kann." Und ſo geſchah's. Man hörte nichts als ein leiſes Surren des Spinnrades, das geſchmeidig ging, und Thaddäa ſchaute eine Zeitlang nicht auf das Kind, um es in ſich ruhig werden zu laſſen.

Wer weiß, was in einer Kinderſeele vorgeht? Die Reden und Empfindungen der Kinder ſind ſelber oft wie ein Wunder. Da iſt lautloſes Denken jenſeits des Wortes, da ſpringen oft Ausſprüche hervor, die man nicht glauben würde, wenn man ſie nicht ſelber vernommen hätte.

Noch nie hatte Thaddäa ſo ſtreng mit dem Kinde geſprochen als heute, noch nie hatte das Kind ihr Antlitz ſo geſehen, ihr Auge ſo feſt, ſo durchdringend auf ſich gerichtet, und jetzt mochte ein eigenes Wogen und Wallen in dem Kindesgemüthe ſein; es ſchmiegte ſich ſo nahe an ſie wie noch nie. War es Furcht oder Liebe, die das bewirkte?

Thaddäa fühlte die Annäherung, und die Hand vom ſpinnenden Faden abziehend, legte ſie dieſelbe raſch auf das Haupt des Kindes und ſagte nichts als: „Sei brav!" Dann hörte man lange wiederum nichts als das Schnurren des Rades, und zwei Herzen klopften neben einander, und Niemand ahnte, wie ſie den Einklang finden würden.

Die Vorfrühlingsſonne ſchien warm durch das Fenſter, Thaddäa ſtand auf und rückte die Topfpflanzen, die ſie aus der Heimat mitgebracht, in den Bereich der Sonnenſtrahlen. Ein eignes Wohlgefühl kam über Thaddäa, denn es gibt Augenblicke, wo wir faſt mitempfinden den Athem alles Lebens. Wie muß das warme Licht die Pflänzchen

erquicken, und sie empfinden hier zum Erstenmal die Sonne, sie sind weit von hier aufgewachsen, aber die Sonne findet sie überall ....

Thaddäa faltete eine Minute die Hände, denn in solchem Dreinstarren und Versenken in gewohnte Umgebung ist es auch wieder, als ob das Gewohnte plötzlich eine Mahnung vor die Augen rücke. Im Licht erwachsen! Und für ein Menschenherz ist Liebe Sonnenlicht. Armes Menschenkind, in dessen zarte Lebensjahre nicht die Liebe scheint!

Es war Thaddäa, als müßte sie Etwas finden, um wie dort die Pflanzen in die erquickende Sonne, so auch hier das Kind in die rechte Lage zu bringen, daß es der Liebe inne werde, die sie ihm widmete. Sie wendete sich nach dem Kinde, und heller erglänzte nicht der Sonnenstrahl, als es jetzt aus ihrem Auge leuchtete. Das Kind mochte diesen Blick ungesehen empfinden, denn es zuckte zusammen, aber es rührte sich nicht weiter und schaute sich nicht um.

Und doch war der Trotz Ernestinens noch nicht überwunden.

Die Mutter war wieder hinausgegangen, und als sie jetzt rasch die Thür öffnend wieder eintrat, stand das Kind abermals am Spinnrad. Mit schnellem Schritt war ihm Thaddäa nahe, und ausholen und die Wange des Kindes treffen, daß sie brannte — war eins.

Sie redete weiter kein Wort. Sie setzte das Kind wieder auf den Schemel hart neben sich, gab ihm die Arbeit in die Hand, ohne weiter eine Mahnung daran zu knüpfen. Jetzt drehte sich das Rad und jetzt floß der Faden; aber schneller als das Rad drehten sich die Empfindungen im Herzen Thaddäa's. Es war geschehen, sie hatte das Kind gestraft, und das Kind saß neben ihr und schluchzte, und wieder waren die Beiden lange still.

Wer Kinder beobachtet, wird sehr häufig finden, daß selbst die bestgearteten nicht gern unmittelbar und unbedingt einer Abwehr Folge leisten. Dieses schnelle Abschneiden des eigenen Willens durch einen fremden, maßgebenden, widerspricht zu sehr dem Selbstgefühl, ja dem Ehrgefühl, das sich schon im Kinde regt. Wehre ihm die Berührung einer Sache, es wird wo möglich nur zögernd und allmälig davon ablassen und sie gern nochmals berühren, um dann wie aus eigener Willensbestimmung dem Verbote zu gehorchen.

Außerdem bleibt immer, auch wenn man ein Kind gerecht bestrafte, ein gewisser Unmuth über sich selbst in dem Strafenden zurück,

und nichts ist gefährlicher, als wenn man in diesem Gefühle das Kind bald beschwichtigen will und ihm etwas Gutes für die Zukunft verspricht, oder gar alsbald gibt. Thaddäa ließ Ernestine sich voll ausweinen, so gern sie auch den Thränen Einhalt gethan hätte. Erst nach einer Weile, nachdem Ernestine ganz ruhig geworden war, sagte sie: „Wenn du brav bist, bekommst du nächsten Winter ein eignes Spinnrad und ich lehre dich spinnen."

„Ja, und die Mutter hält was sie verspricht," rief der gewitzigte Magnus hinter dem Tische hervor, und Thaddäa lächelte glückselig über dieses kindliche Vertrauen; denn sie hatte es dahin gebracht, daß man den Kindern nie mehr Etwas versprach, was man ihnen nicht hielt.

Wieder war Alles still in der Stube. Thaddäa fühlte, wie sich Ernestine an sie schmiegte, ja sie meinte zu spüren, daß sie ihr Kleid küßte, und jetzt sank der Kopf des Kindes wirklich in ihren Schooß. Sie trat leiser mit dem rechten Fuße das Rad, und das Kind ruhte an ihrer linken Seite und schlief; und jetzt athmete es tief auf, und Thaddäa schaute auf das Kind herab, in ihrer Seele tönte es wieder wie der Klang aus dem alten Liede:

Was ist linder als Vogelflaum?
Der Mutterschooß!
Was ist süßer als Honigseim?
Die Mutterbrust!

Und immer mächtiger wurde ihr Blick, und jetzt schlug das Kind die Augen auf und seine Augen begegneten einem Blicke — ja, das war der Mutterblick, und es war nicht zu sagen, wer es zuerst gethan, wer sich zuerst niedergebeugt oder wer sich erhoben, und: „Du bist mein Kind!" „Meine Mutter!" sprach es, und ein heller Sonnenstrahl fiel jetzt schräg durch die Scheiben, Mutter und Kind hielten einander fest umschlungen.

Aber Thaddäa blieb nicht lange bei solcher Liebkosung, sie legte die liebende Empfindung gern in eine That, und die Staffelnbäckin hatte nicht Unrecht, wenn sie von ihr sagte: „In Allem, was sie thut, spürt man eine Güte, aber man kann nicht sagen: da steckt's! Ihre Güte ist wie Butter, die ins Brod hinein verbacken ist, sie ist eben überall."

Thaddäa nahm bald Erneſtinen auf den Schooß und lehrte ſie ſpinnen, und als der Vater hereinkam und ſtaunend Beide ſo ſah, rief Erneſtine ihm mit heller Stimme zu: „Vater, die Mutter hat

mir verſprochen, daß ich zu nächſtem Winter ein eignes Spinnrad bekomme, und die Mutter hält, was ſie verſpricht.“

Und in der That, Thaddäa hielt was ſie verſprochen: Erneſtine wurde ihr Kind.

Der Geldstumpf ist lange todt.

Der Staffelnbäck hielt ihm keine gute Nachrede, denn der Nachlaß des Geldstumpf war so gering, daß er kaum der Rede werth war, und dazu hatte sich noch der Geldstumpf in seinen letzten Lebensjahren einer gewissen Frömmelei ergeben, so daß der Staffelnbäck von ihm sagte: „Ja, ja, so ist's, die guten Jahre hat er für sich behalten, und die bösen hat er Gott gegeben."

Es war aber nicht wenig vom Staffelnbäck, daß er es Thaddäa nicht entgelten ließ, wie ihn der Geldstumpf betrogen hatte; er gestand sich's nicht ein, daß auch er einen Betrug an dem Verstorbenen geübt, er behauptete, Thaddäa sei die, die alle Berge eben mache.

Ernestine ist jetzt die Musterlehrerin in Neustadt. Der alte Staffelnbäck hat noch auf der Hochzeit seines Enkelchens mit seiner Frau getanzt und beim Schmause viel darüber gelacht, daß es nun einmal nicht anders gehe: die Lehrerei scheine erblich in seiner Familie. Man nennt Ernestine auch die schöne Lehrerin; man sieht's aber jetzt nur noch an ihren Töchtern, wie schön sie einst war, obgleich sich keine ihrer Töchter mit ihr vergleichen kann an schlankem Wuchs; sie haben alle mehr die untersetzte Gestalt des Musterlehrers, der ein Sohn des Kaufmanns Stumpf in Freiburg ist.

Die schöne Lehrerin ist aber jetzt neu schön mit ihren grauen Locken, und ein eigener Glanz, eine eigene Verklärung liegt auf ihrem Gesichte, wenn sie mit ihrer tiefen Stimme — sie hat bei der Liedertafel den Discant gesungen — erzählt, daß sich leider unter hundert Stiefmüttern kaum eine gute, wahre Mutter findet, die dem Kinde das gibt, was das Nöthigste ist: die Muttermilch des Geistes, die da ist die Liebe. Und wenn sie dann erzählt, wie sie das höchste Glück gewonnen, wie sie zuerst verstockt, verstoßen war, und dann um so glücklicher in den Himmel kam, und wie Thaddäa sich gleich geblieben war, auch nachdem sie eigene Kinder bekommen hatte; ja, dann macht sie auch alle ihre Zuhörer glücklich, denn die Gutthaten eines starken Herzens zu hören, das stärkt jedes Herz!

Ein Friedens-Soldat.

Nach Mittheilungen eines oberdeutschen Officiers an den Herausgeber.

(1862.)

Rekrut und Ausgedienter! Das soll dein Thema sein. Schildere mir aus deinen langjährigen Erfahrungen das Wesen und Behaben der Burschen zur Zeit, wenn sie in den Soldatenstand eintreten, und welche Wandlung mit ihnen vorgegangen ist, wenn sie den Abschied erhalten.

Auf jenen sonnigen Gängen durch die Heimatberge haben wir oft darüber gesprochen, daß das Soldatenthum als Männerschule sich erweisen kann. Durch das ganze Vaterland, bis in die entlegensten Thäler, sollen überall Männer walten und wirken, die eine Zeitlang in den großen Sammelpunkten des Staats lebten und von hier aus ihre Zugehörigkeit zum großen Ganzen kennen und bewahren; umsichtig, fest, geordnet, in bürgerlicher Angesessenheit die Angelegenheiten der Gemeinde und des Kreises vertreten.

Du bist mit mir einverstanden: Tapferkeit besteht darin, daß man die angeborenen Kräfte des Geistes und des Körpers besonnen regiere und muthig einsetze. Es wäre schön und nützlich, wenn du zeigen möchtest, wie das Soldatenthum hierin mitwirke.

Es ist eine bittere Mißstimmung gegen das Soldatenthum in allen Gemüthern. Bald fünf Jahrzehnte eines unbefriedigten Friedens, saugt das Soldatenthum die besten Steuerkräfte und Arbeitskräfte auf. Die einzige Kriegsthat in Schleswig-Holstein hat sich in Schmach und Elend verwandelt.

Es ist eine große Gefahr für eine Nation, wenn sie ihre Wehrkraft mißachtet und als fremd, wenn nicht gar als feindselig ansieht.

Leider ist bei uns Deutschen die unsittliche Trennung von Soldat und Bürger, die noch aus den Zeiten der gedungenen Söldlingsheere stammt, noch immer im Schwange und schärfer als bei irgend einem anderen Volke der Erde. Wo vernimmt man so oft die Kunde von Waffenmißbrauch als bei uns in Deutschland?

Ein stolzirender Dünkel darf das Soldatenthum nicht zum Herrenthum machen. Der militärische Geist besteht nicht in Mißachtung der bürgerlichen Ehre und bürgerlichen Ordnung.

Ihr Alle, die ihr mit rechtschaffenem Herzen und treuer Hingebung für das Vaterland eurem Berufe lebt, ihr dürft die verderbenbringende Trennung von Soldat und Bürger nicht dulden.

Nur hiermit wird sich auch die Frage über den größeren oder geringeren Theil der Steuerkraft, die zu Erhaltung des Heeres dienen soll, leicht und naturgemäß lösen. — —

Uebernimm also die Aufgabe, deine Erfahrungen in Bezug auf Charakterentwicklung, die deine Mannschaft unter der Fahne machte, offen darzulegen, indem du uns eine Reihe von jungen Männern vorführst und zeigst: so waren sie, als sie eintraten, so, als sie austraten. Du kannst damit deinem gesammten Volke, und dazu gehören auch deine Standesgenossen höheren und niederen Ranges, ein Gutes erweisen ....

* * *

So lautet dein Brief, in dem du mir eine schwere Aufgabe stellst. Ich möchte mich gerne davon lossprechen, aber — ein Schelm

ist nicht nur der, der mehr gibt als er hat, sondern auch der ist ein Schelm, der weniger gibt als er kann.

Wohl habe ich in der langen Reihe von Jahren Tausende vor meinen Augen zu anderen Menschen werden sehen, aber ich kann sie nicht aufs Papier commandiren. Vielleicht kann ich einen einzelnen Mann antreten lassen. Aber die große Masse! Das wimmelt durch einander in der allgemeinen Uniform und das Gedächtniß braucht allerlei äußere Merkzeichen und Besonderheiten. Hier aber ist das Volk in Waffen. Ja, ein Volk in Waffen, das ist das rechte Wort, und damit hast du auch mein militärisches und bürgerliches Glaubensbekenntniß, und mit diesem Wort fällt der aberwitzige und vaterlandsverrätherische Zwiespalt zwischen Militär und Civil.

So komm also mit in meine Kaserne. Gott vertraut und mit dem linken Fuß angetreten, vorwärts! Marsch!

Du kannst dir kaum vorstellen, welch ein buntes Gemenge da alljährlich einzieht. Wir haben ein Militärmaß, wo wir auf Zoll und Linie den Körper des Rekruten messen; ich wünsche, daß ein erfindungsreicher Kopf ein Patent erhielte zu einem Instrumente, mit dem man den inneren Menschen messe; denn ich bin ein militärischer Ketzer und glaube, daß der innere Mensch, Gemüth und Verstand, nicht ohne Bedeutung ist, auch für uns.

Da kommen nun die Rekruten heran, der eine mit schwerem, der andere mit leichtem Herzen, der mit guten, jener mit schlechten Grundsätzen, und ein gut Theil ganz unklar über sich selbst, blöde und dumpf, wie in sich selbst eingeschlossen, und ihre weitläufigsten, mit Mühe und Noth herausgepreßten Antworten lauten: Ja und Nein. Aber oft noch weit mehr als die geistige Gewandtheit und Sammlung fehlt ihnen jede körperliche.

Man muß Gott danken, daß ihnen die Glieder unverlierbar angewachsen sind. Wir dürfen sagen, daß die Meisten erst durch die soldatische Schulung Hand und Fuß kriegen, d. h. zum Gebrauche kriegen. Würde in jeder Volksschule geturnt, würden Eltern und Lehrer mit Strenge über geordnete Haltung wachen, dann wäre dem Unterofficier manch saures Stück Arbeit abgenommen.

Das ist ein Ausspruch von einem Kriegsminister, den längst der grüne Rasen deckt. Ein Cavalier wurde über diesen Ausspruch

fast in Ohnmacht versetzt und rief schaudernd: „Da hätten wir ja die Revolution fortwährend.“ Mit großer Ruhe erwiderte der General: „Wehe dem Kartenhause von einem Staat, dessen Regierung sich vor den Waffen der Bürger fürchten muß.“

Ich muß dir noch ein Stücklein von jenem General erzählen, das wird genugsam beweisen, daß er das Recht hatte, in vaterländische Dinge drein zu sprechen.

Es sind nun 44 Jahre, da fuhr jener Mann — damals noch Oberlieutenant — auf einem stark beschädigten Protzwagen aus einer mörderischen Schlacht, in der Deutsche gegen Deutsche für fremden Vortheil kämpfen mußten. Ein General kommt des Wegs, hält das Fuhrwerk an und befiehlt dem jungen Officier, über den Gang der Schlacht zu berichten. Der Officier thut es ausführlich und gut. Da fragt ihn der General: „Aber was fällt Ihnen denn ein, die Schlacht zu verlassen?“

„Herr!“ erwidert der Officier und schlägt den Mantel zurück, „eine Kanonenkugel hat mir ein Bein weggerissen,“ und fährt ruhig zum Verbandplatz.

Du wirst mich nicht für einen Weichling halten, wenn ich dir sage, daß mir die Feder zittert, indem ich das niederschreibe, und mir jedesmal die Stimme versagt, wenn ich es erzählen muß. Doch genug von alten Zeiten.

Jetzt schau dich um, da sind Rekruten. Sieh, diese einfache Bewegung ist schon zum Sechstenmal erklärt und bezeichnet. Der Rekrut Harter begreift sie noch nicht. Er streckt die Füße aus einander und hängt den Kopf vor. Der Unterofficier will schon ungeduldig werden, aber er hält an sich, denn der Rekrut ist freilich zum Verzweifeln unanstellig, hat aber offenbar guten Willen. So mühen sich Lehrer und Schüler ab; der eine mit Unterweisung, Zuspruch und Ermahnung, der andere mit der Ausführung, bis die Trommel zum Einrücken ruft. Der Corporal Bucheck merkt sich die Namen seiner Leute; die der Ungeschickten behält er am leichtesten.

Auf dem Heimwege besprechen sich die Rekruten über die Uebungen. Dieser findet sie entsetzlich schwer, jener leicht; einem Andern preßt das Heimweh das Herz zusammen oder gar eine heimlich stille Liebe, von der Niemand nichts weiß. Der Rekrut Harter mar-

schirt still, trübsinnig und dumpf hinter seinem Vormann, zu dem er nur Einmal die Worte gesprochen: „Das lern' ich mein Lebtag nicht."

Schon nach den ersten Tagen beginnt es in den Köpfen der Neulinge zu dämmern, daß hinter dem entsetzlichen „Eins, Zwei!" etwas mehr steckt als der Exerciergriff, daß dies erbärmliche „Eins, Zwei!" ein Glied jener festen Stahlkette ist, die nicht nur die Rotte, den Zug und die Compagnie zusammenhält, sondern auch die Armee fest verbindet, wenn es zur blutigen Schlacht geht. Weil dieser Gedanke allmälig in den Rekruten aufdämmert, darum sitzen sie auch nach dem Einrücken zur Ruhe so still auf ihren Betten und kauen ihr Stücklein Brod bei den ersten, man darf wohl sagen, heiligen Soldatengedanken.

Doch, in einer Kasernenstube, in der zwanzig junge Leute hausen, dauert das stille Dahinbrüten nicht lange. Der Rekrut Hops, ein lustiger Handlungsbeflissener, gibt seinem Bettnachbar, dem trübseligen Harter einen Rippenstoß mit den Worten: „Du bist gewiß verliebt!"

„Laß mich," erwidert Harter, „ich will nichts von einem Mädchen wissen."

„O du!" ruft Hops lachend, „du hast einen eigensinnigen Kopf wie ein Bäcker, der backt auch kein Brod, wenn er kein Mehl hat."

So wohlfeil die Witze sind, man lacht doch weidlich darüber. Ein sogenannter Alter stimmt den „guten Kameraden" an, die übrigen fallen ein, und der Gesang ist der gute Kamerad, der alle schweren Gedanken verscheucht. — Der Feldwebel Frank commandirt zum Putzen und fort geht es unter einander wie ein Ameisenhaufen. Es scheint unglaublich, wie ungeschickt sich die jungen Leute bei diesem Geschäfte zeigen. Die Schuhbürste zum Gewehrputzen nehmen, mit den Fettlappen über den Messingbeschlag fahren, Stiefelwichse zu den Rockknöpfen verwenden, das gehört nicht einmal zu den Seltenheiten. Jedem Rekruten wird darum ein älterer Soldat beigegeben, der ihm die Hantirungen zu zeigen hat. Er ist's, mit dem der Neuling sich vertraulich einläßt, und fällt er in gute Hände, so ist er wohl bewahrt; ist der Gediente aber selber ein Ausgespitzter, schwindelt er dem Neuling seine paar Groschen ab und gibt ihm die weisen Lehren, wie man seine Vorgesetzten hinters Licht führt, dann ist's schlimm.

„Mach' dir ja nichts aus dem Arrest, er ist nicht für die Gänse gebaut"; oder: „Ein schlechter Soldat, der nicht sechs Stunden krumm geschlossen liegen kann", das sind seine gewöhnlichen Geheimlehren.

Es ist schwer, die jungen Leute vor solchen unnützen Alten zu bewahren, deren es in jeder Compagnie Einige gibt.

Die Instandsetzung der Waffen und Kleider beansprucht etwa eine Stunde, worauf noch eine Unterrichtsstunde in den Begriffen von soldatischer Ordnung und Mannszucht das Tagewerk beschließt. Die Zimmerlampe wird nun angezündet und Jedermann darf die Zeit bis zur Nachtwache für sich verwenden. Mehrere machen nun Ordnung in ihren Kästchen, wobei es ihnen sonderbar vorkommt, daß die Hosen — man sagt in den meisten deutschen Heeren verschämt Pantalons — alle gleichmäßig zusammengelegt werden müssen. —

Einige lesen nun in ihren Gebetbüchlein, Andere gefallen sich in witzigen Redensarten, und Musje Hops läßt sich von seinem Alten verleiten, sich in ein Wirthshaus zu stehlen, und sie kommen zu spät zurück, als bereits das „Locken" getrommelt hat. Der Alte, er hieß Grether, kam wegen des vierten, gröberen Dienstvergehens in die Straf-Compagnie, auch Hops bekam drei Tage Arrest, aber er nahm sich bald zusammen und wurde ein gewandter Soldat und seine Strafe wurde vergessen; denn bei den Soldaten gilt der Grundsatz: Eine Strafe ist keine.

Am schwersten wurde die Eingewöhnung in das Leben dem Rekruten Harter. Schon wenn man ihn bei seinem Familiennamen Harter anredete, schaute er wie erschreckt auf, als müßte er sich besinnen, daß er so heiße, denn sein Leben lang war er nie anders als Wilhelm vom Sand genannt worden.

„Im Sand" hieß das Ende des Dorfes, wo Wilhelms Elternhaus stand.

Ob dem Burschen Gedanken durch den Kopf gingen, wie es so seltsam, daß er daheim fortgenommen ist: was ist denn der Staat, der ein Recht auf ihn hat? Es ist fraglich, ob etwas derart in ihm vorging; nur kam er sich wie gefangen vor. Er saß still in einem Winkel und schien über Dinge nachzugrübeln, die er Niemand anvertrauen wollte, dann schlich er nach einem Gangfenster und blickte

lange hinauf zum Sternenhimmel und rief: „Gott! Bin ich denn ganz verlassen?"

Eine Hand legte sich auf seine Schulter und eine Stimme sagte: „Es ist Zeit ins Bett." Der Corporal Bucheck hatte den Rekruten Harter beobachtet und wohl erkannt, daß tiefe Schwermuth den Burschen erfaßt haben mußte. Die Nacht verbrachte Harter schlaflos, den zweiten und die folgenden Tage machte er bei den Uebungen so geringe Fortschritte, daß er sich scharfen Tadel zuzog.

Bucheck sah, daß Harter keinen bösen Willen, wohl aber gar kein Selbstvertrauen und eine durch schwere Handarbeiten erzeugte Ungeschicklichkeit hatte. — Er ließ kein Mittel der Güte unversucht; endlich aber mußte er doch zur Drohung schreiten.

Der Hauptmann ließ sich am Schlusse der Woche jeden jungen Mann vorstellen und die Unterofficiere mußten dabei Erläuterungen über Eifer und Anlage eines Jeden geben. Bucheck hatte dem Harter gedroht, ihn bei der Vorstellung als den schwächsten Mann zu bezeichnen. Das quälte den Armen unaussprechlich; er gab sich alle Mühe, das Commando auszuführen, wurde dadurch aber immer ängstlicher, verwirrt und fieberhaft aufgeregt. Da hörte man am Freitag Abend einen Schuß in der Kaserne, Alles lief nach dem Orte der That; man fand den Soldaten Grether, der sich ein neues schweres Vergehen hatte zu Schulden kommen lassen, todt. Auch Harter sah ihn, und der Anblick machte auf sein ohnehin verdüstertes Gemüth einen tiefen Eindruck. „Der hat alle Mühe und Noth überstanden," sagte er vor sich hin und glaubte, es höre ihn Niemand.

Der Abend kam und mit ihm die Ruhestunde. Wieder zog es Harter hinaus an jenes Fenster, um den Sternen sein Leid zu klagen. Schon sah er sich in Folge seines linkischen Wesens als das Gespött seiner Kameraden. Nichts band ihn an diese Welt. Der Vater hatte ihn immer so streng, so hart behandelt, die Mutter war längst gestorben. Ein mächtiger Kampf bestürmte den Verlassenen. Der Glaube, das Jenseits, die Qual des Daseins, das Bild des Erschossenen, alles das wirrte sich durch einander. „Ein Sprung aus dem Fenster des vierten Stocks macht Allem ein Ende. Spring!" rief die Verzweiflung. Da sprach der Glaube: „Wir sind zum Dulden geboren. Sei standhaft, es ist nur eine Prüfung." Diese edlere Regung hatte ge-

siegt, er faßte dankbar das Fensterkreuz, glücklich in sich, daß die böse That noch nicht vollzogen sei. Da fiel ihm die Vorstellung beim Hauptmann ein, der Mann sah gar so streng aus; und wieder rief die Verzweiflung: „Spring, so hast du Ruhe!“ Das Blut drang mächtig zum Kopfe, ein Wirbel faßte ihn, er beugt sich vor, das Uebergewicht will ihn niederwärts ziehen, da packt ihn eine mächtige Faust bei der Schulter und eine feste Stimme sagt: „Feigling, du willst desertiren! Schäme dich, geh zur Rub', bete zu Gott, morgen findet sich das Weitere.“ Fast willenlos folgte Harter dem Befehle Buchecks, und dieser sagte nur noch: „Nur du und ich und Der über uns weiß, was hätte geschehen sollen. Gib mir die Hand! Es ist vorbei.“

Der Morgen der verhängnißvollen Vorstellung war da. Nachdem der Hauptmann das Ende des Grether als warnendes Beispiel aufgestellt, wohin Leichtsinn und Lüge führen, ließ er sich die jungen Leute einzeln vorstellen. Hier gab es Lob, dort Aufmunterung, dort Tadel, Jedem nach Gebühr. Harter schaute drein, er hatte ein ganz anderes Gesicht, als wäre er schon in jener andern Welt, in die er durch das schmachvollste Verbrechen hatte eindringen wollen. Auf seinem Gesichte lag etwas von jenem wunderbaren Glanz, der auf dem erwachenden Kindesantlitz ruht. Es war wie ein neues Leben über ihn ausgegossen. „Harter!“ rief der Hauptmann. Der Angerufene zuckte zusammen, als stünde er bei lebendigem Leibe vor dem Weltgerichte. „Harter, Sie kommen nach der Vorstellung in das Zimmer des Oberfeldwebels.“

Die Kameraden neckten den Harter, als er durch den langen Gang schritt, aber er hörte es nicht; er hörte nicht einmal seinen eigenen Schritt und trat deßhalb scharf auf und schaute auf seine

Füße, als wollte er hören und sehen, daß er wirklich und wahrhaftig sich bewege.

In der Stube des Oberfeldwebels war der Hauptmann allein.

„Treten Sie näher," sprach der Hauptmann mit wohlwollendem Tone. „So, nun erzählen Sie mir möglichst kurz und bündig, wie Sie bisher gelebt, ehe Sie zum Soldatenstande kamen. Nur ohne Zagen! Sprechen Sie."

Harter schaute sich um und um, als müßte ihm Jemand helfen; endlich begann er mit der sehr unnöthigen Bemerkung, daß er zwanzig Jahre alt sei. Der Hauptmann lächelte, wußte aber recht wohl, daß man Ueberflüssiges mit anhören muß, wenn man das Nothwendige vernehmen will. Er hätte den ohnehin nicht sehr geläufigen Redefluß ganz stocken gemacht, wenn er gesagt hätte: Das gehört nicht hierher u. dgl.

Laß mich's nur gleich hier anmerken (vielleicht merken sich's einige von meinen Berufsgenossen und auch Andere), die Leutseligkeit besteht hauptsächlich darin, daß man freundlich zu hören versteht, daß man fremdes Leben mit Allem, was drum und dran, geduldig hinnimmt. Wer Getreide einernten will, muß das Korn mit sammt dem Stroh einheimsen.

Harter berichtete also im Wesentlichen: „Mein Vater ist Steinbrecher und ich bin sein einziger Sohn. Sobald ich aus der Schule war, habe ich meinem Vater in seinem Geschäfte helfen müssen. Im Sommer wohnten wir draußen in der Werkhütte des Steinbruchs. Sonntags gingen wir, das heißt entweder der Vater oder ich, in das Dorf in die Kirche; denn einmal sind wir Beide gegangen, und da hat man unser Bett und unsere zwei Pfannen gestohlen. Wir haben ein kleines Häuschen, es ist am oberen Ende des Dorfes, man heißt's ‚im Sand', und dabei ist eine Scheune und da drin haben wir im Winter gearbeitet. Wir haben Mühlensteine hergerichtet. Die Schwester meines Vaters hat für uns gekocht. Ich bin nicht viel unter Menschen gekommen. Ich habe meinen Sonntagsrock nur zum Gang in die Kirche anziehen dürfen."

„Es wurde mir gemeldet, Sie seien trübsinnig. Sie meiden die Gesellschaft der Kameraden; warum thun Sie das?"

„Ich bin so allein aufgewachsen, es ist mir angst und bang unter so vielen Menschen, und ich sehe, daß die Anderen so leicht lernen, was verlangt wird; ich will's auch und ich kann's nicht."

„Fassen Sie Muth, Sie sind ein verständiger Mensch; wir haben Geduld mit Ihnen, haben Sie auch mit sich selbst Geduld. Ich bin überzeugt, daß Sie ein tüchtiger Soldat werden. Treten Sie ab."

Als ob er schon vollkommen ausgedient hätte, so stramm und fest machte Harter den militärischen Gruß und die Wendung. Es war als hätte ihm Jemand erst jetzt seine Hände und Füße zum Gebrauch übergeben, und wie strahlte sein Gesicht, als er den langen Gang dahinschritt. Bei dem Fenster aber schlug er die Augen nieder. —

Der Hauptmann gab dem Corporal Bucheck noch Anweisung zur richtigen Behandlung Harters und bezeichnete die Leute, die er mit Harter in nächsten Umgang bringen sollte.

Diese Befehle wurden pünktlich vollzogen, der Hauptmann hatte beständig ein Auge darauf, und die verständige Behandlung, die dem Selbstvertrauen und der Dankbarkeit des Rekruten begegneten, machten aus ihm einen der zuverlässigsten Leute in der Compagnie, vollkommen ausgebildet in allen Dienstzweigen.

Wenn der Hauptmann dem Harter begegnete, grüßte dieser fest und hatte das Auge gerichtet, wie das Commando vorschreibt; aber in diesem Auge war ein Strahl, den kein Commando vorschreiben kann: das Gefühl ehrerbietiger Dankbarkeit leuchtete daraus, und — ich hoffe, es ist nicht Standesvorurtheil, das mir die Betrachtung aufdrängt — daß sein strenger Vorgesetzter ihm freundlich nickte, that ihm besonders wohl. Der Hauptmann hielt sich wohlwollend, aber ohne Vertraulichkeit. Und das ist gut. Es thut dem Untergebenen viel wohler, wenn der Vorgesetzte seine Haltung bewahrt; das schließt die Leutseligkeit nicht aus und gibt ihr nur eine größere Bedeutung.

Eine besondere Geschicklichkeit zeigte Harter, als die Schwimmkunst eingeübt wurde, und doch hatte er das Element des Wassers noch gar nicht gekannt, wie Hunderte und aber Hunderte, die zum Militär kommen. Ist es mehr lächerlich oder frevlerisch, daß es

Tausende von Menschen gibt, die ihr Leben lang nicht wissen, was ein Bad ist?

Du hast mir eine Aufgabe gestellt; ich möchte dir eine andere dafür setzen. Fahre einmal los gegen die ungewaschene deutsche Menschheit und zeige, wie erbärmlich es ist, daß die Gemeinden,

die entfernt von einem fließenden Wasser sind, die geringen Kosten scheuen oder eigentlich gar nicht daran denken, sie aufzuwenden, um ein Gemeinde-Badhaus zu errichten.

Doch ich will dir weiter von Harter erzählen.

Er hatte zwei Jahre tadellos gedient und wurde, wie gesagt, in dieser zweijährigen Dienstzeit ein vollkommener Soldat. Da erhielt er nach der Herbstübung einige Tage Urlaub in seinen Heimatsort.

Es wurde mir später erzählt, daß Jung und Alt Freude an dem festen, zuversichtlichen Auftreten des jungen Soldaten hatte. Selbst sein wortkarger mürrischer Vater lächelte allen Menschen freundlich ins Gesicht, die beim Ausgang aus der Kirche den Wilhelm vom Sand bewillkommten, und er schmunzelte gar vergnüglich, als des reichen Adlerwirths schöne Marie dem Wilhelm freudig die Hand reichte und die Hand länge festhielt. Wilhelm hatte sich in seinem Benehmen wie in seiner ganzen äußeren Erscheinung so sehr geändert, daß ihn Manche gar nicht erkannten.

Die Beurlaubung des Harter fiel in den Monat November, der oft starke, lang anhaltende Regengüsse bringt. Ganz unbedeutende Wald- und Gebirgsbäche werden dann in rasende Ströme verwandelt, die Alles mit sich fortreißen. Solch ein Unwetter war am Tage vor Ablauf von Harters Urlaub eingetreten, aber jetzt mit einer solchen Macht, daß die ältesten Leute sich deßgleichen nicht erinnerten. Der Regen wollte gar nicht aufhören und schien sich immer zu verstärken. Der alte Harter, der seinen Sohn neu lieb gewonnen hatte oder ihn eigentlich zum Erstenmal liebte, es wenigstens zum Erstenmal zeigte — der alte Harter wollte seinen Sohn nicht fortlassen; aber dieser bestand darauf, keine Stunde seinen Urlaub zu überschreiten. Es war noch nicht Tag, als er sich auf den Weg machte. Da erschallt die Sturmglocke durch das Thal. Der untere Theil des Dorfes war überschwemmt. Dort wohnten die ärmeren Leute. Die Häuser waren durch einen Steg mit dem besseren Theile des Dorfes verbunden, der hoch und geschützt lag. Der Steg war weggerissen und in der frühen Morgendämmerung drang herzzerreißender Hülferuf aus den Hütten der Armen. Fast alle Dorfbewohner waren am Ufer versammelt. Viele hatten guten Rath,

Einzelne auch guten Willen, die Meisten aber nichts als nutzloses Klagen und Mitleid, Niemand die rechte Einsicht und Entschlossenheit. Der alte Adlerwirth nahm seine Zipfelmütze ab, wischte sich mit der Linken den Angstschweiß von der Stirn und rief: „Wer die Häuslerleute dort unten rettet, dem gebe ich baare hundert Gulden!" — „Vater, ruft mehr!" bittet des Adlerwirths schöne Marie. „Zweihundert Gulden gebe ich," ruft der Adlerwirth und setzt seine Zipfelmütze wieder auf. Alles bleibt stumm. Da ruft der herbeieilende Harter, seinen Waffenrock ausziehend: „Holt Seile, Bretter, Ketten, Balken." Alles gehorcht seiner Weisung und rasch bindet er mit den anderen Männern ein kleines Floß zusammen. Oberhalb der bedrohten Häuser, in einer von der Fluth überströmten Wiese steht eine Steinlinde. Harter knüpft die Seile in der ungefähren Breite des Wassers an einander und befestigt das Floß in der Mitte dieses Taues, gibt das eine Ende mehreren Männern zum Halten, bindet das andere um den Leib und stürzt muthig in die Wellen, der Steinlinde zuschwimmend. Er erreicht den Baum, befestigt das Tau an dem festen Stamm und gibt ein Zeichen, das Floß in das Wasser einzulassen. Ein anderer muthiger Bursche schwingt sich auf dasselbe und rasch treibt das Floß in die Mitte der Strombahn. Harter schwimmt nun längs des Seiles zum Floß und beide Männer steuern den Häusern zu, wo die Angstvollen, schwer Bedrängten ihrer Erretter harren. Unbeschreiblicher Jubel empfängt die glücklich Anlegenden. Sieben Personen müssen gerettet, zweimal der Wasserweg zurückgelegt werden, und beide Male glückt das kühne Wagniß. Unter Thränen der Freude langten die Geretteten an. Alles drängte sich um sie und den muthigen Retter aus der Lebensgefahr. Da keucht der Adlerwirth herbei, er hat seine Zipfelmütze in der Hand, aber sie ist schwer. „Da," ruft er, „das ist dein, Wilhelm, zwei Rollen, jede mit gezählten hundert Gulden." Ruhig nimmt Harter das Geld und sagt: „Was ich gethan ist Nächstenpflicht; aber Adlerwirth, ich nehm's doch, die da können's gut brauchen." Damit legt er die Geldrollen in die Hände der Geretteten und gibt dem Adlerwirth seine Zipfelmütze zurück.

„Komm mit ins Wirthshaus und trink! Du darfst jetzt nicht fort, du mußt da bleiben!" so stürmte Alles auf Harter ein; er aber

blieb dabei, daß er seinen Urlaub nicht überschreite. Da faßt des Adlerwirths Marie seine kalte feuchte Hand und sagt: „Da, trag' an der Hand, die so Gutes gethan hat, den Ring von mir und gedenk' dabei auch an mich."

Ein Schauerfrost von dem kalten Novemberbad hatte den Harter geschüttelt, aber jetzt war's ihm plötzlich so heiß, als käme er von einem großen Marsche in der Julisonne zurück.

Der Ring ging schwer an den Finger Harters, und ein Kamerad sagte: „Den bringst du nicht mehr herunter."

„Er soll auch nicht mehr von meiner Hand herunter, so lang ich sie regen kann. Ich dank' dir, Marie."

Er sagte nun, daß er heim ginge, um sich trockene Kleider anzulegen. Er that das auch, als man aber nach einer Weile kam, um ihn zum Schmause in den Adler abzuholen, war er davon.

Still, ohne ein Wort von seinen Erlebnissen zu erzählen, rückte Harter wieder in Dienst; er stand noch manchmal Abends an jenem Fenster, aber nicht mehr mit Todesgedanken. Es mußte wunderlich in seinem Herzen sich regen bei der Erinnerung, daß er so vieler Menschen Leben gerettet, und bei dem Gedanken an des Adlerwirths Marie. Er vertraute aber keiner Menschenseele, weder von dem Einen noch von dem Andern, ein Wort. Nur wenn die Kameraden die Lieder anstimmten vom „trauten Liebchen", von der „heimlich stillen Liebe, von der Niemand nichts weiß", da glänzten seine Augen und er sang so mächtig mit und übertönte Alle, als gehörten die Lieder nur ihm allein und dürfte sie kein Anderer singen.

Nach einigen Wochen sagte der Hauptmann bei Beendigung der Instruction zu Harter: „Kommen Sie zum Rapport." Er las ihm einen Bericht des Amtes von der Ueberschwemmung vor.

„Verhält sich die Sache so?" fragte er zuletzt.

„Ja, Herr Hauptmann," lautete die Antwort.

Es verging wiederum längere Zeit, da kam der Befehl: das Bataillon rückt morgen in großem Anzuge auf den Uebungsplatz. Niemand wußte warum. Das Bataillon stellte sich in Linie auf. Bald kam der General zu Pferde, musterte die Truppe, ließ sie dann ein Viereck bilden und rief: „Soldat Harter trete vor!" Harter trat

vor, stramm und fest, und stand, das Auge auf den General gerichtet. Dieser redete ihn nun laut an:

„Soldat Harter, Sie haben durch Muth und Besonnenheit sieben Menschen aus Lebensgefahr errettet. Unser Fürst verleiht Ihnen für diese edle Handlung das goldene Verdienstzeichen. Mit Freude hefte ich es an Ihre Brust; möge Ihr Herz lange und glücklich darunter schlagen. Kameraden! Ahmt das rühmliche Beispiel des braven Harter nach, zeiget, daß ihr die höchsten Eigenschaften des Soldaten im Kriege — Ausdauer, kalten Muth, besonnene Entschlossenheit — auch im Frieden euren Mitbürgern zum Guten anwenden könnt und wollt. — Soldat Harter, treten Sie ein."

Das Bataillon bildete nun eine Colonne. Harter erhielt zum Vorbeimarsch desselben seinen Platz neben dem General. Diesen Platz zu erhalten, das ist noch die besondere Auszeichnung eines mit dem Ehrenzeichen Geschmückten.

Die Compagnien treten an, die Musik fällt ein. Da wagt endlich Harter, sich umzuschauen. Er sieht die große Menge Menschen, die auf der andern Seite stehen, und wen gewahrt er sich gerade gegenüber? Seinen Vater, die sieben Geretteten, den Adlerwirth und die Marie. Der Hauptmann hatte sie kommen lassen, den Ehrentag des braven Burschen mit zu erleben. Marie winkte mit einem weißen Tuche. Das ist das Einzige, was Harter noch sieht, denn die ganze Welt dreht sich mit ihm herum, aber er stand regungslos da, mit „Gewehr auf", und die Compagnien zogen an ihm vorüber.

Man marschirte wieder in die Kaserne zurück, aber Harter erhielt die Erlaubniß, seine Freunde zu besuchen.

Er bat Buchedt, ihn zu begleiten. In einer abgesonderten Stube des nahen Wirthshauses trafen sie die Leute aus dem Dorfe ....

„Wir sind auch da, ihr seid nicht allein auf der Welt," polterte der Adlerwirth, da Harter und Marie gar nicht von einander lassen wollten in seliger Umarmung.

Jetzt wehrte Harter die Geliebte ab, reichte dem Adlerwirth und dem Vater beide Hände, reden konnte er nicht.

„Wir sind's zufrieden," sagte der Adlerwirth, „wenn du den Abschied hast, könnt ihr heirathen."

„Du wirst mit dem goldenen Ehrenzeichen nicht mehr Steinbrecher bleiben wollen, du bist jetzt zu stolz," sagte der alte Harter, der sein mürrisches Wesen noch immer nicht lassen konnte.

„Ich werde eben so gern wieder Steinbrecher," erwiderte der Soldat, „aber, was ich auch für ein Geschäft habe, will's Gott, brav bleibe ich; und jetzt, Vater, Marie, Schwiegervater, jetzt sag' ich's

zum Erstenmal! Der da, mein Corporal Bucheck, dem gehört das Ehrenzeichen, nicht mir. Hätte er mich nicht gerettet, hätte ich die Anderen nicht retten können. Marie, gib ihm die Hand, ohne den wäre ich nicht mehr auf der Welt." — —

Harters Dienst war beendigt, er konnte in Großurlaub entlassen werden, und zog überglücklich mit den Seinen der Heimat zu.

Nach dem fünften Dienstjahre stellte er die Bitte, heirathen zu dürfen. Sie wurde gewährt.

Ich muß mich zurückhalten, um nicht noch ein großes Kapitel über das Heirathen des Soldaten anzufügen. Laß mich nur das aussprechen: die Heirathsbeschränkung des Soldaten ist auch noch ein Ueberbleibsel aus der Zeit der Miethlingsheere; jetzt ist ein Mann, der Haus und Hof zu schirmen hat, der wahre und beste Soldat.

Bei der letzten Kriegsbedrohung war Harter als verheiratheter Mann und Vater zweier blühenden Knaben wieder rüstig auf dem Posten. Es ist nichts geworden aus jener Kriegsbereitschaft, und es ist ein peinliches Gefühl, wenn's in der Nase prickelt und man kann nicht niesen und die Augen gehen Einem nur über. Wenn's einmal zum Niesen, zum wirklichen Krieg kommt, dann hoffen wir, daß es in der Weltgeschichte heißen wird:

Zur Gesundheit! Deutschland!

* * *

So, da habe ich dir freilich nur einen einzigen Mann zur Schilderung ausgehoben und dir fast dabei ins Handwerk gepfuscht. Es ist selten, daß mit einem Menschen durch das Soldatenleben eine so große Veränderung vorgeht, wie mit dem Harter, und noch seltener ist, daß er sich mit solcher Auszeichnung bewähren kann; aber Jeder kann etwas Gutes mitnehmen aus der Soldatenschule, wenn der Geist reiner Gesittung und echter Vaterlandsliebe im innern Reglement herrscht, und wenn das ist, wird man von dem eben so albernen als lasterhaften Zwiespalt zwischen Militär und Civil nichts mehr verspüren.

Eine Meßpredigt zur Leipziger Messe.

Kommt, ihr Herren, hört mir zu! Ich habe eine verteufelt lustige Geschichte zu erzählen.

Es war an einem schönen Extrasonntage im Juli; auf allen Bahnhöfen pfiffen die Extrazüge, muntere Gesellschaften riefen einander an, um die Kameradschaft nicht zu verlieren, und die zukünftige Freude machte sie schon jetzt überaus lustig.

Ich kam in einen Wagen, worin bereits sechs junge Leute in sehr gewählten neuen Sommertrachten Platz genommen hatten. Es schienen theils Söhne von Kaufleuten, theils besser gestellte Commis zu sein. Sie sahen meinen Eintritt sehr ungern; als ich aber Platz genommen hatte, waren sie manierlich. — Jede Gesellschaft hat ihren Matador, ihren Naturpräsidenten und anekdotenreichen Schwerenöther. Ein junger, sehr beleibter Mann von noch nicht 25 Jahren, der von Kopf bis Fuß in helles Grau gekleidet war und sehr angenehm lachte, so recht von Herzensgrund, schien hier erster Wortführer. Er schenkte aber einem andern jungen Manne mit feinem, bartlosem Gesichte, der eine Brille trug, offenbar viel Aufmerksamkeit. Auch die Anderen ehrten den mit der Brille besonders und Jeder wollte ihm eine von seinen Cigarren geben.

Ich habe zu erzählen vergessen, daß die Fahrt von Frankfurt nach Heidelberg ging, der schönen Bergstraße entlang.

Kaum waren wir über der Mainbrücke, als der Wohlbeleibte ausrief: „Seht, da habe ich etwas Interessantes!" Er hatte einen

schönen Stock, händigte ihn seinem Nachbar ein und sagte: „Sieh nur durch die Oese, da wo man sonst die Stockschnur einsetzte."

„Ah!" sagte der Erste, und gab den Stock weiter, und so wiederholten sich die Ausrufe durch alle Vokale, bis der Stock an den Schmalen mit der Brille kam. Er hatte kaum einen Blick auf die seltsame Einschau gerichtet, als er mit einem: „Pfui, schämt euch!" den Stock zurückgab.

„Wollen Sie nicht vielleicht durchschauen?" sagte der Dicke und wendete sich an mich.

„Schäme dich!" nahm der Schmale wieder auf. „Du hast kein Recht, von einem anständigen Manne zu erwarten, daß er an solchen Unzüchtigkeiten Geschmack finde."

Ich begriff nicht, was ihn so aufbrachte, und er erklärte mir, daß die schöne Erfindung mit Vergrößerungsgläsern dazu benutzt werde, um für verlebte, sittenlose Menschen in Gegenstände, wo man es gar nicht erwarte, unzüchtige Bilder einzufügen.

Der Schlanke mit der Brille sprang plötzlich auf und rief: „Gib den Stock her! Er muß zerbrochen und zerstört werden. Ich kann nicht in deiner Gesellschaft auf einen Berg gehen und hinein schauen in Gottes freie Natur, während du dich auf einen Stock stützest, der mit Pariser Sittenverderbniß ausstaffirt ist!"

Es bildeten sich zwei Parteien in der Gesellschaft. Die Einen fanden die Anforderung philisterhaft, die Anderen gerecht.

Ich mußte in Zwingenberg aussteigen und weiß nun nicht, wie der Kampf entschieden wurde . . . .

Kommt, ihr Herren, hört mir zu, ich will euch eine verteufelt lustige Geschichte erzählen!

Diese erste hat nun freilich kein Ende; die andere aber hat und bekommt wohl noch eins. Es war im September; ich fuhr von Stettin aus nach der Insel Wollin. An den Ufern, welch reiches Leben! Wie ist Alles voll Arbeit und Regsamkeit, und wenn man so binnen Kurzem in den saftigen Süden und in den arbeitsstraffen Norden hineinsieht, da empfindet man aufs Neue, wie groß und herrlich unser deutsches Vaterland ist! Während im Süden unseres Vaterlandes der Menschenschlag mehr untersetzt und gedrungen ist, sieht man hier große, sehnige Gestalten, mit hellen, länglichen Ge-

sichtern; während dort mehr die Heiterkeit sich kundgibt, ruht hier ein stiller Ernst auf den Mienen.

Ein ansehnlicher Kaufmann aus Swinemünde gab mir viele Aufschlüsse über Gewerbfleiß und Schifffahrtsverkehr der umgrenzenden Lande. Ein junger Gutsbesitzer hatte sich zu uns gesellt, und als der Kaufmann vergebens nach seinem Messer suchte, um sich eine Cigarre abzuschneiden, bot ihm der Gutsbesitzer ein mit Elfenbein fein ausgelegtes und sagte dabei: „Sehen Sie einmal hier durch!" Der Kaufmann schaute hinein und rief: „Jammervoll! So ist diese Sittenlosigkeit nun überall eingedrungen? Ich habe einmal in Humboldts ‚Ansichten der Natur' gelesen, daß die glänzende Haut des Regenwurms aus Thierchen besteht, daß in der Lunge der Klapperschlange und in der Flüssigkeit der Fischaugen Thiere leben. Die Menschen ahmen diese Erhabenheit der Natur in Sittenlosigkeit nach. Nichts ist mehr so unscheinbar, das nicht der Verderbniß dienen muß, und besonders die neumodischen Uhrbammeln in allen Formen, ja selbst Ringe sind die Herbergen dieser Lasterbilder. Wie kann ein Mensch, der solche Unzucht mit sich schleppt, eine anständige Empfindung haben, einem achtbaren Manne, einer ehrbaren Frau oder Jungfrau nahe treten!"

„Sie haben Recht!" rief der Gutsbesitzer und warf das Messer in das Haff, in das wir eben einfuhren.

„Hier meine Hand!" rief der Kaufmann. „Sie sind ein braver Mann; Sie sind der Bekehrung fähig. Ich wüßte ein Mittel, wie der Verderbniß abzuhelfen wäre. Wenn nur die Männer alle, zu denen ich reden möchte, ebenso der Bekehrung offen stünden. Und doch sind es meist ehrenwerthe Männer, und es gibt einen Ort, von wo aus dieses Laster mit Einemmale vernichtet werden könnte."

„Wo und zu wem möchten Sie reden?"

„Auf der Leipziger Messe zu den Kaufleuten. Es ist gut, möchte ich ihnen zurufen, und wir Alle haben daran gearbeitet, daß nicht mehr eine äußere Polizei alles Leben und allen Verkehr überwache. Darum eben muß es jetzt eine innere Sittenpolizei geben. Seht, ihr Männer, ihr seid anständige Bürger, brave Ehemänner, sorgsame Väter! Wer euch zumuthen würde, aus geheimem Handel mit Gift euren Gewinn zu ziehen, den würdet ihr tief verachten. Und nun

ihr, die ihr Derartiges in alle Welt vertreibt, was thut ihr? Freilich, sagt ihr, wir bringen zu Markte, was eben viele Abnehmer findet; wir haben diese Fabrikate nicht gemacht, ja nicht einmal bestellt. Wir bekommen sie von Frankreich herüber, von da und da; und wenn Ich mir den Gewinn entgehen lasse, macht mein Concurrent eine um so bessere Messe. Ich bin nicht zum Sittenrichter da!

Wie? Hast du vergessen, daß jede Thätigkeit unter dem Gebot der Sittlichkeit steht? Und frage dich: wie stehst du deinem Sohne gegenüber, deinen Gehülfen, deinen Lehrlingen, die mit dir im Geschäft arbeiten? Müssen sie dich nicht verachten, weil du mit Unzucht handelst?

Du lächelst und meinst, ich übertreibe; die Sache sei bei Weitem nicht so wichtig, und es sei vielleicht gar nicht gut, daß ich so offen darauf hinweise und sie ans Tageslicht ziehe; die Nachfrage werde jetzt um so größer sein, und ich hätte damit das Uebel eher vergrößert als ausgerottet.

O du Klügling! Du ziehst dich vor deinem Gewissen in einen dunkeln Winkel zurück! Komm nur heraus!

In alten Zeiten waren diese Messen angeschlossen an einen Gottesdienst. Ihr Katholiken, Protestanten, Juden, Griechen und Türken! Es kann euch keine Kirche mehr versammeln; aber eins gibt es doch, daß euch Allen gemeinsam sein muß. Ihr seid Väter, seid Brüder! Ihr wollt, daß eure Frauen treu, eure Söhne, eure Töchter, eure Schwestern rein und tugendsam seien, und ihr bietet die Hand dazu, daß es nichts mehr gibt, wo sich nicht das Laster einnistet? Mit einem einzigen Blick auf solch ein Produkt kann die lange sorgsam behütete Seele eines Jünglings und Mädchens wie mit einem Gifthauch versehrt und verwandelt werden.

Frage nicht, was dein Nachbar thut; überlaß ihn der Schande vor sich selbst, wenn er sich nicht bekehren läßt. Thue du, was du für recht und sittlich hältst. Kein Mann von Ehre befasse sich ferner mit solchem Unzuchtshandel, kein deutscher Markt lagere mehr solches Produkt. Laßt die Wüstlinge und ihre Helfershelfer auf geheimen Wegen ihren Lastern nachgehen, die Strafe wird sie ereilen. Faßt euch ins Herz, und erwerbet nicht einen Gewinn um den Preis der Selbstverachtung. Thue jeder seine Pflicht und weise von sich Alles,

was die Sitten verderbt, und verachte den als Ehrlosen, der sich damit abgibt!"

„So möchte ich ausrufen," sprach der Kaufmann, „und ich hoffe zu Gott, daß es besser würde; aber ich weiß nicht, wo ich die Männer alle versammeln kann."

* * *

„Ich werde ihre Mahnung drucken lassen", versprach ich ihm.

Ich habe mein Wort gehalten. Möge es nicht nutzlos sein zu Ehren der deutschen Sittlichkeit!

Die Albums der Albernheit.

Wollen Sie sich nicht einschreiben? fragt der Wirth auf der Bergeshöhe, wo du dich allein oder mit Freunden im freien Ausblick über Berg und Wald und in die weite Landschaft ergötzt hast. Er bringt dir ein großes Buch, — aber lies nur einmal einige Blätter. Haben die Menschen darum schreiben gelernt, um solchen ausgesuchten Unsinn zu Tage zu fördern?

Es ist ein schöner Trieb der Menschen und Jedem zu gönnen, daß er ihn erfülle: in heller Sommerzeit frei zu wandern über Berg und Thal. Und die Aussichtswirthe, es sind oft gar kluge Leute, kommen dem lächerlichen Drange entgegen, daß Jeder gern eine Spur davon hinterläßt, daß er auch hier oben gewesen, da viele Menschen sich nicht genügen, die schönsten Freuden genossen zu haben, sondern auch noch vor sich und Anderen damit groß thun. Es steht hoffentlich nicht mehr lange an, und diese Albums sind nicht mehr zu finden. Das einfachste Mittel ist, daß kein verständiger Mensch, sei es mit eigenem oder mit fremdem Namen, da etwas mehr einzeichne.

Besinn dich!

Du hast gewiß auch Tage, in denen du überaus ungeschickt bist; was du anfassen willst, fällt dir aus der Hand, nichts geht glatt und sicher von statten.

Besinn dich, woher das kommt.

Vielleicht findest du, daß deine Seele mit einem fremden Gedanken erfüllt ist.

Bist du jung und in Liebeskummer, dann ist dir nicht zu rathen; du mußt abwarten. Bist du ein reifer Mann und von Sorgen belastet — und eine der schlimmsten ist die Nahrungssorge — so erkenne: du bist eben ungeschickt, weil du in all deinem Thun nur eben halb dabei bist.

Bring die Sorge zur Ruhe oder schlage sie dir aus dem Sinn, dann geht das Nächste, was du zu leisten hast, glatt und eben.

Besinn dich!

Joseph
und
Benjamin.

Eine Erzählung.

Das Wort aus der Bibel kann auf Kaiser Joseph wiederholt angewendet werden. Es heißt im ersten Buch Moses, Kapitel 42, Vers 8: „Und Joseph erkannte seine Brüder, sie aber erkannten ihn nicht.“

Ja, Kaiser Joseph erkannte seine Mitmenschen als Brüder, sie aber — nur Wenige erkannten sein menschenliebendes Herz, so lange er am Leben war. Und doch war Güte und Edelsinn nicht blos zeit-

weilige Stimmung in ihm; immerdar bewegte ihn das Verlangen und die Pflicht, ein wohlthuender Bruder seiner Mitmenschen zu sein. Er ging stets in der Welt umher wie in einem Tempel, ernst und andächtig, in dem ständigen Bestreben, sich selbst zu veredeln und seinen Mitmenschen hülfreich zu sein.

In solcher Gemüthsverfassung reiste auch Kaiser Joseph im Frühling des Jahres 1777 nach Paris. Er hatte sein Gefolge vorausgeschickt und nur seine beiden Begleiter, die Grafen Colloredo und Cobenzl, bei sich im Wagen; er selber reiste unter dem Namen eines Grafen von Falkenstein.

Erstes Kapitel.

Die Gevatters-Station.

„Das hat man davon, wenn man Incognito reist. Wenn's drauf ankommt, müssen wir uns doch demaskiren." So wetterte ein graubärtiger Diener in gesundem Oesterreichisch-Deutsch vor dem Posthause auf der letzten Station vor Paris. Dann trat er an den Schlag des Wagens, zog den Hut ehrerbietig ab und sagte: „Majestät . . . Entschuldigen, Herr Graf, es sind keine Postpferde hier; wir müssen nun, halten zu Gnaden, in dem gottverdammten Neste bleiben."

„Geduld, Geduld," erwiderte die klangvolle Stimme des Kaisers, „ich will aussteigen."

Der Diener öffnete den Schlag, ließ den Tritt herab, und der Kaiser stieg aus. Er war damals in der Mitte der dreißiger Jahre, schlank von Gestalt, und trug einen grauen Rock mit Stahlknöpfen, auf dem gepuderten Kopfe einen dreieckigen, mit einer feinen Goldborte besetzten Hut. Wie er nun den Hut abnahm und sich umschaute, sah man ein feines, länglich wohlgebildetes Antlitz, aus welchem milde, hellblaue Augen leuchteten, und um dessen Mund die Züge unverkennbarer Güte und Freundlichkeit sich ausprägten.

„Ich muß warten," sagte er lächelnd zu seinen beiden Beglei-

tern. „Ich muß lernen, wie es anderen Menschenkindern zu Muthe ist, denen nicht überall ein Quartier machender Rang voraufgeht."

Die beiden Begleiter nickten höflich beistimmend, ohne ein Wort zu erwidern. Colloredo, von straffer militärischer Haltung, mit einer großen Narbe auf dem Gesichte, war um wenige Jahre älter; Cobenzl, von glattem und zierlichem Angesichte, stand im selben Alter mit dem Kaiser.

Der Postmeister trat herzu, zog höflich sich verbeugend die Mütze ab, dann aber, wie sich besinnend, daß er als freier Mann gegen die Aristokraten nicht unterthänig sein dürfe, setzte er schnell und trotzig die Mütze wieder auf und sagte: ohne vorherige Bestellung könne er nicht so viele Pferde bereit halten, in diesem Augenblicke seien gar keine da.

„Und warum nicht?"

„Weil ich meine Pferde fortgeschickt habe, um die Gevatterleute zu holen."

„So? Ihr habt Taufe im Hause? Es gilt als gutes Zeichen, wenn dazu ungebetene Gäste kommen; das prophezeit für das Kind manches unverhoffte Glück."

Der Wirth hörte das Französisch des Kaisers — und da er die Straße von Metz her kam, war es noch um so sicherer — daß die Ankömmlinge keine Franzosen seien. Der Wirth sagte daher, sich in die Brust werfend: „Danke, Herr! Ich habe keinen Aberglauben und will auch nicht den, der Gutes prophezeit. Wenn man den einen gelten läßt, muß man auch den andern annehmen."

„Ihr seid also ganz ohne Aberglauben?"

„Ja. Es soll Jeder nach seiner Façon selig werden, das ist ein gutes Wort von Ihrem König Friedrich von Preußen. Ich habe bei meinem Sohne auch einen Protestanten zu Gevatter gebeten; er kann leider nicht selbst kommen, aber das Kind soll seinen Namen tragen. Unser Pfarrer ist klug genug, zu thun, als ob er nichts davon wüßte."

Der Postmeister machte diese Mittheilung mit jener frohen Laune und jenem Selbstgefühl, das den Franzosen so leicht belebt, und dabei mit der rednerischen Gewandtheit, mit der er seine Sprache handhabt.

Während dieser Auseinandersetzung waren die Gäste mit dem Postmeister in die Wirthsstube eingetreten. Der Postmeister holte ein zusammengerolltes Bild herbei und sagte: „Das ist der Gevatter meines erstgebornen Sohnes, es ist der größte Mann unseres Jahrhunderts."

„Des ganzen Jahrhunderts?"

„Ihr König Friedrich," entgegnete der Postmeister mit freundlicher Gönnermiene, „ist auch ein großer Mann. Ich bekenne das, obgleich er uns Franzosen so jämmerlich geschlagen hat. Aber wir sind nicht schuld, die schlechte Regierung Ludwigs XV. und die elenden Creaturen von Heerführern — die sind schuld. Mein Gevatter ist noch viel größer als König Friedrich, für mich wenigstens. Ich will Sie nicht damit beleidigen, wenn Sie Preußen sind; mein Gevatter ist ein Weiser, ein Wunderthäter, der den Blitz regiert, ein Mann der Freiheit aus der andern Welt."

„Und er hat Euch aus der andern Welt geschrieben und seine Einwilligung gegeben?"

„Er lebt hier in unserer Nähe, in Passy, und da, wo Sie jetzt sitzen, hat er auch gesessen und hat von meinem Wein getrunken und von meinem Brod gekostet, und hier werde ich nun auch sein Bild aufhängen; wer herein kommt, soll sehen und sagen: Seht, das ist einer der Größten, den die Welt je gesehen hat. Er war ein armer Buchdrucker, aber sein Wahlspruch soll gelten: Tugend ist der einzige Adel."

Der Postmeister entfaltete endlich das zusammengerollte Bild und die drei Männer sahen das Bild Benjamin Franklins und darunter seinen Wahlspruch.

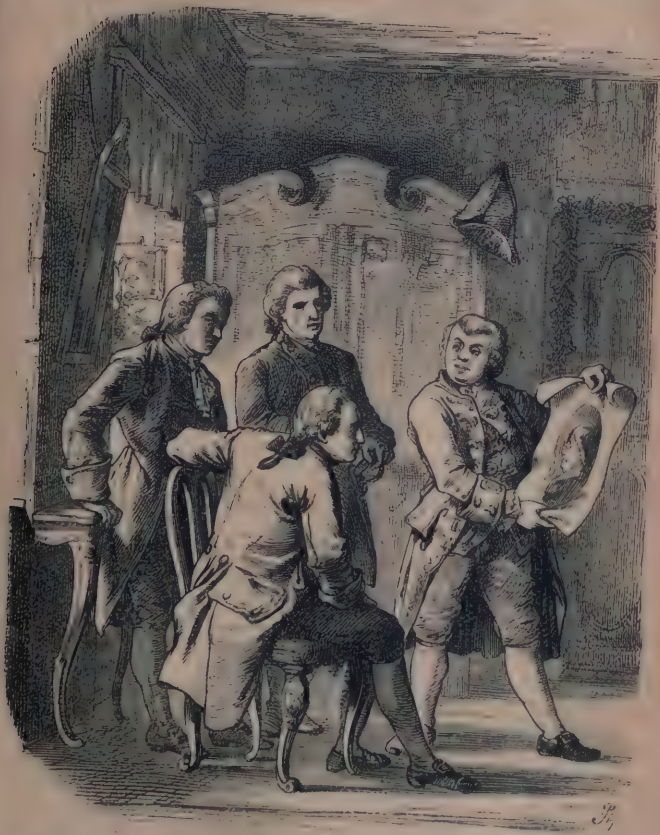
„Es freut mich," sagte Joseph, „daß Ihr diesen Mann so hoch haltet."

„Glaubt Ihr aber nicht," fragte Cobenzl, „daß es auch gute Fürsten gibt?"

„Warum nicht? Es kann Jeder ein guter Mensch sein. Wie gesagt, ich habe keine Vorurtheile und keinen Aberglauben; — der Herr von Voltaire ist zweimal bei mir über Nacht gewesen. Weiß man in Deutschland auch etwas von meinem Gevatter?"

„Allerdings."

„Und ich sage Ihnen," fuhr der redselige Wirth fort, „der Hof in Versailles spielt noch Versteckens, aber wir wissen Alles! Heim-



lich hat man den amerikanischen Staaten bereits drei Millionen Livres und Waffen und Schiffe geschickt. Das ist, wie wenn zwei Liebesleute sich heimlich ihre Liebe bekennen und die Brautgabe

empfangen, sie meinen, die Welt weiß noch nichts davon, aber die Welt weiß schon lange Alles, und bald muß öffentlich Hochzeit gehalten werden. Frankreich muß die amerikanische Freiheit gründen helfen, und wenn mein Sohn, der heute getauft wird, nur das Alter hätte, ich würde ihn mit Freuden übers Meer schicken. Dort schlagen wir den verdammten Engländern den rechten Arm ab."

Lustiger Posthornklang ertönte vor dem Hause, der Postmeister machte sich rasch davon, die ankommenden Festgäste zu bewillkommen. Der Kaiser saß still, sein Auge starrte drein, und halblaut, wie vor sich selbst, sagte er: „Es ist ein wunderbar aufgeregter und regsamer Geist in diesem französischen Volke, und so wie hier ist's überall in ganz Europa, und das steht schon im vollen Aufruhr jenseits des Weltmeeres. Es muß möglich sein, die geweckten Geister zu lenken, statt zu brechen, zu führen, statt zu fesseln. Es ist ein erhabenes Loos, der Beherrscher freier Menschen zu sein, an ihrer Spitze zu stehen zu allem Guten, und sie sollen wissen, daß Mannesmuth und Selbstgefühl nicht als Verbrechen verfolgt, sondern geschützt und gepflegt werden. Nicht die Verfinsterung der Geister, sondern die Aufhellung ist unsere Herrscherpflicht und unsere Herrschermacht."

Der Postmeister trat im Gefolge von Männern und Frauen, die alle mit Blumensträußen geschmückt waren, wieder in die Stube und sagte den drei Männern, daß sie ihre Reise fortsetzen könnten, sobald die Pferde gefüttert seien, er lade sie indeß ehrerbietig ein, der feierlichen Handlung beizuwohnen.

Der Kaiser stand auf und sagte freundlich lächelnden Blickes in heiterm Tone: „Vorurtheilsfreier und offenherziger Postmeister! Habt Ihr Lust, auch einen unbekannten Mann Gevatter stehen zu lassen bei Eurem Kinde?"

„Wenn's ein ehrlicher Mann ist, mit Freuden."

„Erscheine ich Euch als ein ehrlicher Mann?"

„Ja, als ein ehrlicher Deutscher. Guttemann!" setzte er gebrochen in fremdartiger Betonung hinzu. „Habe auch deutsch gelernt, wenn auch nicht viel. Alle Menschen sind Brüder!" rief er mit lärmender Begeisterung, als ob er schon von dem Festweine getrunken. „Hier meine Hand, Herr Gevatter! Wenn Madame mit einverstanden. — Madame," rief er, behend nach der Kammerthüre

springend, „kommen Sie heraus, ein vornehmer Mann aus Preußen will Gevatter bei unserm Sohne sein. Voilà Madame.“

Die stattliche Postmeisterin erschien, sie konnte gar nicht aufhören, sich zu verbeugen und wiederholte immer: „Wenn's der hohe Herr will, ich bin's zufrieden.“

„Sind Sie verheirathet?“ fragte sie dann mit zaghaftem Tone.

„Ich war's,“ erwiderte Joseph.

„Haben Sie Kinder?“

„Ich hatte eins.“

Der Postmeister und seine Frau sahen mitleidigen Blickes auf den Fremden, und Eines wartete auf das Andere, nach dem Namen des Gevatters zu fragen.

Die Glocke läutete, der Zug ordnete sich, um zur Kirche zu gehen. Das Kind — es war ein frischer, munterer Knabe — wurde von einer Jungfrau vorauf getragen und hinterdrein ging das Gefolge von Verwandten und Freunden; der Kaiser ging neben der Mutter. In der Kirche vor dem Altare erklärte der Postmeister, daß außer dem anwesenden Schwager noch Benjamin Franklin und der Fremde hier Gevatter stehen wollen.“

„Welcher Religion sind Sie?“ fragte der Geistliche.

„Katholisch,“ erwiderte Joseph.

„Und Ihr Name?“

„Joseph.“

„Joseph? Weiter nichts?“

„Der Zweite.“

„Der Zweite? Sonderbarer Familienname! Und Ihr Stand?“

„Vor Gott gibt es kein Incognito!“ rief Joseph mit strahlendem Angesicht. „Ich bin der römische Kaiser deutscher Nation, Joseph von Oesterreich.“

Vor Schreck hätte die jugendliche Gevatterin fast das Kind fallen lassen, aber Kaiser Joseph nahm es auf den Arm und sein ganzes Wesen erbebte in der Empfindung, hier im fremden Land einen zum Leben erwachten Menschen in den Armen zu halten und ihn weihevoll zu grüßen als einen Sprößling der Menschheit; und als das Kind die Augen aufschlug und seinem Blicke begegnete, da war in dem Herzen des Kaisers einer jener hochgetragenen andäch-

tigen Augenblicke, wo vor dem innern Auge die ganze Erde in Wahrheit als der leuchtende Stern erscheint, der am Firmamente glänzt.

Die Taufe war vollzogen, der Kaiser hielt das Kind noch in den Armen und sprach: „Sei gesegnet mein Kind! Du trägst den Namen eines schlichten Bürgers und den Namen eines Fürsten; werde

gleich stark in der Freiheit und Selbständigkeit als Mensch und im Gehorsam als Bürger eines Staates. Nimm dies zum Andenken."

Er legte ein in Brillanten gefaßtes Medaillon mit seinem Bildniß auf das Kissen.

Draußen standen die Wagen angespannt; der Kaiser entzog sich rasch den überströmenden Dankesbezeigungen, stieg ein und ihm nach schallte es: „Es lebe der Kaiser Joseph!"

So fuhr der Kaiser am 18. April 1777 gen Paris. Zu seiner Linken saß der Feldmarschall-Lieutenant Colloredo, ihm gegenüber der Staatsrath Cobenzl.

Der Kaiser sprach kein Wort und auch seine Begleiter schwiegen.

Eine Gluckhenne, die Enten ausgebrütet hat und sie nun wohlig im fremden Elemente schwimmen sieht, kann nicht verzagter und verdrossener sein, als ein ächter und wahrer Hofcavalier, wenn er zusehen oder gar mithelfen soll, wie sein Fürst, entledigt alles äußern Ranges und Ceremoniels, sich an einer einfach-bürgerlichen Handlung betheiligt. Er muß mitthun, als ob er aus eigner Bewegung sich dazu bestimmte, und ist doch nur gehorsam und steht jeden Augenblick bereit, die von Unkundigen verletzte Würde abzuhalten und den Fürsten zu decken.

Es ist eine schwere Aufgabe, Cavalier eines Fürsten zu sein, der die Laune hat, unversehens nur Mensch sein zu wollen.

Das sprach sich in den Mienen Cobenzls aus, der in sich hinein dachte: „Seltsame Anwandlung! Es ist ein Humanitätsschwindel; und wer am Schwindel leidet, kann sich nicht auf dem Throne erhalten. Man darf sich da oben nicht darum kümmern, wie die Welt da unten durch einander krabbelt. Statt lustig in die Welt hineinzufahren, solch ein Aufhebens von einem jungen Balg an der Straße zu machen! Unbegreiflich!"

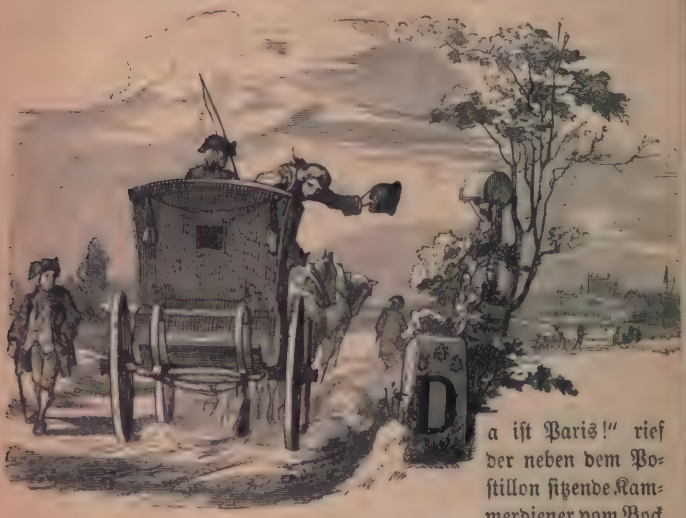
Und Colloredo dachte bei sich: „Es ist ein Unglück, daß unser Kaiser auf jeder Station gern anhalten und eine gute That thun möchte und nicht rücksichtslos seinem Ziele entgegenfährt." Und noch viel Herberes dachten die untergebenen Begleiter. Hätte der Kaiser ihre Gedanken vernommen, er hätte sie verziehen. Er hätte nur die Menschen bedauert, die durch Erziehung und Gewohnheit das schönste Glück des Lebens verloren haben: stets und an allen Orten sich in reiner Liebe ihren Mitmenschen nahe zu wissen.

Der Kaiser aber schaute hinaus in die Landschaft, in seiner Seele klang noch der Orgelton aus jener kleinen Kirche.

Diese Fahrt war ihm geweiht; er hatte auf der Schwelle von Paris seine humane Andacht vollzogen.

Zweites Kapitel.

Eine Begegnung auf der neuen Brücke.



„Da ist Paris!“ rief der neben dem Postillon sitzende Kammerdiener vom Bock der vierspännigen Staatskutsche herab. Der Wagen stand einen Augenblick still, man hörte ein Getose und Gebrause wie von Meereswogen.

Der Kaiser schaute auf.

„Paris,“ sagte er, nachdem er sich niedergesetzt, wie halb für sich murmelnd. „So grüßen wir also die Stadt, dahin alle Weltbürger pilgern. Sie lächeln, Cobenzl? Sagen Sie mir, was denken Sie jetzt? Sie kennen Paris von früher; wie ist Ihnen zu Muthe?“

„Majestät, darf ich ganz offen sprechen?“

„Wer so fragt,“ erwiderte der Kaiser ungeduldig, „will etwas verschweigen und will gerade durch die Erlaubniß, offen sprechen zu dürfen, mit einem falschen Passe durchschlüpfen.“

„Mein gnädigster Herr,“ begann der Hofmann verschmitzt

lächend, indem er die Zurechtweisung dankend wie eine Gnade aufnahm, „mein gnädigster Herr! Ich werde Sünder, sobald ich den berauschenden Athem dieser Stadt einathme. Unser gutes Wien ist auch lebensfroh, aber wie blond blöde und ungeschlacht gegen dieses anmuthig tänzelnde, sprühäugige Paris! Es ist wahr — unsre deutsche Sprache ist leider so grob und geht immer in Holzschuhen — es ist wahr, nennen Sie es immer ein lasterhaftes und verruchtes Leben unter Ludwig XV. und Madame Pompadour; ja es war höchst sündhaftes und leichtfertiges Leben, aber heiter, unterhaltend und genußreich. Man ließ sich durch keinerlei moralische Schulmeisterei die Lebensluft verkümmern, und — ich gestehe — ich hoffe auch jetzt wieder mit heiteren Erinnerungen heimzukehren. Es thut mir leid, daß Ew. Majestät hoher Edelsinn und bescheidene Einfachheit den fürstlichen Glanz verschmäht. Es wäre doch schön, wenn uns hier die Garden und Staatscarrossen einholten, worauf Seine Majestät der König und Ihre erlauchte Schwester, die Königin Marie Antoinette, und dazu Glockengeläute, donnernde Kanonen; und das Volk hätte die Freude, sich auszuschreien, und da diese Franzosen von unserm heiligen deutschen Reiche nichts wissen und sich einer besondern Unkenntniß in der Geographie befleißigen, hieße es: Vive l'empereur d'Autriche!“

„Ich glaube Ihnen jetzt, daß Sie Alles gesagt, Cobenzl, aber ich mag diesen Prunk nicht. Unter Glockengeläute und Kanonendonner und all dem Gepränge hört man die innere Stimme der Menschenseelen nicht. Ich möchte wissen, was in diesem Volke vorgeht. Ich will die kühnen und großen Geister kennen lernen, die die Welt mehr bewegen als alle Diplomaten und Kriegsheere, und deren Stimmen mächtiger ertönen als Glockengeläute und Kanonendonner. Ich hoffe auch bereichert an Erinnerungen heimzukehren, aber bereichert an Erkenntniß und Einsicht, wie ich mein Volk beglücken kann.“

„Der Geist ist gewiß ein edler Alliirter,“ nahm Colloredo das Wort. „Wenn nur Ew. Majestät Ihren Schwager, den liebenswürdigen König von Frankreich, zu unserm wahren Alliirten machen, und Ihre Majestät die Königin, die die Herzen dieses launischen Volkes bezaubert hat —“

„Woher wissen Sie das?“ unterbrach der Kaiser scharf. „Meine Schwester ist nur zu leicht in den französischen Ton eingegangen. Man hat ihr ja diesen leichtfertigen Abbé Vermond zu uns nach Wien geschickt, um sie von Kind an zur Dauphine von Frankreich herzurichten.“

Der Kaiser sah still vor sich nieder. Der tiefe Schmerz, der sein ganzes Leben erfüllte, drängte sich ihm auf die Lippen zur Aussprache, aber er hielt ihn zurück.

Immer aufs Neue fühlte er, daß er allein ist, allein, wie jeder Genius. Alles, was ihm begegnete und was er vernahm, erweckte ihn zu Betrachtungen und Ausblicken, die Niemand mit ihm theilte, und doch wollte er aus der Tiefe seines Herzens die Welt beglücken.

Als der Kaiser wieder aufschaute, lag in seinem schönen jugendlichen Gesicht ein Schmerzenszug, und in seinen hellen Augen schwamm jener feuchte Glanz, der von tiefer innerer Bewegung Zeugniß gibt.

Der Postillon blies lustig in den hellen Tag hinein. Die zu Wagen oder zu Fuß aus der Stadt kamen, die mit einer Last oder ledig einhergingen, Alle sahen heiter aus, als ob hier ewig Sonntag wäre. Die Franzosen, von denen sich Jeder in Gang und Bewegung so hält, als ob etwas ganz Besonderes in ihm vorgehe und ihn mousiren mache, grüßten den fremden von Metz herkommenden Wagen mit seinen Insassen freundlich lächelnd, als wollte Jeder sagen: „Ich bin ein Vertreter des liebenswürdigsten Volkes der Erde! Komm nur, du reicher vornehmer Mann aus der ungehobelten Welt da draußen; du hast zu viel Geld, zu viel Jugendkraft, du willst dir bei uns den feinen Schliff holen; du wirst gut bedient werden ...“ So sprach jedes Augenwinken, jedes leichte Grüßen mit der Hand.

Kaiser Joseph war absichtlich einen Tag früher nach Paris gekommen, als er angekündigt hatte, um jede Empfangsfeierlichkeit zu vermeiden und ruhig seine Wohnung in einem einfachen Gasthause in Paris zu nehmen. Bei seiner Schwester in Versailles mußte er dann, wie die französische Hofsitte erheischte, in großem Aufzuge erscheinen.

Man fuhr geraden Wegs nach der Wohnung des österreichischen Gesandten, Grafen Mercy. Dieser war krank, und der außerordent-

liche Gesandte am englischen Hofe, Graf Beglioſoſo, übernahm es, der Führer Josephs in Paris zu sein.

Der Tag war hell, Joseph kannte keine Ermüdung und machte sich mit seinem Begleiter bald auf, um zu Fuß durch die Straßen von Paris zu wandern.

„Was wünschen Ew. Majestät zuerst zu sehen?"

„Führen Sie mich zum Standbilde Heinrichs IV."

Der Gesandte stand einen Augenblick verdutzt, dann aber sich schnell fassend, sagte er mit einem gewissen Ausdruck ächter Wärme: „Es bleibt das Vorrecht erhabener Geister, das einzig Naturgemäße zu treffen. Aus dem Gewühl vergangenen und gegenwärtigen Lebens, was konnte Joseph zuerst herausgreifen? Jetzt sehe ich erst, es kann nicht anders sein, er wallfahrtet zu seinem Heiligen, den keine Kirche, aber der ewige Geist der Tugend und Menschenliebe heilig spricht."

„Wir haben mindestens dieselben Feinde," entgegnete Joseph, „sie zielen noch heute wie damals nach jedem Herzen, das frei und gut sein will und jede pfäffische Herrschsucht haßt. Die Jesuiten, die den Mordstahl Ravaillacs Heinrich IV. ins Herz stießen, sie sind freilich jetzt, nach 160 Jahren, aufgelöst, und sie sollen, so weit meine Macht reicht, so lange ich lebe, nicht mehr aufkommen, wenn ich auch weiß, daß ihre unsichtbaren Dolche stets nach mir gezückt sind."

Auf der neuen Brücke vor dem Standbilde Heinrichs IV. zog Joseph den Hut ab und schaute lange empor. Vor seiner Erinnerung ging das Leben Heinrichs IV. vorüber, wie er den schweren Kampf auf sich nahm, das zerrüttete und gespaltene Frankreich zu heilen und zu einen, wie er sich selbst bezwang, den katholischen Glauben anzunehmen, aber immer dem Grundsatze treu blieb, daß Niemand um seines Glaubens willen in seinen Menschen- und Bürgerrechten beeinträchtigt werden dürfe, und wie er endlich als Märtyrer seines hohen und reinen Sinnes fiel.

„Wie viel," sagte dann der Kaiser laut, „wie viel wird den Fürsten während ihres Lebens ins Gesicht hinein gelogen und wie oft wird ihnen auf den Denkmälern noch nachgelogen! Dieser hier verdient, was die Inschrift sagt: Vater seines Volkes! Nach einem solchen Beinamen geize ich; es gibt keinen schöneren."

Erst nach geraumer Zeit fügte Begliojoso hinzu: „Und wie ein ächter Vater wollte Heinrich sein Volk gut nähren. Sonntags ein Huhn im Topfe eines jeden Bauern; nicht eher wollte er rasten, bis er das erreicht."

„Ja," stimmte Joseph bei, „die Menschen zu Wohlstand, zu behaglicher Lebensfreude zu führen, das ist die nothwendige Grundlage, sie zu Gedankenfreiheit und edler Gesittung zu befähigen."

Während die Beiden noch am Standbild Heinrichs IV. verweilten, kam ein stattlicher Mann von der entgegengesetzten Seite heran. Schon aus der Ferne sah man, wie Alles ihn grüßte, und doch trug er kein äußeres Zeichen der Würde. Er führte einen schönen schlanken blondlockigen Knaben von etwa vierzehn Jahren an der Hand, und der Knabe war wie das jugendliche Abbild des Alten, so daß dieser in doppelter Gestalt erschien. Als er näher kam, grüßte auch Begliojoso. Der Mann trug einen schlichten braunen Rock, der fast bis an die Füße hinabreichte, wo große unförmliche Schnallen die groben Schuhe zusammenhielten. Er lüpfte ebenfalls seinen schwarzen breitkrämpigen Quäkerhut, und ein edles Antlitz, von langen, silberweißen, ungekräuselten und ungepuderten Locken umrahmt, dankte mild und bescheiden.

„Wer ist der Mann?" fragte Joseph.

„Er kommt von ganz entgegengesetzter Seite, wie Ew. Majestät. Er hat von der untersten Stufe, aus Armuth und Noth, die höchsten Ehrenstufen erstiegen, und Ew. Majestät steigen von den höchsten Stufen hinab zu den niedrigsten und erlauschen dort Alles, was sie bewegt —"

„Wer ist der Mann?" fragte Joseph drängend.

„Der Doktor Franklin, geheimer Geschäftsträger der eben in Aufruhr begriffenen englischen Colonien in Amerika."

„Benjamin Franklin?"

„Allerdings, Majestät."

Den Kaiser berührte es seltsam, jetzt auf seinem ersten Gange in Paris dem Manne persönlich zu begegnen, mit dem er heute gemeinsam ins Kirchenbuch eingetragen wurde. „Der Mann scheint in Frankreich sehr beliebt. Was halten Sie von dem Manne?"

„Es ist ein Mann, der alle Traditionen der Diplomatie zu

Schanden macht, und er führt eine neue Macht, die sogenannte öffentliche Meinung, in die Staatsverhandlungen ein. Ich habe schon mancherlei vorüberrauschende Begeisterung erlebt, aber eine so hochgehende und dabei so nachhaltige, eine in den höchsten Zirkeln und in der niedrigsten Schenke gleich mächtige, wie die abgöttische Verehrung dieses Mannes, ist mir noch nie vorgekommen. Noch ist Franklin am Hofe in Versailles nicht als Gesandter anerkannt, um so mehr aber ist er bei der französischen Nation accreditirt, und Franklin ist ein Haupthinderniß unserer Plane."

„Wie das?"

„Seine Absichten stehen den unsrigen schnurstracks entgegen. Der Hof von Versailles glaubt noch wählen zu dürfen, aber er ist bereits gezwungen, nach dem ersten siegreichen Treffen der Empörer — oder, wie man sie hier nennt, Insurgenten — ein offenes Bündniß mit Amerika zu schließen. Da kann keine Rede mehr davon sein, eine aufrichtige Allianz für unsere Operationen in Bayern und den Donauländern zu gewinnen. Diesem Franklin kommen günstige Umstände zu Hülfe. Frankreich will Rache nehmen, zumal an England, wegen der Demüthigung, die es durch den letzten Friedensschluß erfahren. Die sogenannten allgemeinen Menschenrechte, die bisher nur von den Schriftstellern verkündigt wurden, sind zum Erstenmal von den Insurgenten als Gesetz verkündigt, und Franklin hat ihnen mit Adams und Jefferson die Fassung des Congreßbeschlusses gegeben. Dies verleiht ihm hier eine besondere Glorie. Was Edelsinn und väterliche Liebe der Fürsten ihren Völkern zu geben und zuzumessen hat, wird nun als Recht gefordert, und die Verblendung hier will nicht erkennen, daß für jeden Brausekopf, den man los zu sein glaubt, indem man ihn nach Amerika schickt, tausend und tausend neue hier zu eigner Gefahr erstehen. Es schmeichelt dem französischen Volke, einem andern eine Republik gründen zu helfen. Aber welche Schule wird das für Frankreich selbst sein! In Versailles will man das leider nicht einsehen und denkt nur an die Demüthigung Englands. Majestät müssen sich darauf gefaßt halten, daß jetzt hier von nichts Anderem die Rede ist, als von der amerikanischen Republik. Man spielt hier bei Hofe noch ein verdecktes falsches Spiel. Eben vor einigen Tagen hat ein junger Feuergeist aus einem der ange-

sehensten Geschlechter, der Marquis von Lafayette, der die schöne Tochter des Grafen von Ayen geheirathet hat, ein Mann aus den ersten Kreisen, noch nicht zwanzig Jahre alt, Frau und Kind verlassen, aus eigenen Mitteln eine Fregatte ausgerüstet, und sich auf derselben mit vielen Officieren, Soldaten, Waffen und anderen Vorräthen von Bordeaux nach Amerika eingeschifft. Man hat ihn in Bordeaux als Deserteur verhaftet und wieder entschlüpfen lassen, man hat ihm auf Englands Drängen zwei Kriegsschiffe nachgeschickt; das Volk weiß aber recht gut, daß das eitel Comödienspiel war, und das lieben die Franzosen, sie gefallen sich darin, mit sich und mit Anderen zu spielen."

„Denken Sie so schlimm von den Franzosen?"

„Keineswegs, es ist ein liebenswürdiges, begeisterungsfähiges Volk; mit lärmender Grazie Anderen beistehen, das gefällt ihnen am meisten, und so ist es jetzt dieser Zug nach Amerika —"

„Die ganze amerikanische Affaire," sagte Joseph fast mißmuthig, „zieht mich wenig an. Es ist mein Beruf, Royalist zu sein. Ich trete diesem Doktor Franklin nicht in den Weg. Ich will sehen, was ich und unsere Sache vermag, ja ich wünsche den Mann einmal zu sprechen."

„Majestät dürfen nur befehlen. Aber ich muß hinzusetzen, es wird großes Aufsehen erregen. Ich selber habe ihn oftmals gesprochen, und ich muß sagen, diese wahre oder falsche edle Einfalt und stille Größe ist in jedem Falle bewunderungswürdig. Man betrachtet ihn hier, wo er in eine Gesellschaft tritt, wie einen Propheten aus der biblischen Zeit, oder, da man diese Vergleiche nicht liebt und sich nur in heidnisch-klassischen gefällt, nennt man ihn einen Solon, einen Plato, einen Aristides, einen Republikaner aus den Tagen des Cato und Fabius. Bei aller rauschenden Verehrung, die man ihm zollt, bewahrt Franklin seine Gelassenheit und verfolgt sein Ziel mit Ausdauer und Beharrlichkeit. Er drängt sich nirgends herzu und ist doch überall erwünscht; er hat jenes eigenthümlich vornehme Wesen, das hauptsächlich darin besteht, die Menschen entbehren zu können und sich selbst genug zu sein, und auch gegen diejenigen, deren er zu seinen Zwecken bedarf, weiß er sich so zu verhalten, daß sie ihn umwerben und ihm Dank sagen müssen —"

„Veranstalten Sie es," brach Joseph ab, „daß ich diesen Mann einmal gelegentlich spreche. Wohin wollen Sie mich nun führen?"

„Wollen Ew. Majestät nicht die Kathedrale in Augenschein nehmen?"

„Nein," sagte Joseph in kurzem Tone. „Nennen Sie mich aber nicht mehr Majestät, ich heiße Graf Falkenstein. Fahren wir nach dem Hotel Dieu."

„Das große Krankenhaus ist erst vor Kurzem abgebrannt."

„So will ich sehen, wie man jetzt die Kranken unterbringt."

Joseph fuhr in einem Miethwagen mit seinem Begleiter nach dem Krankenhause. Unterwegs sagte Begliojoso, der Kaiser müsse sich darauf gefaßt halten, daß jede seiner Thaten, ja jedes seiner Worte sofort in das Ministerium, an den Hof in Versailles und auch an andere Höfe berichtet werde; es seien überall Spione.

„Auch in den Krankenhäusern?" fragte Joseph.

„Dort besonders, und dort halten sie die ergiebigste Ernte. In Schmerzen und einsamen Nächten sprechen sich die Menschen am freiesten aus. Nicht nur die Krankenwärter dienen als Spione, es werden auch Einzelne hingeschickt, die sich krank stellen müssen, um das Leben und Treiben der Anderen auszukundschaften."

Joseph lächelte bitter im Gedanken, wie doch die Tyrannei, weil sie sich selber unsicher weiß, alles Leben unsicher macht; und dabei wußte Joseph, daß der König selbst von Spionen umgeben war.

Welch ein tolles Fastnachtsspiel ist diese Welt!

Im Krankenhause ließ sich Joseph nicht abhalten, sämmtliche Säle zu besuchen. Es empörte sein Herz, als er sah, wie oft mehrere Kranke in Ein Bett gelegt waren; hier herrschte Dürftigkeit und Schmutz, während der Hof in verschwenderischen Festlichkeiten prunkte. Der Kaiser konnte sich nicht enthalten, laut und offen auszusprechen: „dies Haus ist keine Wohlthat," und hinterließ eine namhafte Summe zur Anschaffung von Betten.

Noch am selben Tage ging die Kunde von dem, was Joseph gethan und gesprochen, von Mund zu Mund durch ganz Paris, sie ging aber auch alsbald nach Versailles und weit in die Welt hinaus an alle Höfe.

Drittes Kapitel.

Ein Zögling Friedrichs des Großen.

Sonnevoll war der Mai des Jahres 1777 über die Erde gekommen. Alles prangte in blühender Lust. Nicht minder herrlich aber war damals der Frühling in den Gemüthern der Menschen aufgegangen, die zu Freiheit und Glückseligkeit sich erheben wollten. Noch war Alles so rein, so zukunftsvoll, wie der Frühling auf der Erde, und die Brust aller Menschen schwellte frohmuthiges Entzücken. Alle Welt empfand, daß ein neuer Frühling auch im Geiste angebrochen war, und Niemand konnte ahnen, welche Gewitter und Stürme im Sommer dahinbrausen, und wie wenig reife Frucht im Herbst eingeheimst wird.

In dem nahe bei Paris gelegenen Dörfchen Passy trat ein Mann aus einem Hause, das rings von einem Garten umgeben war, in den frischen Maimorgen hinein, es war Benjamin Franklin. Der Friede, der über der Erde ruhte, schien sich in seinem ganzen Wesen auszusprechen, und doch lebte er hier als Sendbote seines in schwerem Kriege ringenden Vaterlandes.

Aus dem Getümmel der Stadt, aus den Huldigungen, Anmuthungen und Aufregungen der großen Welt zog sich Franklin

immer wieder in die friedsame Stille zurück. Wenn er dann aus ihr in die Gesellschaft trat, so ahnten und empfanden die Menschen, die in Unruhe, Selbstbetäubung und Widerstreit sich erhitzten, daß hier ein Mann von der klaren Höhe reinen Denkens zu ihnen herniedergestiegen war, dessen erhabene Ruhe Alle erquickte, und die Bewunderung, die man ihm zollte, ward zu Ehrfurcht und Erhebung.

In einem langen wechselvollen Leben hatte Franklin die schwere Kunst der Selbstführung und Selbstverwaltung geübt; er hatte stets Alles, was sein Herz und seinen Geist bewegte, in klarer strenger Rechenschaft abgewogen und was das Schicksal ihm brachte, ruhig und ernst in Erwägung gezogen und seine Maßnahmen nach den Regeln der Vernunft bemessen. So war er der Weise geworden, der, mitten in eine stürmische Wendung der Weltgeschichte gestellt, in unerschütterlichem Gleichmuthe stand, die Leidenschaften der Menschen mit sanftem Bedacht lenkte und jeder List mit kluger Umsicht begegnete. Die Verkehrtheiten des Weltlebens überraschten ihn nicht und raubten ihm nicht seine Fassung, ja selbst die ungeahnten Mächte, in der Natur wie im Menschengeist, wußte er zu bannen. Er hatte den Blitzableiter erfunden, der den zündenden Strahl aus der Gewitterwolke zur Unschädlichkeit zwingt, und jetzt in Frankreich ballten sich dunkle, unheilvoll grollende Wolken über dem Staate, Franklin wußte den aus ihm züngelnden Blitz zum Heile seines Vaterlandes zu lenken.

„Ich habe einen Glücksfund für unsere gute Sache," rief ein Mann, rasch in den Garten eintretend.

Franklin reichte ihm zum herzlichen Willkommen die Hand entgegen.

„Und Sie fragen nicht einmal?" rief der Mann, der äußerst zierlich gekleidet war und in seinem ganzen Wesen, wie im Ausdrucke seines Gesichts, eine unruhige Bewegung zeigte.

„Ich will Sie ruhig ausathmen lassen," erwiderte Franklin.

Der lebhafte Franzose legte die feine Hand auf die Schulter Franklins und sah ihn zutraulich lächelnd an. Es war der Dichter Beaumarchais, der eben in der Blüthe seines Ruhmes stand als Dichter des Figaro. Aber der Dichterruhm genügte ihm nicht. Mit großem Eifer vermittelte er die geheime Unterstützung an Geld und Kriegsmaterial und sendete auch aus eigenem Antriebe und auf eigene

Gefahr Schiffe mit Kriegsbedürfnissen unter dem Namen eines spanischen Kaufmanns nach Amerika. Nach geraumer Weile rief Beaumarchais: „Sie sind ein Diplomat höchsten Ranges."

„Wenn ich vielleicht Etwas habe, was mich zum Diplomaten tauglich macht," entgegnete Franklin, „so habe ich dies keinesfalls durch meine hohe Geburt. Ich bin ein alter Mann, und da hat mich Erfahrung gelehrt, daß die Klugheit wohl eine Tugend ist, nicht minder als die Güte; sie gehören zusammen wie die beiden Augen, wie die beiden Hände."

„Und von Ihrer Besonnenheit und Ruhe wissen Sie nichts?"

„Ich besitze vielleicht etwas von der Eigenschaft, die zum Menschenwohl nicht ganz entbehrlich ist, und das ist — Geduld. Ich kann warten, und so weit meine geringe Einsicht reicht, scheint mir das die Hauptkunst der Diplomatie. Ich habe sie mein Leben lang geübt, ohne daran zu denken, daß ich je in so großen Ereignissen davon-Gebrauch machen solle. Ich bin jetzt — was ich noch nie in meinem Leben war — abhängig von dem, was Andere thun, habe immer auf fremde Nachricht zu warten, kann in der nächsten Stunde einen mitleidswerthen Abenteurer oder einen Mann von Bedeutung vorstellen; ich weiß es nicht. Mein edler Freund und Freund meines Vaterlandes! Ich bedarf der ruhigen Haltung in mir. Wer sich ganz an eine äußere Thatsache anlehnt — ja selbst an eine so erhabene und mächtige wie die edle Begeisterung des französischen Volkes — wer den Schwerpunkt seines Bestandes aus sich heraus auf eine äußere Stütze verlegt, der fällt um, wenn die äußere Stütze weicht."

Der hastige Franzose wurde durch die Gelassenheit des Greises ebenfalls ruhiger und berichtete, daß ein deutscher General, ein Flügeladjutant König Friedrichs von Preußen, „ein Baron", wie er mit schelmischem Nachdruck hinzusetzte — denn er wußte, daß dies bei den Amerikanern trotz ihrer republikanischen Gleichheit doch einen bedeutsamen Eindruck macht — ein Baron aus einem der ersten Geschlechter bereit sei, in die amerikanische Armee einzutreten. „Alle Nationen," rief er, „müssen den Kampf mitkämpfen, in dem jetzt die dreizehn Staaten nicht für sich allein, sondern für die Menschheit stehen. Frankreich hat vorerst seinen Lafayette geschickt, Polen seinen Kosciusko, und Deutschland sendet nun seinen General Steuben.

Ich kann Ihnen auch vertraulich mittheilen, daß unsere Minister bereits mit dem General unterhandeln. St. Germain ist ein alter Freund und Bewunderer des Barons und Vergennes hält ihn hoch. Der General, der den Dienst bei Friedrich von Preußen freiwillig aufgegeben und seitdem an kleinen deutschen Höfen gedient hat, ist zufällig auf einer Reise nach England hier. St. Germain ist sein alter Freund, der General läßt sich bei ihm melden, und als er zu ihm ins Kabinet tritt, sieht er ihn über eine große Karte gebückt. ‚Was ist das?' fragt der General. ‚Ihr künftiges Schlachtfeld, Herr Baron,' antwortet St. Germain und gibt ihm die Karte der Vereinigten Staaten. Der General wohnt nun sogar im Schlosse zu Versailles, allerdings verborgen gehalten. Mit diesem Manne wird der amerikanische Freiheitskampf eine unberechenbare neue Macht gewinnen. Ein Mann voll Edelsinn und bewährter Tapferkeit, ein Kriegsheld aus der spartanischen Schule Friedrichs von Preußen, der die Hindernisse und Schwierigkeiten nur kennt, um sie zu besiegen — o Freund, und Sie jubeln nicht mit mir und eilen nicht, den Mann im Namen Ihres Vaterlandes zu begrüßen?"

„Ich theile Ihre Freude und danke Ihnen," erwiderte Franklin bedächtig. „Vorerst bedarf es indeß keiner Eile, denn der General ist ja, wie Sie sagen, in der Mansarde des Schlosses zu Versailles in sicherer Obhut. Mein Freund!" fuhr er wärmer fort: „Ich bewundere wiederum die feine Staatskunst der Minister Seiner Majestät. Man schickt uns einen tapfern deutschen General, aber einen deutschen, durch den man sich nicht bloßstellt, wenn er von den Engländern auf der See gefangen wird."

„Das mag sein, aber das hindert Sie nicht, den Mann offen zu empfangen."

„Das hindert mich allerdings; ich darf mir nicht erlauben, mehr thun zu wollen als die Minister Seiner Majestät. Ich weiß, sie sind im Herzen, wie das ganze französische Volk, so warm für unsere Sache als ich, als wir Alle —"

„Mögen die Minister ihre Absichten haben," rief Beaumarchais, sich hin und her wiegend, „wir kennen die unseren; der Welt soll einmal gezeigt werden, daß es in Wahrheit eine Republik auf Erden geben kann."

Franklin nickte beistimmend, und da er sich nie von seinem Ziele ablenken ließ, fuhr er gelassen fort: „Da nun mein bescheidenes Haus keine Mansarde hat, werde ich darauf verzichten müssen, der Gastfreund des Generals zu sein."

„Sie wollen diesen Mann abweisen?"

„Keineswegs. Ich wiederhole Ihnen nur, was ich schon oft gesagt: ich bin nicht beauftragt, Soldaten für mein Vaterland zu werben. Sie wissen, welche unzählige Abenteurer mich belästigen, die alle an die Häupter meines Vaterlandes empfohlen sein wollen, und Jeder glaubt ein Besonderes zur Entscheidung unserer Angelegenheiten beitragen zu können und Jeder will nebenbei auch sein eigenes Glück machen. Ich bin weit entfernt, Ihren deutschen General in die Reihe dieser Abenteurer zu stellen. Ihre Empfehlung, wie die des Ministers Seiner Majestät gibt ihm eine hohe Auszeichnung. Aber sobald ich mich auf offene Werbung einlasse, oder auf geheime — denn was ist hier geheim? Ich fühle mich nur deßhalb ruhig, weil ich nichts zu verbergen habe — von dem Momente an, wo ich den General in Dienst nehme, indem ich ihn werbe, setze ich unsere Freunde, die Minister und das hochherzige französische Volk der Gefahr aus, mir, gewiß mit schwerem Herzen, meine bescheidene Stellung kündigen zu müssen."

„Sie müssen sich schnell entscheiden und rasch handeln, wenn nicht Ihr Mitgesandter Deanes die Sache bereits entschlossener angegriffen hat," drängte Beaumarchais; „suchen Sie irgend einen Weg; denn Ihr Gegner oder Mitbewerber will, wie ich höre, den General auch an sich ziehen."

„Mein Gegner? Ich wünschte, ich hätte nur Einen; ich habe deren Legion."

„Aber dieser Gegner ist selbst eine Legion. Es ist ein anziehendes Schauspiel, zu beobachten, wie sich die Gunst der Gesellschaft und auch die Volksgunst zwischen Ihnen und dem Kaiser Joseph zu theilen sucht. Er ist, wie Sie, ein Freund der Philosophie und des freien Geistes, ein schlichter, wohlthätiger, offenherziger Mann. Es könnte uns nichts Schlimmeres geschehen, als wenn diese Allianz mit Oesterreich zur Wahrheit würde. Dieser menschenfreundliche Kaiser mag eine Zeitlang der Abgott des Volkes sein — man erzählt sich viele

edle Thaten und seine Worte von ihm, man huldigt ihm, auch um die Erbärmlichkeit unseres Hofes damit zu höhnen — aber die Allianz mit Oesterreich bleibt abgestanden und welk und wäre nur eine Verbindung von Hof zu Hof. Damit ist's vorbei. Aus der Erhebung Amerika's leuchtet Jugendmuth und Freiheit. Sie siegen über einen Kaiser!"

„Nicht ich! Daß Frankreich und Amerika Ein Herz und Eine Seele sind, das siegt. Ich liebe diesen Kaiser, er muß ein starkes, reines Herz haben, da er es dahin bringen konnte, aus einem Fürsten ein schlichter, freier, für jede Belehrung offener Mensch zu werden; solche Erhebung muß für einen Fürsten unsäglich schwer sein. Ich trete ihm nicht in den Weg."

„Aber wir, die Freunde der Freiheit und des Vaterlandes, treten ihm entgegen. Es ist am Hofe dafür gesorgt, daß die mit fabelhafter Naivetät kundgegebene Menschenfreundlichkeit des Kaisers ihm das Herz des Königs abwendig macht."

„Es ist nicht gut, die Tugend zu mißbrauchen," wehrte Franklin ab.

„Wir thun es nicht, der Kaiser thut es nur selber. Kann es unser König gleichgiltig ansehen, daß ihm ein fremder Fürst zeigt, wie man leutselig, einfach und ein Freund der Philosophie sein muß? Der Kaiser thut Alles, ich erkenne das wohl, in guter Absicht, aber Seine Majestät, Ludwig XVI., muß dadurch gekränkt sein; denn wer heimlich mit sich selbst unzufrieden ist, sieht in jeder Tüchtigkeit des Andern einen Vorwurf oder gar eine absichtliche Herausforderung und Beleidigung."

„Sie sind ein Dichter," schaltete Franklin ein, „und es mag in der Art des Dichters liegen, sich am Spiel und Gegenspiel der Menschen zu ergötzen."

Eben als Beaumarchais erzählte, daß man davon spreche, Kaiser Joseph wolle Franklin besuchen, wurde das Gespräch unterbrochen; denn der Mitgesandte Franklins, Silas Deanes, kam in den Garten. In seinem Geleite war General Steuben. Er war ein Mann hoch in den vierziger Jahren, eine stattliche, markige Gestalt von gewinnendem und achtunggebietendem Ansehen. Beaumarchais stellte ihn vor. Franklin benahm sich mit großer Zurückhaltung und erklärte

wiederholt und bestimmt, daß er nicht beauftragt sei, einen wenn auch noch so schätzbaren Kriegsmann anzuwerben.

„Ich trete als Freiwilliger ein," erwiderte Steuben, „ich stelle keine Bedingungen. Ich verlange weder Gelder noch Titel. Ich will einem Volke dienen, das einen so edlen Kampf für seine Rechte und Freiheit kämpft. Zweiundzwanzig Dienstjahre in der Schule des Königs von Preußen scheinen mir den Anspruch auf den Namen eines erfahrenen Officiers zu verdienen; und wenn ich einige Talente in der Kriegskunst besitze, so werden sie mir um so werther sein, als ich sie im Dienste einer solchen Republik verwenden kann, wie ich die Vereinigten Staaten noch zu sehen hoffe. Ich möchte gern mit meinem Blute die Ehre erkaufen, daß mein Name eines Tages unter den Vertheidigern Ihrer Freiheit genannt werde."

Ueber Franklins Gesicht zuckte es kaum merklich. Der Mann der tiefsten Welt- und Menschenkenntniß stand hier doch vor einem Räthsel. Er kannte die Engländer, die Franzosen, die Spanier; das deutsche Wesen war ihm fremd. Diese Vereinigung von flammender Begeisterung mit nüchterner Besonnenheit, diese Gedrungenheit der Kraft, die nicht vor Allem nach Schlachtenruhm begehrte, sondern in der mühevollen und glanzlosen innern Gestaltung sich bethätigen wollte, diese geschlossene Hingebung an den Augenblick und dabei das Hinwegschauen über das eigene Selbst in die Zukunft der Geschichte, wo nur noch der Name klingt — das war deutsch und fremd.

Dazu kam, daß Franklin eben jetzt mit einer tiefen Bitterkeit an Alles, was deutsch hieß, denken mußte. Es war ihm nicht möglich, dem deutschen Manne anders als mit kühler Freundlichkeit zu begegnen. Deanes merkte das letzte und sagte:

„Es ist eine Freude, daß ein deutscher General uns zu Hülfe kommt. Die Schmach — an der freilich das deutsche Volk unschuldig ist — die himmelschreiende Tyrannei, daß die gütigen Landesväter von Braunschweig und Hessen-Kassel, Anspach und Waldeck 20,000 ihrer Landeskinder an die Engländer verkauft haben, um gegen uns zu kämpfen — Sie, edler Baron, widersprechen durch Ihre That im Namen Ihrer Volksehre."

„Ich kann leider nicht im Namen meines Volkes sprechen," erwiderte Steuben, „ich gebe mich allein als ein einzelner, freier und

selbständiger Mann, mehr bin ich nicht, und will abwarten, wie ich mich bethätigen kann."

„Haben Sie gehört," rief Beaumarchais zu Franklin gewendet, „was König Friedrich von Preußen erwiderte, als man ihn fragte, wie man sich gegen die verkauften Soldaten zu benehmen habe, die durch preußisches Gebiet marschiren? Er gab einfach den Bescheid: man nehme den Viehzoll von ihnen, denn ihre Fürsten betrachten sie ja als Vieh, das man verkauft."

„Da lesen Sie in der holländischen Zeitung," entgegnete Franklin, ein Blatt darreichend. „Der Landesvater von Hessen-Kassel hat für seine verkauften Hanauer einen besonders guten Preis bekommen. Der Fürst von Anspach mußte die verkauften Soldaten, die nicht abziehen wollten, entwaffnen, fesseln und durch seine Garden nach dem Meere treiben lassen; er selbst lieferte die Waare aufs Schiff, aber in jeder holländischen Stadt, durch welche er kam, wurde er laut mit Schimpfworten verfolgt."

Eine dunkle Röthe überdeckte das Antlitz Steubens, da er so die Schmach seines Vaterlandes hören mußte. Er legte die Hand aufs Herz, in welchem Jammer und Zorn entbrannten, und doch konnte er nichts erwidern.

„Da Sie als Freiwilliger eintreten," wendete sich Franklin an Steuben, „so will ich Ihnen einen Brief an General Washington geben, und so reiche ich Ihnen die Hand und heiße Sie im Namen meines Vaterlandes willkommen."

„Die Republik wird sich Ihnen dankbar erweisen," fügte Deanes hinzu.

„Wenn ich ohne alle Bedingungen als Freiwilliger eintrete, ohne Anspruch auf Rang bei meinem Eintritte und ohne alle Erwartung eines Entgeltes nach beendigtem Kriege," nahm Steuben das Wort, und seine markige Gestalt wurde größer und seine Stimme gewaltiger, „so sage ich Ihnen, ich verlasse mich weder auf die halben Zusicherungen des französischen Ministers, noch baue ich auf republikanische Dankbarkeit. Die Republik hat vielleicht darum die Tugend der Dankbarkeit nicht, weil sie kein geschichtliches Verdienst anerkennen will und den immer sich erneuenden freien Spielraum der Kräfte offen halten muß. Ich weiß das Alles und bin doch bereit. Frank-

reich sendet Lafayette, Polen Kosczinsko, mich sendet Niemand, ich folge meinem eigenen Rufe. Mein Vaterland ist leider nicht so einig

wie Frankreich, aber auch gottlob nicht so zerrissen und niedergeworfen wie Polen. Der Fluch gegen unsre fürstlichen Menschenverkäufer spricht sich offen aus. Aber ich hoffe Amerika etwas zu leisten aus der Schule meines Meisters Friedrich von Preußen: Zucht und Ordnung, Gehorsam, gute Verpflegung, Schonung, wo es Ruhe gilt, und muthigen Einsatz, wo die Gefahr ruft und der Sieg. Ich höre, daß die Formation keine feste, daß die Anwerbungen auf kurze Zeit beständige Auflösung mit sich führen. Hier ist meine Aufgabe. Siege werden nur erfochten, Niederlagen nur muthig abgewehrt, wo ein straffes Band zusammenhält. Niemand kann bestimmen, zu welcher Ernte der Thaten ihn das Schlachtenglück führt, aber die stille, unermüdlich emsige Pflege der festen Heeresordnung, die liegt in unserer Hand."

Die beiden Amerikaner und der Franzose sahen staunend auf den Mann, aus dessen Worten sich Etwas heraushörte, wie der schmetternde, niederwerfende Ton Friedrichs II.

Der Enkel Franklins kam mit einem Läufer, der aus der Stadt einen Brief brachte. Franklin las denselben und reichte ihn Deanes, der ihn mit Beaumarchais gemeinsam las. Der Brief war von dem Gesandten des Großherzogs von Toskana und lautete:

Herrn Doktor Franklin!

Abbé Niccoli bittet Herrn Franklin, ihm die Ehre zu erzeigen und Mittwoch am 28. d. M. um neun Uhr zum Frühstück zu kommen; er soll eine gute Tasse Chocolade vorfinden.

Mit Achtung

Klein-Luxembourg, den 26. Mai 1777.

„Da ist nun endlich die Unterredung!" rief Beaumarchais. „Sie werden Kaiser Joseph bei Abbé Niccoli treffen, und unser früherer Minister Turgot wird auch dabei sein, um alle Mißdeutungen aus dieser Zusammenkunft zu vermeiden. Er hat mir das selbst mitgetheilt. Ich weiß, daß Kaiser Joseph am 31. abreist; er will Sie noch vertraulich sprechen, aber es soll sich keine Folge daran knüpfen. Ich glaube, er gehört auch zu Jenen, die einen Apostel, wenn er heute erschiene, in einer Zwischenstunde, zwischen Frisiren und Theaterbesuch, empfangen wollen."

Franklin wurde nachdenklich, und Beaumarchais sagte halblaut zu Deanes, aber so, daß es Steuben hören konnte: diese Zusammenkunft müsse zu einer öffentlichen Kundgebung benutzt werden; der Adel müsse sich in den Saal zum Gesandten drängen und das Volk sich auf der Straße sammeln und nur Franklin huldigen und so den Kaiser demüthigen und die Allianz mit Oesterreich unmöglich machen. Beaumarchais war so entzückt von der feinen Kriegslist, die hier ins Werk gesetzt werden sollte, daß ihn Deanes ermahnen mußte, leiser zu sprechen, denn Franklin würde Derartiges nicht zugeben.

Steuben zuckte zusammen. Ein Kaiser von Deutschland sollte dazu mißbraucht werden, um einen Günstling des Volkes neu zu erheben! Er sann darüber nach, wie er das vereitle. Nachdenklich kehrte er nach Versailles zurück.

Viertes Kapitel.

Bruder und Schwester auf dem Throne.

Eine linde Mondnacht lag auf den Gärten von Versailles, darin die Springbrunnen plätscherten. Der Mond glänzte hell am Himmel und die Nachtigall sang im Gebüsch. Das sanfte Licht floß hernieder und leise Musik durchhallte die verschnörkelten Säulengänge und Hallen des Schloßgartens.

General Steuben hatte trotz der Warnung seiner Gönner und Freunde sein Versteck verlassen. Er mußte den Kaiser sprechen oder einen aus seinem Gefolge, um das frevelhafte Spiel, das man mit dem Kaiser vorhatte, zu vereiteln. Er fand Niemand, denn heute war großes Fest in den inneren Gemächern des Schlosses. Er wan-

derte endlich ruhelos durch die entfernten, dunklen Gänge, wo er nichts mehr sah von den leuchtenden Fensterreihen, und nichts mehr vernahm von Lachen und Scherzen und Musik. Da hörte er plötzlich aus einem Gebüsch eine Männerstimme, sie sprach deutsch: „Sie haben doch wenigstens Etwas erobert von unserer Fahrt, lieber Colloredo," lautete es. „Sie haben das französische Geschützwesen studirt, aber ich — ich komme arm wieder heim; und auch der Kaiser bringt nichts mit, als die Bekanntschaft einiger Freigeister, die Kenntniß von der Einrichtung des Taubstummen-Instituts, der Findelhäuser und was in diesen Kram gehört."

„Wenn der Kaiser," wurde erwidert, „nur morgen mit seinem Schwager zur Jagd ginge; vielleicht könnte er doch noch Vieles gewinnen. Aber er hat nicht genug, daß er Rousseau besuchte, daß er sich bei Buffon als dessen Schüler einführte; er will auch noch diesen schlauen Revolutionär Franklin sprechen."

Bei diesen Worten trat Steuben auf die beiden Männer zu und sagte: „Herr Graf Colloredo! Wir haben im Felde einander als Feinde gegenüber gestanden, jetzt im fremden Lande sind wir Deutsche. Ich habe Ihrem, ich habe dem deutschen Kaiser eine Warnung zukommen zu lassen."

„Mit wem habe ich die Ehre?" fragte Colloredo.

„Mein Name ist bei dieser Sache gleichgiltig. Ich darf ihn auch aus Rücksicht auf meine Freunde, bei denen ich hier lebe, nicht nennen. Ich habe Ihnen nur zu sagen: der Kaiser soll die auf morgen bei dem Abbé Niccoli angesetzte Zusammenkunft mit dem Amerikaner Franklin unterlassen."

„Und warum?"

„Es sind Veranstaltungen getroffen — von wem? darf ich Ihnen nicht sagen. Es sind Männer, denen die Beliebtheit Kaiser Josephs beim französischen Volke verhaßt ist. Man wird Alles aufbieten, um Adel und Volk eine öffentliche Huldigung für Franklin machen zu lassen und den Kaiser in Schatten zu stellen, wenn nicht gar zu demüthigen."

„Und wenn unser Kaiser sich aus solcher Kundgebung nichts macht?" warf Cobenzl scherzend ein.

„Dann hat der Kaiser Männer in seiner Umgebung," erwiderte

Steuben scharf, „die es nicht treu mit ihm meinen, die es ihm gönnen, wenn ihm das französische Volk eine solche Lection in der Volksbeliebtheit gibt.“

„Unbekannter Freund,“ nahm Colloredo wieder das Wort, „wir glauben Ihnen und werden den Kaiser warnen. Wir glauben aber auch, daß wir Sie als Gewährsmann nennen müssen. Wir könnten Mittel anwenden, Sie zur Nennung Ihres Namens zu zwingen. Wir verzichten darauf. Sie sind der Aussprache nach ein Sachse. Wollen Sie nicht Ihren Namen nennen? Ich verbürge Ihnen mit meinem Manneswort, ihn nur dem Kaiser mitzutheilen. Er wird dem geheimen Freunde sich dankbar erweisen.“

„Ich erfülle nur meine Pflicht als Deutscher gegen unsern Kaiser. Die Nennung meines Namens, der dann doch nicht verschwiegen bliebe, würde meine Freunde bloßstellen. Geben Sie mir Ihre Hand, Herr Graf. Ich sage damit dem Vaterlande Lebewohl.“

Steuben und Colloredo drückten einander die Hand, und Steuben, in den nächtig dunkeln Gängen wohlbekannt, verschwand schnell.

„Nun haben Sie doch ein Abenteuer, Cobenzl!“ rief Colloredo lachend.

„Aber kein galantes,“ erwiderte Cobenzl. „Der Mann war offenbar ein Spion; doch bleibt es räthselhaft, warum er sich nicht nannte und seinen Lohn sicherte.“

Die beiden Männer gingen in das Schloß zurück und kamen überein, den Kaiser heute in der Festlichkeit nicht zu stören, und es war ja Zeit genug, ihn morgen zu warnen.

Joseph, der während der ganzen Zeit seines Aufenthaltes in Paris in einem Gasthof gewohnt hatte, blieb die beiden letzten Nächte in Versailles, um seinen Schwager und seine Schwester ungestört sprechen zu können.

Am Morgen nach dem nächtlichen Feste war Joseph in trüber Stimmung erwacht; er hatte mancherlei Spott darüber hören müssen, daß er, als deutscher Kaiser, es nicht verhindern konnte, daß Fürsten ihre Landeskinder verkaufen. Hier und jetzt, wie immer und überall, empfand er die Ohnmacht der kaiserlichen Gewalt, und sah das hauptsächlichste Mittel, sie zu stärken, in der Mehrung und Wahrung seiner Hausmacht.

Als Colloredo dem Kaiser die Warnung des Unbekannten mittheilte, lächelte Joseph. Dennoch wurde er alsbald nachdenklich; er beharrte indessen bei seinem Vorsatze, um neun Uhr in Paris zu sein.

Ludwig XVI. war schon früh mit seinem Jagdgefolge ausgezogen, denn die Jagd war seine einzige Leidenschaft.

Die Königin Marie Antoinette erschien schön geschmückt im Garten allein bei ihrem Bruder. Sie trug eine hohe, thurmartige Frisur mit Pfauenfedern und ein weitbauschiges Kleid, und trotz ihrer Jugendlichkeit war sie nach der damaligen strengen Hofsitte weiß und roth geschminkt.

Joseph ging mit seiner Schwester auf der großen Allee bei den Springbrunnen, die Hofdamen kamen viele Schritte hinterdrein.

„Du bist furios geschminkt," sagte der Kaiser in launiger Zutraulichkeit.

„Und du möchtest gern ganz Paris entschminken," entgegnete die Königin. „Du hast deine besondere Freude, die Welt im Negligé zu sehen."

Der Kaiser schwieg. „Ich verlasse dich nun bald," begann er milder. „Ich habe darum die Einladung zur Jagd abgelehnt, um noch diese Morgenstunden brüderlich mit dir zu verbringen. In Staatsangelegenheiten habe ich nichts erreicht. Der König ist eine grundgute, aber zaghafte Natur; er läßt sich lieber von den Umständen zwingen, als daß er sich selbst entscheidet. Maurepas ist unser Feind, und wäre auch Choiseul am Ruder — die öffentliche Meinung ist gegen uns."

„Die öffentliche Meinung ist eine Windfahne."

„Mag sein, aber sie steht jetzt nach Westen, nach Amerika hin; keine Gewalt dreht sie zu uns nach Osten."

„Ich verstehe nichts von der Regierung und den großen Welthändeln. Der König und ich, als wir den Tod Ludwigs XV. hörten, warfen uns auf die Kniee und beteten laut: O Gott, behüte uns, wir sind noch zu jung, um zu herrschen."

Der Kaiser sah gerührt in das Angesicht seiner Schwester, ihr Auge glänzte, ihr unschuldvolles Wesen trat zu Tage, und Joseph redete ihr nun ins Herz, daß sie den Tugendstolz ablegen solle, denn

Rumann

eben weil sie sich der Reinheit ihres Wesens bewußt war, setzte sie sich über manche Formen des Lebens hinweg und gab sich Mißdeutungen preis.

Die feinen Lippen der Königin schwellten sich in Unmuth und Trotz, aber bald lächelten sie wieder.

„Joseph!" rief die Königin schalkhaft, „du bist hierher gekommen mit der Leimpfanne, um das Bündniß besser zu leimen. Und was thust du? Du willst uns lehren, daß unser ganzer Hausrath unnützer Trödel sei; du kommst in ein fremdes Land und willst, daß die Menschen deine Sprache sprechen?"

„Mit wem ich Freund sein will," erwiderte Joseph, „den muß ich zu meiner Ansicht zu bringen suchen, sonst bin ich unehrlich und es ist kein Halt in unserer Beziehung."

„Ich weiß, du meinst es treu, aber du könntest dir ein Beispiel an deinem Gegenfüßler nehmen —"

„An meinem Gegenfüßler? Wer ist das?"

„Der Solon von Passy; er ist einer der bedeutendsten und zugleich bequemsten Menschen. Tod und Tadel, sagt er, entgeht keinem Menschen, und darum muß man sie nicht gewaltsam herbeiführen; Leben und Loben, das schmeckt. Dieser Franklin will uns gewinnen und — komm her, Diana," unterbrach sie sich plötzlich und lockte einen Windhund. „Siehst du, Bruder, wenn man Jemand gewinnen will, muß man ihm pfeifen und ihn streicheln, nicht schelten und jagen."

„Du bist also auch eine Verehrerin dieses Doktor Franklin?"

„Keineswegs! Seine Tugend ist mir zu rauh. Ungeschminkte Redensarten, republikanischer Kittel, ein Greis in Silberlocken mit einem jugendlichen Krauskopf an der Hand — das gefällt den Franzosen; es sticht gut ab zwischen den Marionetten in gestickten Kleidern und mit gepuderten Häuptern. Aber dieser ganze Freiheitsschwindel ist nichts als eine Mode, die bald von gestern sein wird. Man spielt jetzt hier statt Whist immer Boston, den Bostonern zu Ehren, weil Boston zuerst revolutionirte. Und dieser Franklin versteht vortrefflich mit seiner Einfachheit zu kokettiren."

Joseph suchte seiner Schwester zu beweisen, daß sie gewiß auch für den Mann eingenommen sei, und nur gern über ihn spotte, weil das zu lachen gibt.

„Und nun," sagte Marie Antoinette plötzlich, „ich bitte dich, lieber Bruder, ich weiß, daß du Franklin heute sprechen willst, ich bitte dich, dies zu unterlassen. Man hat Schlimmes mit dir vor."

Joseph sah staunend auf, da er jetzt zum Zweitenmal gewarnt wurde, seine Würde bloßzustellen. Er wollte aber von seinem Vorsatze nicht abgehen. Da bat ihn Marie Antoinette, sein Versprechen zu halten, den Morgen der Schwester zu widmen, und es sei ihr eine besondere Erquickung, den Bruder bei sich zu haben, denn ihr sei in diesen letzten Maitagen immer so weh zu Muthe. Jetzt vor sieben Jahren war sie, fünfzehn Jahre alt, als Dauphine in Paris eingezogen. Am 30. Mai wurden über hundert Menschen beim Abbrennen des Feuerwerks auf dem Platze Ludwigs XV. erdrückt, und nahe an tausend starben an den Folgen der Verletzungen. „Dieser 30. Mai ist mir ein ewiger Schrecken; ich meine, als bring' er mir Elend," sprach die Königin wehmüthig. — Es war, als ob sie ahnte, daß von heute über fünfzehn Jahren am selben Tage auf demselben Platze, wo das Unheil geschehen, ihr junges Leben so schuldlos geopfert würde. —

Der Kaiser sah seine Schwester tief bewegt, er bestellte die Wagen ab und blieb bei ihr.

Unterdeß hatte sich vor dem Hause des toskanischen Gesandten in Paris eine große Menschenmenge gesammelt, und als Franklin anfuhr, wurde er mit tausendstimmigem Jubelruf empfangen. In die Gemächer des Gesandten hatte sich der Adel von Paris herzugedrängt, denn man spielte damals auch in diesen Kreisen noch gern mit dem Gedanken der Freiheit, zumal wenn man den Hof damit reizen konnte. Dabei hegte die vornehme Müssiggängerei die Erwartung, sich hier eine bedeutsame Theaterscene vorspielen zu lassen zwischen einem König und einem Republikaner. Das durfte man nicht versäumen, denn wie anziehend war es, dann später in Gesellschaften erzählen zu können: Ich habe das mit erlebt. Auch viele Männer des Staates und der Wissenschaften waren gekommen — sie alle wollten Zeuge sein des großen Schauspiels, wie zwei Männer, so ungleich an Alter und Herkunft und doch so gleich an der Kraft menschenfreundlichen Sinnes, einander begegnen, und welche Lichtstrahlen von solchem Zusammentreffen ausgehen würden.

Auch Franklin hatte Mühe, seiner inneren Bewegung Meister zu werden. Es war für die Sache seines Vaterlandes, die er vertrat, von großer Bedeutung, wenn er sich auch gestehen mußte, daß diese Begegnung mit dem Kaiser nur ihm allein galt. Und wenn er sich auch bewußt war, als Mann dem Manne gegenüber zu stehen und keine andere Würde gelten zu lassen, wie ja der Kaiser selbst dies heischte, so preßte ihm doch der Wunsch das Herz zusammen, die ganze innere Erkenntniß des besten Strebens zum Wohle der Menschheit in feste, unaustilgbare Worte zusammendrängen zu können, um einem selbstgebietenden Herrscher die Berechtigung der freien Selbstbestimmung der Staatsbürger an das Herz zu legen. Er fand bald seine ruhige Bedachtsamkeit wieder und erwartete mit Gelassenheit die kommenden Augenblicke.

Die Stunde schlug, der Kaiser kam nicht; man ging unruhig hin und her, kein Gespräch haftete, denn jeden Augenblick konnte es durch die Ankunft des Kaisers durchschnitten werden. Es schlug zehn, der Kaiser war noch nicht da; es schlug elf, man wartete noch immer vergebens.

Beaumarchais war bald in den Gemächern des Gesandten, bald unten auf der Straße bei der Volksmenge, und hier wie dort wußte er mit Stachelreden auf das Hofleben die Gemüther zu reizen und zu ergötzen. Wenn er oben mit seiner Spottlust darlegte, daß auch dieser philosophische Kaiser sich wenig darum kümmere, wie er die Menschen und ihre Zeit verbrauche, und es für die Pflicht Aller halte, daß man warte und aufwarte — so wußte er unten auf der Straße mit derben Worten anzubringen, daß man in Versailles sich jetzt gewiß darüber lustig mache, wie die Canaille sich vergebens hier sammle.

Das Volk auf der Straße ward ungeduldig; man sang Spottlieder auf den Hof; es war eine Unruhe, wie wenn man ein versprochenes Schauspiel plötzlich absagt.

In der Versammlung beim Gesandten flogen spitze Reden wie Pfeile hin und her. Franklin lächelte und ließ sich von keiner Huldigung und keiner Lockung, von keiner Theilnahme an der Beleidigung, die ihm widerfahren, dazu bringen, in den bittern, gehässigen Ton einzustimmen. Die Wagen fuhren wieder davon, das Volk zerstreute sich.

Ein Mann, der in der Ferne stand, war der Einzige, der sich freute, daß den Franzosen ihr leichtfertiges Spiel mit der Ehre des deutschen Kaisers versagt war — es war Steuben. Er machte sich auf den Weg nach Passy, um den versprochenen Brief an Washington bei Franklin abzuholen.

Fünftes Kapitel.

Ein herzliches Erfassen.

Franklin saß in seinem Arbeitszimmer, als Steuben eintrat. Steuben war in frohgespannter Stimmung, wie nach einem kleinen Siege. In diesem Gefühle, eine stille gute That vollbracht oder eigentlich eine böse vereitelt zu haben, waren seine Lebensgeister erfrischt und leicht beweglich, und unwillkürlich machte sein ganzes Wesen einen heitern Eindruck; seine Rede war frei und gewinnend. Franklin zeigte keine Spur einer Verdrossenheit über das vorangegangene Ereigniß. Mit aufmerksamer Bedachtsamkeit hörte er den Plan

Steubens über seine Reise und die ausführliche Darlegung dessen, was er in Amerika unternehmen wolle. Er hörte so getreu zu, daß er das Wort des Sprechenden befreite und belebte. Er verstand die seltene Kunst: die Kunst zu hören, die Mittheilungen Anderer voll und treu aufzunehmen, in hohem Maße; und in dieser Eigenschaft bestand ein nicht geringer Theil seiner Liebenswürdigkeit.

Die beiden Männer schienen erst jetzt in Wahrheit einander zu begegnen und zu verstehen. Franklin sprach offen seine Freude aus, daß ein Mann wie Steuben sich der Sache seines Vaterlandes widme.

Die beiden Männer waren im eifrigen Gespräch begriffen, als ein Adjutant Kaiser Josephs angemeldet wurde. Steuben erhob sich, Franklin übergab ihm den Brief an Washington und drückte ihm mit einem herzlichen Lebewohl die Hand. An der Thür begegnete Steuben dem eintretenden Adjutanten. Steuben sah in das milde blaue Auge des Mannes und eine rasche Freude durchzuckte sein Herz. Er verbeugte sich ehrerbietig.

„Ich glaubte Sie allein, Herr Doktor. Wer war der Mann, der eben fortging?" fragte der Adjutant mit etwas entschiedenem Tone, als er die Thür geschlossen.

Franklin sah ihn stutzig an und lächelte still vor sich nieder.

„Ein Mann Ihres Berufs," erwiderte er, „ein Soldat, der sich seine Lorbeeren im Kampfe gegen Ihr Heer erworben hat, ein Baron Steuben aus Deutschland."

„Ich hörte den Namen schon einmal. Und er will nun wohl auch zu Ihnen nach Amerika?"

„Auf eine so offene Frage eine offene Antwort: Allerdings. Er ist mir als ein Mann von großem Organisationstalent empfohlen, und gerade das ist's, dessen wir sehr bedürfen. Wir haben einsehen gelernt, daß mit dem Freiwilligendienst sich ein schneller Handstreich ausführen, aber kein Krieg führen läßt; es muß strenge, unzerreißbare Ordnung in einem Heere sein, unbedingter Gehorsam, wenn es geschlossen, von Einem Willen geleitet gegen den Feind kämpfen soll."

„Es freut mich, das von Ihnen zu hören. Also auch Sie erkennen die Nothwendigkeit einer monarchischen Gewalt, wenn auch nur im Kriege, an?"

„Gewiß; der Krieg ist uns aber nur ein vorübergehender Zustand."

„Sie geben aber doch zu, daß auch die monarchische Verfassung die Freiheit, die ewigen Menschenrechte schützen und groß ziehen kann?"

„Gewiß, wenn nur immer Tugend und Gesetzesachtung sich mit der Krone vererbten."

Eine Pause trat ein; der junge Mann und der Greis schauten forschend, aber doch wie mit einer zutraulichen Begrüßung einander an; sie waren so plötzlich mitten in Erörterung der höchsten Fragen des Völkerlebens hineingerathen, daß sie wie zur Sammlung und Zurechtfindung einen Halt machen mußten.

Franklin hielt still den forschenden Blick des jungen Mannes aus und wartete, bis er wieder zu reden beginne.

„Es ist der Wille Josephs," begann der junge Mann wieder, „die edelsten Führer der neuen Zeit kennen zu lernen und sich von ihnen belehren zu lassen. Darum läßt er Ihnen sagen, daß er zu seinem Leidwesen Sie nicht bei Abbé Niccoli sprechen konnte. Joseph hoffte von Ihrer Weisheit zu gewinnen, aber es drängten sich zu viel Unberufene dazu."

„Ich weiß, oder vielmehr ich glaube zu wissen, Joseph ist nicht wie Manche seines Gleichen."

„Wie meinen Sie das?"

„Ich habe noch nie einen Fürsten gesprochen, aber man sagt mir, bei ihnen sei Alles mehr bloße Neugier, sie ließen sich von Jedem rathen und wollten doch nicht berathen sein; sie hörten gern Alles an, nur um stets bei sich zu denken: welche eigennützigen Absichten du bei deinen begeisterten Worten hast? Die Hauptkunst — wie ich höre — die man bei der Erziehung der Fürsten anwendet, besteht darin, sie überall und Jedem mißtrauen zu lehren."

„Halten Sie denn die Menschen für gut?" fragte der Adjutant.

„Halten Sie sich selbst für gut?" gab Franklin zur Antwort.

„Warum fragen Sie mich das?" wurde ihm entgegnet.

„Weil der Mensch die Anderen für Das hält, wofür er sich selbst hält."

„Ich halte mich nicht für gut, aber ich möchte es sein."

„Das ist das Beste. Sein Herz rein erhalten, seinen Verstand klar bilden, das ist Menschenpflicht und schafft das Gute."

„Sie hatten das große Glück, die Menschen im Einzelnen kennen zu lernen und sich selbst dabei getreu zu bleiben; Sie haben den großen Vorzug, Stammvater eines neuen, in die Weltgeschichte ein-

tretenden Geschlechtes zu sein. Es ist nicht Stolz, wenn ein Fürst mit seiner winzigen Persönlichkeit ‚Wir' sagen muß; er hat seine ganze Reihe von Ahnen, er hat sein ganzes Volk zu vertreten. Sie aber beginnen mit sich eine neue Welt, Sie konnten sich in der weiten Welt Ihr Schicksal selber schaffen und allen Menschen als Freund nahe treten; Sie sind zu beneiden."

„Und ich möchte dagegen sagen: es ist ein großes Glück, von Geburt an ausgestattet zu sein mit der Macht, Tausenden Gutes zu thun."

„Es wäre schön," rief der junge Mann, „wenn die Edelsteine in der Krone die Dankesblicke Derer widerstrahlten, denen man ein Freund, ein Retter, ein Helfer sein könnte!"

Franklin richtete sich auf bei diesen begeistert ausgerufenen Worten, setzte sich aber schnell wieder.

„Darf ich Sie um Etwas bitten?" fuhr der junge Mann fort, plötzlich in einen andern Ton übergehend, „ich möchte von Ihnen selbst vernehmen, welch ein Lebensgang Sie zu diesem allverehrten Weisen gebildet hat. Wollen Sie mir kurz Ihre Lebensgeschichte erzählen?"

„Ich bin ein alter Mann und etwas geschwätzig, zumal wenn ich von mir selbst zu reden anfange; da erscheinen Einem Dinge wichtig, die dem Andern bedeutungslos sind. Ich habe indessen meine Lebensgeschichte für meinen Sohn aufgezeichnet, die Sie auch lesen mögen; und Sie könnten ja dem Alter nach mein Sohn sein."

Der junge Mann faßte die Hand des Greises und drückte sie.

Franklin stand auf, holte ein kleines Buch und übergab es dem jungen Manne mit den Worten: „Es freut mich, diese Blätter in Ihre Hand zu geben. Das steht hier Alles so ruhig und hat doch viel Arbeit und Noth gekostet. Ich wünsche nur, daß ich Anderen den rechten Weg leichter und kürzer gemacht habe. Eine Hauptsache, die ich durch mein ganzes Leben geübt und bewährt gefunden habe, ist die, daß es eine Tugendkunst gibt. Die Tugend ist weder eine Naturgabe, noch wird sie durch Beten errungen, wenn gleich beides auch dazu verhilft. Sie will geübt sein mit unablässiger Aufrichtigkeit vor sich selbst, mit fester Rechenschaft, die man sich vor seinem

eigenen Gewissen gibt; und wenn man auch nicht Alles erreicht, nicht alle Fehler ablegt, so lernt man sich genügen an Dem, was man vermag."

Es wurde ein neuer Besuch angemeldet; der junge Mann stand auf, faßte die Hand Franklins mit seinen beiden Händen und sagte: „Ich darf nicht unwahr gegen Sie sein. So erkläre ich Ihnen denn — verzeihen Sie die ungeschickte Maske — ich selbst bin Kaiser Joseph."

„Das wußte ich," erwiderte Franklin ruhig, „aber es thut meinem Herzen wohl, daß Sie es offen bekennen. Eine Unterredung mit einem halb oder ganz Verhüllten ist wie ein Sprechen mit einem Fremden im Dunkel. Die Stimme allein ist nicht das Leben. Man muß die Lebenszüge eines Menschen klar sehen, um ihn recht zu verstehen und in Wahrheit zu erkennen. Ich heiße nunmehr den Kaiser in meiner bescheidenen Hütte willkommen."

„Und Sie reden zu mir wie vordem?"

„Ich habe dem Kaiser gesagt, was ich jedem meiner Mitbrüder sagen würde und —"

„Ja, wir sind Brüder," rief Joseph, „wenn auch verschiedene Kirchen, verschiedene Länder uns ihre Söhne nennen."

„Wir sind Brüder aus dem alten Bunde," entgegnete Franklin lächelnd. „Mein Bruder Joseph ist zum Könige geworden, und Benjamin, freilich nicht der jüngere Bruder, blieb ein einfach bürgerlicher Mann."

„Wir sind Pathen ein und desselben Kindes," entgegnete Joseph und erzählte das Begebniß im Posthause.

Franklin lächelte freundlich, und der Kaiser fuhr fort: „Es ist gräßlich, daß es Kirchen gibt, die den Bruder vom Bruder trennen; wir Beide stehen hier Eins vor Gott. Wissen Sie, welches die größten Uebelthäter der Menschheit sind?"

„Wen halten Sie dafür?"

„Diejenigen, welche die Menschen durch Religion trennen wollen, die sie doch vereinigen soll. Die Geistlichen müßten diejenigen sein, die die Menschen am meisten beglücken, Friede und Liebe hervorrufen, und sie werden verfolgungssüchtig und haßgierig gegen Andersglaubende und verfinstern den Geist."

„Wohl!“ erwiderte der Greis. „Gerade weil der Beruf der Geistlichen der höchste und heiligste, darum wird er so verderblich, wenn sie ihn ins Gegentheil verkehren. Es gibt vielleicht kein Mittel, die geistliche Gewalt zu brechen, aber es gibt wohl ein Mittel, sie zu erobern und uns zuzuwenden.“

„Und das wäre?“

„Die Religion auf die Vernunft, die Staatsgesetze auf die sittlichen Mächte zu gründen und nicht auf die Gewalt. Die Freiheit, die Ehre, die Menschenliebe, alle Tugend muß ihre Heimat im Staate, im thätigen Leben finden. Dann ist alles Dasein lichterfüllt; der Sonntag ist nicht mehr allein geheiligt, jeder Werktag ist es, Treue und Glauben und Rechtschaffenheit herrschen in Handel und Wandel und jeglichem Thun. Es herrscht kein Mensch mehr über einen Andern, es herrscht das Gesetz und in dem Gesetze die sittliche Macht — der zur freien Flamme gewordene reine Gottesfunke, der unser Herz erwärmt und unsern Verstand erleuchtet.“

„O wohl! Das ist das himmlische Reich, das wir auf Erden schaffen sollen,“ rief Joseph, legte beide Hände auf die Schultern des Greises und sah in sein glänzendes Antlitz. „Wir wollen arbeiten und nicht müde werden, es zu verwirklichen; ein Jeder auf seinen Posten .... Leb' wohl, Bruder Benjamin.“

„Leb' wohl, Bruder Joseph!“ antwortete der Greis, und die Beiden umarmten und küßten einander.

Als Joseph am letzten Mai Paris verließ und an Passy vorüberfuhr, schaute er lange hinüber nach dem Hause, wo Franklin wohnte: Wird der edle Greis die Freiheit seines Vaterlandes gründen helfen, und wird es dir gelingen, die Freiheit in deinem Vaterlande zu erwecken?

Satt an Tagen starb Franklin, und die Freiheit seines Vaterlandes war befestigt. Frühzeitig sank Joseph in die Gruft, und seine edelsten Thaten wurden vernichtet.

Die amerikanischen Staaten mußten nochmals ihren Freiheitskampf durchkämpfen; es war ein Bruderkampf zur Austilgung der Sklaverei. Oesterreich mußte kämpfen und Schweres erleiden, um den Rechtsstaat in der Bürgerfreiheit zu erringen. In allem Guten, was in Amerika sich gestaltet, wird der Geist Franklins, und in Allem, was in Oesterreich sich bildet, wird der Geist Kaiser Josephs mitwirken müssen.

Neue Stücklein vom Gevattersmann.

(1866.)

Er macht ein Haus.

(Bruchstück aus einer großen Zeitlage.)

Er macht ein Haus — das ist ein Ausdruck, der erst in unseren Tagen zum Sprachgebrauch geworden, und die Sache hat ihr Schlimmes. Vor Zeiten, wenn ein junger Mann und ein Mädchen den Ehebund schlossen und einen Hausstand gründeten, hatten sie ein eigen Haus oder suchten es so bald als möglich zu erwerben; Familie und Haus waren verwandte Begriffe. Heutigen Tags, zumal in den Städten, wo die meisten Familien zur Miethe wohnen, ist das nicht mehr der Fall. Bei mäßigem Wohlstand und Erwerb wird bald eine Führung eingerichtet, in welcher Gesellschaften gegeben werden, aber keine Geselligkeit mehr heimisch ist; man ordnet Gastereien an und hat doch keine Gastlichkeit, kein unvorbereitetes Bewirthen dieses und jenes Befreundeten. Da gibt's Tage und namentlich Abende, wo das Haus einen ganz fremden Charakter annimmt. Köche, Bedienten sind auf einen Tag gemiethet, ja sogar oft Möbel und Eßgeschirr, und wenn die geladenen Gäste das Haus verlassen, halten sie sehr häufig böse Nachrede, und der zurückgebliebene Mann und dessen

Frau sind fremd in ihrer eigenen Häuslichkeit, wenn die vielen Lichter gelöscht werden.

Leicht kommt dann der Mann, der ein Haus machen will oder vielleicht auch glaubt machen zu müssen, zu Uebergriffen und gewagten Unternehmungen, und verfällt er in Unehre, so sprechen die, welche bei ihm gegessen, getrunken und getanzt, gelacht und gespielt: Warum hat er solch ein Haus gemacht!

Es wäre gewiß gut, wenn die Menschen daran dächten, statt ein Haus zu machen, eine Häuslichkeit zu sein, die keiner gewaltsamen und gefährlichen Anstrengung bedürfte.

Kartätschen in die Klaviere.

A. Wo waren Sie?

B. In einer Vorlesung über Frauenarbeit.

A. Und was hörten Sie?

B. Viel Klares und fein Bemerktes.

A. Aber das Wesentliche?

B. Der Redner zeigte, daß in der uns zunächst vorangegangenen Zeit, bei der patriarchalischen Hauswirthschaft aus dem Vollen und Angesessenen, unsere Mütter gar Vielerlei zu thun hatten in Garten, Küche, Keller und auf dem Boden. Da wurde ins Haus geschlachtet und eingeheimst für den Winter, und es galt, die Vorräthe gut zu verwahren und zu verwerthen. Da wurde gebuttert, gesponnen, gewaschen, gebacken, Seife gekocht, Lichter gezogen; Alles im Hause. Jetzt, in unserer zur Miethe wohnenden Zeit, haben wir in den großen Städten weder Keller noch Garten, noch Vorrathsboden; Alles wird von heut auf morgen gekauft, und nicht umsonst ist auch nach dieser Seite hin die Fleischnahrung die bevorzugte, denn hier ist der Nahrungsstoff leichter herbeizuschaffen und nimmt weniger Umfang ein als die Gemüsenahrung. Gesponnen und gebacken wird im Hause gar nicht mehr. Bei Petroleum und Gaslicht ist das Lichterziehen vorbei, und wir kaufen die Seife billiger und besser, als wenn wir sie selbst bereiten. Ja sogar die Kinder werden großentheils außer dem Hause erzogen. Die Anstrengung

der Männer ist im persönlichen Beruf und im Wirken für das Allgemeine viel ermüdender beansprucht, als bei unseren Vätern der Fall war. So hat sich nun, vornehmlich in der Thätigkeit der Frauen, da viele ihrer früheren Arbeiten ausfallen, eine Lücke herausgestellt und daneben der Aufwand für eine Häuslichkeit sich gesteigert. Die Frauen haben nicht mehr vollauf zu thun, das Erwerbniß zu erhalten und bestmöglichst zu verwerthen. Sie sind darauf hingewiesen, auch mit zu erwerben, und hier fragt es sich nun, welche Erwerbsthätigkeit sich ihnen naturgemäß darbietet; besonders aber den unverheiratheten überflüssigen Tanten, die sich meist nur schmerzlich geduldet und, wie gesagt, überflüssig fühlen.

A. Und hat der Redner dafür etwas Bestimmtes angegeben?

B. Nein. Er konnte nur darauf hinweisen, daß freie Concurrenz erstes Erforderniß und in ihr sich Jeder eine Arbeit zur Bethätigung seiner Kraft selbst suchen muß.

A. Ich wüßte auch ein Radikalmittel für die Frauen.

B. Das wäre ein Glück! Wir sind jetzt auf demselben Punkte wie die neue Medicin: wir kennen die Krankheit, wissen aber kein Heilmittel. Sprich, was hast du?

A. Was ich habe, ist auch nur etwas Negatives, das die Frauen zum Bewußtsein bringen soll, daß eine Lücke in ihrem Dasein ist, die sie mit etwas Rechtem, Schönem und Nützlichem auszufüllen haben.

B. Und das wäre?

A. Ich wünsche, daß eine Barrikade aus einer Million Klaviere gemacht und mit Kartätschen dreingeschossen werde. Jedes Mädchen gebildeter Stände verliert seine halbe Jugend mit Klavierspielen. Wer einen Hausstand einrichtet, muß ein Klavier einthun, dessen Aufstellung und Fortschaffung beim Wohnungswechsel immer ein besonderes Kunststück ist. Drum fort mit der Musikkrinoline, mit der sich unser Jahrhundert nichtig und hohl aufbauscht.

B. Du bist ein Barbar, du meinst es wohl nicht im Ernst?

A. Im bitteren Ernst. „Rosettchen, Lisettchen, Karolinchen — du hast heute noch nicht geübt" — diese mütterliche Mahnung muß aus der Sprache heraus. Ich glaube, daß unter zehntausend Frauen Eine ist, die mit Verständniß und Geschmack ein Musikstück richtig vor-

tragen kann; aber ist das ein Erträgniß für so viel tausend Stunden, und ist das ein gerechter Aufwand, daß darum 9999 sich für Etwas abmühen, wofür sie schlechterdings weder Talent noch Beruf haben?

B. Sie lernen aber dadurch alle das Concert eines Meisters besser verstehen.

A. Glaub's. Aber-fragen darfst du nicht, was Verstehen heißt. In nichts in der Welt wird mehr gelogen, als im sogenannten Musikverständniß. Weil sich da nichts Festes abfragen läßt, und die entzückten Redensarten — worunter „göttlich" und „himmlisch" noch die bescheidensten — sind nichts als gesprochene Spielmarken.

B. Du magst in Manchem Recht haben.

A. In Manchem? Ich behaupte, daß die Frauen für die Musik gar nicht begabt sind.

B. Es scheint, man darf dir nicht Recht geben, denn du wirfst dich dann sofort auf neue übergreifende Behauptungen. Gut, daß ich sie allein höre.

A. Möchte sie die ganze Welt hören! Ich sehe der Verketzerung mit Gleichmuth entgegen. Betrachte dir einmal die Geschichte der Musik: Der größte Theil der gebildeten Frauen hat Musik gelernt und keine hat darin etwas Namhaftes hervorgebracht. Ist das nicht ein Beweis?

B. Der Beweis, daß du sehr ungalant bist.

A. Wahrheit ist Wahrheit und nicht Galanterie. Der Menschheit ganzer salonisirter Jammer faßt mich an, wenn ich diese Lieder ohne Worte, diesen Chopin'schen polnischen Salat von Zerrissenheit und gewaltsamer Aufregung oder nun gar ein in Variationenwurst zerhacktes edles Thema eines Meisters höre.

B. Du wüthest gegen eines unserer schönsten deutschen Besitzthümer, gegen die Hausmusik. Ein Hausstand, in dem nicht bisweilen ein gutes Tonwerk gehört wird, hat etwas Trockenes, Dürres und Kahles.

A. Was du Hausmusik nennst, ist kaum mehr da. Und wär's auch. Der Aufwand dafür an Lebenskraft ist ganz unverhältnißmäßig. Wir haben in Haus und Welt Anderes zu thun, als diesen Luxus zu pflegen.

B. Hättest du je einmal Jahre lang unter fremden Nationen gelebt, du wüßtest, wie unsere deutsche Musik unser schönster Stolz ist vor den Fremden. Unsere Dichter und Denker gehören in ihrer besten Eigenthümlichkeit doch nur uns an. — Unsere Beethoven, Haydn, Gluck, Händel, Bach, Mozart, Weber gelten auch da, wo unsere Sprache nicht daheim ist; sie sind unsere Helden, von deren Glorie Etwas auf uns fällt, und mit ihren Tonschöpfungen gewinnen wir die Welt.

A. Was wäre es einer Nation, wenn sie die ganze Welt gewänne und litte Schaden an ihrer eigenen Seele? Wir leiden Schaden und haben Schaden gelitten durch die musikalische Verschwemmung des strengen und geraden Empfindens. Und unsere Frauen vor Allem leiden durch das Spielzeug, das sie mit einem beschäftigten Müßiggang täuscht; das Klavierklimpern gehört nicht in die Arbeitszeit.

B. Du stürzest dich in einen Abgrund von Verfeindungen mit deinen Ketzereien.

A. Immerhin! Ich sage wie Cato: „Uebrigens bin ich der Meinung, daß eine Million Klaviere mit Kartätschen zertrümmert werden muß." Dann werden die Frauen ihre Nervosität los und werden einsehen, wie viel nichtsthuerisches Gethue ihnen anhaftete. Was sie an dessen Statt beginnen sollen, wird sich finden.

B. Du bist ein Fanatiker.

A. Hast du noch je gesehen, daß ein Uebel geheilt und ein gesunder Bestand geschaffen wurde ohne Fanatismus? Ich weiß, daß ich naß werde, aber ich will auch den Pelz waschen. Mein Ruf bleibt: Kartätschen in die Klaviere!

Die Abholungsstunde.

(Aus dem Briefe eines Ballvaters.)

u hast früher einmal eine Betrachtung über den so falschen wie unnöthigen Aufwand Derer gebracht, die, wie man es nennt, ein Haus machen. Ich kann dir sagen, daß deine Betrachtung sehr wenig beachtet wurde; du magst dich damit zufrieden geben, eine Verwahrung zu Protokoll der Zeit niedergelegt zu haben.

Ich möchte dir nun einige Erfahrungen mittheilen, die ich als junger oder eigentlich als erstmaliger Ballvater im vergangenen Winter gemacht.

Vorerst ist die Unsitte eingerissen, daß in den Gesellschaften von der Raufe gegessen wird. Nur so kann ich diese Art nennen, wie man eine Anrichte, ein sogenanntes Büffet aufstellt, wo in einer Tanzpause die schön aufgestellten Speisen kriegsmäßig, wie von Soldaten nach der Schlacht erobert werden.

Es ist jammerschade um die schönen Gottesgaben, daß sie so ungemüthlich auf den Raub verschlungen werden. Ich weiß recht wohl, man ladet zu viel Gäste ein, man kann sie nicht mehr setzen; aber die

schönste Heiterkeit thut sich doch bei Speise und Trank auf, wenn man um einen Tisch sitzt.

Es ist eine närrische Welt, die sich da um die aufgestellte Raufe drängt und das noch für gar fein und vornehm hält.

Noch widerwärtiger aber ist das Zweite oder eigentlich das Erste. Du kommst der Einladung zufolge, die auf halb acht Uhr gestellt ist, natürlich — denn die Damen sind nicht früher fertig, und es soll ja auch nicht vornehm sein, pünktlich zu kommen — wenn's gut geht, schon um neun Uhr am Hause des Gastfreundes an, der dich geladen. Du kommst natürlich in einem Miethwagen, denn man kann heutigen Tages, oder vielmehr heutiger Nacht nicht mehr im Ballstaate über die Straße gehen. Kannst froh sein, wenn du dich nicht in eine Ecke drücken mußt, um den weiten Umfang des Ballkleides nicht zu zerknittern. Du steigst aus. „Auf wann sind die Wagen bestellt?" fragst du den Diener.

„Auf Ein Uhr," lautet die Antwort.

Schrecklich! Aber was will man machen? Dafür ist man Ballvater, und dafür hast du Whist gelernt.

Die Abspeisung an der Raufe ist vorbei, da glaubt der Bewirthende etwas besonders Freundliches zu thun, wenn er den sogenannten Cotillon — den fünften Akt des Balldrama's — erst um Ein Uhr oder gar noch später beginnen läßt. Du willst kein Störenfried sein und gibst nach, und weißt doch nicht, wie du dich wach halten sollst; was aus der Arbeit am andern Tage werden soll, daran darfst du kaum denken, noch weniger aber, wie draußen in der Kälte, im Schnee und Regen die Diener warten müssen.

Sag doch einmal den Menschen geradezu — du hast dich ja mit den Klavierkartätschen auch mancher Verunglimpfung nicht gescheut — sage ihnen doch, daß dies Hinausschieben der Gesellschaftsstunde eine Barbarei, oder wenn's besser klingt, eine Abgeschmacktheit, oder wenn das noch zu hart ist, eine Verkehrtheit ist. Nichts auf der Welt ist schön und ebenmäßig, was nicht seine natürliche Grenze, seine feste Zeitbestimmung hat, und gerade, daß man zur gesetzten Zeit aufhört, macht die Freude um so schöner. Meine Mutter hat das Sprüchwort gehabt: Man kann den Kornsack besser zubinden, wenn er nicht ganz voll ist.

Nachschrift. Ich schreibe dir diese Zeilen, nachdem ich in vergangener Nacht bis drei ein halb Uhr mich in einer Gesellschaft herumdrücken und mich noch habe bedanken müssen.

Die neuen Steuern.

Ein Preußenfreund, das heißt ein Mann, der die Zuversicht festhält, daß durch Preußen allein ein festes und einiges Deutschland geschaffen werden kann, darum aber keineswegs alle Maßnahmen der preußischen Regierung billigt, sagte einem Manne, der über die allgemeine Wehrpflicht und über Erhöhung der Steuern Klage führte: Ich will dir ein Gleichniß erzählen, wie es bisher war und nun geworden ist und ferner wird.

Da war ein Mann, nenne ihn Preuß, der hatte ein bedrohtes feuergefährliches Magazin zu bewachen; er strengte sich an, hielt einen Nachtwächter, der eine namhafte Summe kostete und sich den Schlaf brechen mußte, um das Magazin zu bewachen. Nun hatte sein Nachbar ein ganz ähnliches Magazin, aber er hielt sich keinen Wächter; denn sagte er sich — mein Nachbar strengt sich an und hält Wache, damit bewacht er auch zugleich, ohne daß es mich etwas kostet, mein Eigenthum, denn jede Gefahr, die dem meinigen droht, droht auch dem seinigen. Und so war er klug und guter Dinge und ließ den Andern sorgen und sich übermäßig anstrengen . . .

Da änderten sich nun die Zeiten, und der einen Wächter haltende Nachbar zwang den andern, daß er auch mit beisteuere. Das ist nun allgemeine Wehrpflicht und erhöhte Steuern.

Der Schoppen ist Wahrheit.

Der freundliche Leser, der nicht das Glück hat, am Rheine zu wohnen, weiß noch nicht, darum soll er es jetzt erfahren, daß am Rhein der Brauch ist, vor Tisch, zur sogenannten Elfuhrmesse, seinen

Frühschoppen zu trinken und manchmal auch etwas mehr. In der Regel geht's friedlich dabei her, man hänselt einander nur vertraulich.

Nun gab's aber auch einmal Händel und zwar arge Raufhändel.

Die Sache kam vor Gericht. Viele Zeugen, fast ein Dutzend an der Zahl, mußten zum Verhör.

Ein Zeuge tritt vor und sagt: „Ei," — der Mittelrheiner fängt gern mit ‚Ei' an — „ei, ich komme zum Fritz Brodt und trinke meinen halben Schoppen, und da war's so und so." So der Zweite, Dritte und Vierte und Alle zusammen. Endlich kommt ein breiter Schiffer an die Reihe, und er beginnt: „Ei, Herr Präsident, ich komme da zum Fritz Brodt und trinke meinen Schoppen —"

„Halt!" ruft der Präsident, „Ihnen vor Allen glaube ich, der Schoppen ist Wahrheit."

Drei heilsame Kugeln.

ohlgemuth saßen wir bei Tische. Die Hausfrau hat ihre gediegene Bildung auch dahin ausgedehnt, daß sie sich für verantwortlich hält, was für Speise auf den Tisch kommt. Sie bereitet gern ein gutes Gericht und freut sich, wenn der Gast ihm gerechte Ehre anthut durch einen gesunden Hunger; und der Hausherr — ja, Pater Jakobus ist ein vielgereister, die Weltbeziehungen klar

durchschauender Mann, und ebenso klar und echt ist der Wein in seinem Keller.

Da saßen wir nun, es war am Sonntag den 24. Februar 1867 in der Stunde, als in Berlin das erste deutsche Parlament, oder eigentlich nicht das erste, sondern das zweite, oder wenn man genau rechnet, auch das dritte, eröffnet wurde.

Ein geborner Süddeutscher, der von Kopf ein Preuße geworden, im Herzen aber ein Süddeutscher bleibt, hoffte, daß die Thronrede ein gutes Wort enthalten werde, das über die Mainlinie hinüber frohe Botschaft wäre.

Das Gespräch ging weiter über den wundersamen Ausfall der Wahlen, über Unberechenbarkeit des allgemeinen, directen und geheimen Wahlrechts, und ja — wer kann sagen, wie ein Tischgespräch sich wendet? Ein gescheiter Advokat, der an der Grenze Frankreichs wohnt, gab näheren Bescheid über den Zeitungsbericht, der nach Angabe des französischen Unterrichtsministers feststellt, daß zwei Drittheile der französischen Mädchen, sage zwei Drittheile, in Klosterschulen unterrichtet würden. Als genauer Kenner Frankreichs zeigte er uns, wie hierdurch das ganze Leben Frankreichs wesentlich bestimmt würde.

Das Gespräch wendete sich wieder, es wurde ergiebig und heiter, aber es läßt sich nichts Bestimmtes mehr davon berichten. Von solch einer Mittagstafel bringt man denen daheim, die fragen: wie war's? kaum etwas mehr mit als ein Gutchen (Bonbon) vom Nachtisch. Und so hab' ich noch ein Gutchen, das euch vielleicht erlustigt. Meine Tischnachbarin, eine ausgezeichnete Sängerin, wurde über ihre Ansicht von der sogenannten Zukunftsmusik gefragt. Sie erwiderte: „Ich kenne die Zukunft nicht, ich glaube indeß, daß man in Zukunft kein anderes Gehör haben wird als jetzt."

„Ja," sagte der Advokat, „Zukunftsmusik und Homöopathie, das sind zwei Dinge, die einen wahren Fanatismus erzeugen. Mit wissenschaftlichen Gründen, mit Kunstgesetzen, mit Vernunft läßt sich gegen einen mit Fanatismus erfaßten Glauben nicht ankämpfen."

„In der That," rief Jakobus, „von der Homöopathie kann ich mitreden; sie hat mir einst eine Ohrfeige von einer der geistvollsten und liebenswürdigsten Frauen eingetragen."

„Eine homöopathische Ohrfeige?"

„Nein, aber sie that von der liebenswürdigen Frau doch mehr wohl als weh. Die Sache war nämlich so: Eines Tages kam ich zu ihr, und sie, die fast immer Anmuthiges und Belebendes zu berichten wußte, hatte jetzt nichts als von Homöopathie zu reden."

„Ich kenne auch ein wunderbares Beispiel von der Heilkraft der Homöopathie," erwiderte ich.

„Sie? Erzählen Sie."

„Ich kannte in Wien einen Mann, der sich durch Studium und Nervenaufregung eine hartnäckige Schlaflosigkeit zugezogen hatte. Der Mann war nicht nur ein gelehrter, sondern auch ein reicher Mann. Nun ließ er kein Mittel unversucht. Man rieth ihm Veränderung des Klima's; er that es. Aber immer wieder war es nicht das rechte für ihn; die Aerzte wiesen ihn bald da, bald dort hin, bald in ein feuchtes, bald in ein trockenes Klima: er war in Italien — Aegypten war damals noch nicht Mode — er war in der Schweiz, in England, in Schweden, in Rußland, es half nichts; er kehrte nach Wien zurück.

„Es war die Zeit, da die Homöopathie im Schwunge war, und da er Alles versucht hatte, wendete er sich nun zu diesem Heilverfahren. Er läßt den berühmtesten homöopathischen Arzt rufen. Der Mann kommt, fühlt ihm den Puls, läßt sich die Zunge zeigen, fragt nach Appetit, und all sein Fragen und der ganze Ton seiner Rede, die Art seines Benehmens erwecken das zuversichtlichste Vertrauen. Endlich sagt er: ‚Ich freue mich, daß ich hier einen Fall vor mir habe, den ich nicht nur vollkommen verstehe, sondern den ich auch mit unbedingter Gewißheit heilen kann.' Er verordnete nun dem Kranken drei Kügelchen, die er mittelst eines angefeuchteten beinernen Schäufelchens einnehmen solle. Dies geschah, und der Gelehrte schläft bald ein und schläft so gut wie ein Kind.

„Am Morgen, als er frisch gestärkt erwacht, ruft er seinen Diener und schickt ihn sofort mit einer bedeutenden Summe als Dank zu dem Arzt.

„Wer war glücklicher als der reiche Gelehrte? Die ganze Welt und alle seine Bücher sahen ihn wieder fröhlich an. Am Abend, ach, wie freut er sich auf die heilsame Medicin und auf den guten Schlaf

— — nimmt er das Schäufelchen vor und will es anfeuchten, und sieh' da, da sind die drei Kügelchen noch auf dem Schäufelchen . . .

„So weit, meine lieben Gastfreunde, hatte ich erzählt, und kaum bin ich so weit, da bekomme ich eine Ohrfeige von der schönen Hand. Ich wünsche, daß es euch nicht so geht, wenn ihr die Geschichte einmal weiter erzählt. Denn auch von einer lieben Hand ist eine Ohrfeige doch immer keine angenehme Erwidernng."

Der Besuch ohne Umstände.

ommt ein gut ausgewachsener Neffe zu seiner eben so wohlhäbigen als karg lebenden Tante in Schwaben.

„Soll ich dir nicht einen frischen Kaffee machen und magst ein Butterbrod dazu? Ich hab gerad' heut frischen Butter." Beiläufig bemerkt, wird überall, wo Butter ungesalzen ist, der Butter gesagt.

„Ja, Tante, ist recht. Ich mache keine Umstände."

Der Tante wäre es vielleicht lieber gewesen, der Neffe hätte mit dem Anerbieten vorlieb genommen und etwas Umstände gemacht. Sie bereitet indeß schnell einen extrastarken Kaffee, stellt dazu ein frisch Bällele Butter und die bis oben gefüllte Zuckerdose auf den Tisch. Der Neffe, der sich eines gesunden Appetits erfreute, langt ohne Umstände zu, haut mit dem Messer ein schön Stück Butter ab und schmiert es sich aufs Brod. Der Tante geht ein Grausen an und sie sagt: „Der Butter kostet 36 Kreuzer das Pfund."

„Ist's auch redlich werth," erwidert der Neffe und holt sich noch ein erkleckliches Stück als neue Ladung.

Nun greift er in die Dose — er legt die Zuckerzange daneben, denn er haßt das unbequeme Instrument, das schwer zu handhaben ist — und thut einen Haufen Stücke in seine Tasse. Die Tante sieht das mit Schrecken: sie zittert aber, da sie sieht, daß er noch einmal nachhelfen will.

„Nimm dir die Bröfele" (Brosamen), sagt sie, in Verzweiflung lächelnd: „die Bröfele süßen gar gut."

„Ich trink' den Kaffee nicht gern so süß," sagt der Neffe und holt noch ein paar tüchtige Brocken und thut sie in seine Tasse.

Ueberraschendes Glück.

Frau A: Ach! wenn ich solch schönes Haar hätte wie Sie, da wäre ich glücklich.

Frau B (die Garnitur abnestelnd): Hier haben Sie es, seien Sie glücklich!

Ganze Arbeit.

Künstlich angelegter Volksjubel, wie kommt man dahinter?

Hier ein kleines Beispiel.

Ein deutscher Fürst — weil er landlos ist und jetzt genannt werden dürfte, soll er nun ungenannt bleiben — kehrte einstmals in seine Residenz zurück, und da war übermächtiger Jubel. Niemand wußte eigentlich recht warum. Man spannte die Pferde aus und zog den Wagen, darin der Fürst saß, mit Menschenkraft bis vors Schloß. Der Fürst stieg aus und dankte. Da stand nun der leere Wagen, und einer der bestellten Jubelzieher fragte unvorsichtigerweise: „Herr Oberhofmarschall! Sollen wir auch den Wagen in die Remise schaffen?"

Neue Provinzen im Seelenleben.

Wir, die wir noch vor der Zeit der Eisenbahnen und Telegraphen geboren sind, wir wissen, daß seitdem auch Vieles in der Menschenseele sich geändert hat; Manches wurde ausgelöscht und ganz Neues that sich auf.

Wie ist z. B. das Heimweh, das vordem die Gemüther so schwer belastete, fast ganz verschwunden. Auf weiteste Entfernung hin kann man in kürzester Zeit Nachricht geben und empfangen; freilich ist noch Geld dazu nöthig, aber immerhin, die Schwermuth kann nicht so in der Seele Wurzel fassen wie vor Zeiten.

Die seltsamsten Widerspiele in der Seele hat aber doch die Eisenbahn hervorgebracht, und am lächerlichsten, ja unbarmherzig mitleidslos betrachtet, erscheint ein Mensch, der den Bahnzug versäumt hat. Da braust der Zug hin, du starrst ihm nach; jetzt ist er dort und dort, da könntest du auch sein, wenn — ja, wenn du nicht eine Minute zu spät gekommen wärest. Und gar traurig und zögernd ist dein Schritt auf dem Wege, den du vor wenigen Minuten so

athemlos dahingeeilt. Du schaust nicht auf, du sprichst Niemand an, du willst nicht belächelt und bemitleidet sein; aber daheim mußt du doch hören: Bist du schon wieder da? und du kannst froh sein, wenn du in deinem Aerger nicht noch geneckt, sondern getröstet wirst. Und du kommst dir so überflüssig vor in deinem Haus; eine ganze Kette von Mißempfindungen umschlingt dich.

Ja, es gibt kein anderes Mittel als das: Sei ein andermal besser bei der Hand! Lerne das große Gesetz der neuen Zeit: auf Tag und Stunde achten; dann bedarfst du kein Mitleid von Anderen und ersparst dir den Aerger über dich selbst.

Die Wunderhaube.

„Ja, was man heutigen Tages mit Dienstboten ausstehn," klagte die sonst heitere Stadträthin, „man ist ihrer nie sicher. Alle meine Köchinnen heirathen von mir weg. Das ist eine Freude für sie, aber keine für mich; denn es ist nicht angenehm, immer neue Leute einzugewöhnen. Nun hatte ich endlich eine bejahrte, nahezu kahlköpfige Köchin und war sicher, daß sie mir nicht mehr heirathet. Sie war ein Jahr bei mir und kochte nach meinem Geschmack. Eines Tages klopft es an meine Thür, ich rufe herein, und Jette kommt mit einer Schachtel."

„Warum klopfen Sie an?"

„Ja, Frau Stadträthin, Sie wissen, meine Schwester ist gestorben und da schickt mir mein Schwager etwas... er meint, ich solle mich der Kinder annehmen, und ich bin einverstanden."

„Was schickt er denn?"

„Da sehen Sie."

Sie öffnet die Schachtel, darin ist eine Haube, über welcher ein Myrtenkranz und darunter eine Perrücke; Alles in Einem Stück.

Ich gratulire.

Wie der Weltweise Moses Mendelssohn seine Frau gewann.

(Eine Ueberlieferung.)

Der vielverehrte Moses Mendelssohn, den man den Sokrates seiner Zeit nannte, war im Bade von Pyrmont. Hier lernte er den Kaufmann Guggenheim aus Hamburg kennen.

„Rabbi Moses," sagte dieser eines Tages, „wir Alle verehren Sie, aber mit höchster Begeisterung verehrt und bewundert Sie meine Tochter. Mir wäre es das höchste Glück, Sie zum Eidam zu haben. Besuchen Sie uns doch einmal in Hamburg."

Moses Mendelssohn war sehr schüchtern, denn er war gar traurig verwachsen. Endlich entschloß er sich doch von Berlin aus zur Reise und besuchte unterwegs seinen großen Freund Lessing in Braunschweig, wie in seinen Briefen zu lesen ist. Mendelssohn kommt in Hamburg an, besucht Guggenheim in seinem Comptoir. Dieser sagt:

„Gehen Sie hinauf zu meiner Tochter, sie wird sich sehr freuen, Sie zu sehen. Ich habe viel von Ihnen erzählt."

Mendelssohn besucht die Tochter.

Andern Tages kommt er zu Guggenheim in's Comptoir. Die beiden Männer wissen das Wort nicht zu finden und Mendelssohn spricht endlich von dem anmuthigen und denkkräftigen Wesen der Tochter.

„Ja, verehrter Rabbi," sagt Guggenheim, „soll ich Ihnen ehrlich sagen . . ."

„Natürlich."

„Sie sind ein Philosoph, ein wohldenkender weiser Mann, Sie

werden es dem Kinde nicht übel nehmen; sie hat gesagt . . . sie sei erschrocken, wie sie Sie gesehen hat, weil Sie . . ."

„Weil ich einen so gräßlichen Buckel habe."

Guggenheim nickte.

„Ich habe mir's gedacht," sagte Mendelssohn; „Ich will aber doch bei Ihrer Tochter noch Abschied nehmen."

Er ging hinauf in die Wohnung und setzte sich zu der Tochter, die am Fenster auf erhöhtem Sitz eine Näharbeit in der Hand hatte. Sie sprachen gut und traulich mit einander; aber das Mädchen sah nicht auf und Mendelssohn nicht an. Endlich stellte das Mädchen die Frage:

„Glauben Sie auch, daß die Ehen im Himmel geschlossen werden?"

„Gewiß! Und mir ist noch was Besondres geschehen. Sie wissen, daß, nach einer talmudischen Sage, bei der Geburt eines Kindes, im Himmel ausgerufen wird, der und der bekommt die und die! Wie ich nun geboren worden, wurde mir auch meine Frau ausgerufen — aber dabei heißt es, sie wird leider Gottes einen Buckel haben, einen schrecklichen. — Lieber Gott, hab' ich da gesagt: ein Mädchen, das verwachsen ist, wird gar leicht bitter und hart, ein Mädchen soll schön sein. Lieber Gott! gib mir den Buckel und laß das Mädchen schön und wohlgefällig sein."

Kaum hatte Moses Mendelssohn das gesagt, als ihm das Mädchen um den Hals fiel — und sie ward seine Frau und sie wurden glücklich mit einander und hatten schöne und brave Kinder, von denen Nachkommen noch leben bis auf den heutigen Tag.